



LINWOOD
BARCLAY
FENSTER
ZUM TOD

THRILLER

Knaur*

Linwood Barclay

Fenster zum Tod

Thriller

Aus dem Englischen von Silvia Visintini

Über dieses Buch

Bei einem seiner virtuellen Spaziergänge durch Manhattan zuckt Thomas vor seinem PC zusammen: Im Fenster eines Hauses ist eine menschliche Gestalt zu erkennen, über deren Kopf eine Plastiktüte zusammengezogen wird. Thomas ist fest überzeugt, einen Mord beobachtet zu haben. Doch am nächsten Tag ist die Aufnahme verschwunden, und niemand schenkt ihm Glauben – denn er leidet an Schizophrenie. Dabei sind ihm die Verfolger längst auf den Fersen ...

Prolog

Reiner Zufall, dass er ausgerechnet in diesem Augenblick in die Orchard Street einbog und das Fenster sah. Es hätte ohne weiteres eine Woche später sein können. Oder einen Monat. Vielleicht sogar ein Jahr. Aber es sollte eben genau an diesem Tag sein.

Klar, irgendwann wäre er bestimmt hier entlanggewandert. Früher oder später führte ihn sein Weg in jede Straße. Eigentlich wollte er immer methodisch vorgehen – dem Verlauf einer Straße vom Anfang bis zum Ende folgen, dann links oder rechts in die letzte Querstraße abbiegen, bis zur nächsten Ecke laufen, da eine Parallelstraße nehmen und wieder in die Richtung gehen, aus der er gekommen war, so als schlenderte er durch die Gänge im Supermarkt. Bei jeder neuen Stadt nahm er sich das ganz fest vor, doch immer kam ihm eine Querstraße buchstäblich in die Quere, irgendetwas erregte seine Aufmerksamkeit, und schon war es um seine guten Vorsätze geschehen.

Als er nach Manhattan gekommen war, war es genau dasselbe, obwohl sich Manhattan von allen Städten, die er schon besucht hatte, am besten dazu eignete, systematisch erforscht zu werden – jedenfalls die Stadtteile nördlich der 14. Straße, die in diesem perfekten Raster von Straßen und Avenues angelegt waren. Südlich davon, in West Village, Greenwich Village, SoHo, Chinatown, ja, da herrschte das totale Chaos, aber das machte ihm nichts aus. Schlimmer als in London oder Rom oder Paris oder Boston North End war es hier auch nicht, und diese Städte zu erforschen hatte ihm großen Spaß gemacht.

Er war von der Delancey Street nach Süden in die Orchard Street abgebogen, aber gestartet war er Ecke Spring Street und Mulberry Street. Von dort war er nach Süden bis zur Grand Street gelaufen, dann in westlicher Richtung bis zur Crosby, zurück nach Norden bis zur Prince, die Prince entlang nach Osten in die Elizabeth, dann nach Süden bis zur Kenmare und weiter nach Osten in die Delancey Street. An der Ecke Orchard Street entschied er sich, rechts abzubiegen.

Eine schöne Straße. Nicht in dem Sinne, dass hier Gärten, Springbrunnen und üppig belaubte Bäume die Gehsteige gesäumt hätten. Und auch nicht schön wie beispielsweise die Váci utca in Budapest oder die Avenue des Champs-Élysées in Paris oder die Lombard Street in San Francisco, aber charaktervoll und geschichtsträchtig. Schmal und einspurig verlief sie von Süden nach Norden, flankiert von

alten Backsteinhäusern. Mietskasernen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nur selten mehr als vier Stockwerke hatten, oft sogar nur zwei oder drei. Die verschiedensten Epochen der Stadtgeschichte hatten hier ihre Spuren hinterlassen. Die Gebäude mit ihren Feuerleitern, die sich wie Skelette an die Fassaden klammerten, spiegelten den zu ihrer Entstehungszeit beliebten Neorenaissance-Stil wider: Bögen über den Fenstern, vorspringende steinerne Tür- und Fensterstürze, kunstvoll gemeißelte Blattornamente. Doch in den Läden im Erdgeschoss konnte man vom trendigen Café bis zur Edelboutique alles finden. Es gab aber auch ältere, traditionellere Geschäfte – einen Uniformladen, ein Immobilienbüro, einen Friseur, eine Galerie, ein Koffergeschäft. Viele der geschlossenen Geschäfte waren mit Rollgittern gesichert.

Er schlenderte mitten auf der Straße dahin. Um den Verkehr machte er sich keine Gedanken, nicht jetzt. Seiner Meinung nach entwickelte man das beste Gefühl für eine Gegend, wenn man mitten auf der Straße lief. Hier hatte man den besten Überblick. Man konnte geradeaus schauen oder von links nach rechts oder sich um die eigene Achse drehen und sich alles noch einmal ansehen. Für den Fall, dass es einmal schnell gehen musste, war es von Vorteil, seine Umgebung und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten zu kennen.

Was ihn an einer Stadt am meisten interessierte, war die räumliche Anordnung der Häuserblocks, die Architektur, die Infrastruktur – den Menschen, denen er auf seinen Wanderungen begegnete, schenkte er wenig Beachtung. Er begann keine Unterhaltungen. Es war ihm kein Bedürfnis, zu der Rothaarigen, die rauchend an einer Ecke stand, auch nur »Hallo« zu sagen. Es war ihm egal, ob die Frau mit ihrer Aufmachung möglicherweise irgendein Statement abgeben wollte – mit ihrer Lederjacke, ihrem Minirock und den schwarzen Strümpfen, die aussahen, als wären die Laufmaschen absichtlich hineingemacht worden. Er würde auch die Frau mit der schwarzen Baseballkappe, die gerade vor ihm über die Straße schoss, nicht fragen, wie die Yankees sich ihrer Meinung nach dieses Jahr schlagen würden. Baseball interessierte ihn nicht, und er sah sich auch keine Spiele an. Und warum eine Gruppe von Menschen, denen Reiseführer aus den Jackentaschen lugten, einer Frau in ihrer Mitte lauschte, war ihm auch keine Frage wert. Wahrscheinlich war sie eine Fremdenführerin.

Als er zur Broome Street kam, fiel ihm an der Südostecke ein einladend aussehendes Restaurant mit kleinen weißen Tischen und gelben Plastikstühlen ins Auge. Aber niemand saß draußen. Auf einem Schild im Schaufenster stand: »Reinkommen und aufwärmen«. Er ging näher und spähte hinein. Hier saßen Leute, tranken Kaffee, arbeiteten an Laptops, lasen Zeitung.

In der Fensterscheibe spiegelte sich der Wagen wider. Ein unauffälliger Kleinwagen. Vielleicht ein Civic. Mit dieser Apparatur auf dem Dach. Den hatte er auf seinen Wanderungen immer wieder gesehen. So oft schon, dass er beinahe hätte glauben können, der Wagen verfolge ihn. Er verscheuchte diesen Gedanken und blickte durch das Glas hindurch in das Restaurant hinein.

Am liebsten wäre er hineingegangen und hätte sich einen Latte macchiato oder einen Cappuccino bestellt. Er konnte den Kaffee beinahe riechen. Aber er musste weiter. Er musste sich noch so viel auf der Welt ansehen, und die Zeit war so knapp. Morgen wollte er nach Montreal und, je nachdem, wie er dort vorankam, am Tag darauf nach Madrid.

Doch dieser Ort würde ihm im Gedächtnis bleiben. Das Schild im Fenster, die Tische und Stühle vor dem Lokal. Die anderen Läden in der Orchard Street. Die schmalen Passagen zwischen den Gebäuden. Und alles, was er auf der Spring und der Mulberry Street gesehen hatte. Auf der Grand und der Crosby. Der Prince und der Elizabeth, der Kenmare und der Delancey.

An alles würde er sich erinnern.

Er hatte ungefähr ein Drittel der Strecke zwischen der Broome Street und der nächsten Querstraße zurückgelegt, als er nach oben sah.

Und da kam der eigentliche Zufall ins Spiel. Dass er in die Orchard Street gelangt war, war nicht weiter bemerkenswert. Aber dass er nach oben sah. Das tat er nicht immer. Er prägte sich die Läden ein, las die Schilder in den Schaufenstern, betrachtete die Menschen in den Cafés, merkte sich die Hausnummern, aber nur selten hob er den Blick und sah über das Erdgeschoss oder den ersten Stock hinaus. Manchmal dachte er einfach nicht daran, manchmal hatte er keine Zeit dazu. Er hätte ohne weiteres diese Straße entlanggehen und nicht zu diesem speziellen Fenster in diesem speziellen Mietshaus hochsehen können.

Dann dachte er wieder, dass von Zufall gar keine Rede sein konnte. Vielleicht *sollte* er dieses Fenster sehen. Vielleicht war es eine Probe der besonderen Art, auf die er da gestellt wurde. Um zu beweisen, dass er bereit war. Er selbst war sich sicher, aber die, die sich seine Talente zunutze machen würden – die mussten noch überzeugt werden, ehe sie seine Dienste in Anspruch nahmen.

Es war ein Fenster im zweiten Stock. Im Erdgeschoss des Hauses gab es einen Tabak- und Zeitschriftenladen – im Schaufenster spiegelte sich schon wieder dieser Wagen – und noch ein zweites Geschäft, einen Laden für Damenschals. Das Fenster war horizontal in zwei Scheiben geteilt, mit einem vorgebauten Klimagerät, das die Hälfte der unteren Scheibe verdeckte. Etwas Weißes oberhalb der Klimaanlage hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

Auf den ersten Blick sah es aus wie einer dieser Styroporköpfe, die in Kaufhäusern und Friseursalons zur Präsentation von Perücken benutzt wurden. *Irgendwie komisch, so ein Ding ans Fenster zu stellen*, dachte er. Ein kahler, gesichtsloser, weißer Kopf, der die Orchard Street beobachtete. Aber wahrscheinlich gab es nichts, was man an Fenstern in New York nicht finden konnte. Wäre es seiner gewesen, hätte er dem Kopf wenigstens eine Sonnenbrille aufgesetzt, um ihm ein Minimum an Persönlichkeit zu verleihen. Ein bisschen was Extravagantes. Obwohl *extravagant* zugegebenermaßen nicht unbedingt das Wort war, das Menschen als Erstes zu ihm einfiel.

Doch je länger er den Kopf betrachtete, desto größer wurden seine Zweifel, dass er aus Styropor war. Dazu war die Oberfläche nicht matt genug. Ja, zu glatt und glänzend war sie. Plastik vielleicht, wie die Tüten, die man in Supermärkten bekam, oder in Reinigungen, aber nicht die ganz durchsichtigen.

Das wollte er sich genauer ansehen.

Dieses weiße, beinahe runde Ding am Fenster hatte nämlich trotz allem die Form eines Kopfes. Das Plastik spannte über einer Ausbuchtung, die eigentlich nur eine Nase sein konnte. Es bedeckte etwas, das oben einer Stirn und unten einem Kinn ähnelte. Man konnte sogar die Andeutung eines Mundes sehen, die Lippen geöffnet, wie zum Luftschnappen.

Oder zum Schreien.

Sieht aus, als ob sich einer einen weißen Strumpf über den Kopf gezogen hat, dachte er. Dennoch hatte der Glanz des Materials mehr Ähnlichkeit mit Plastik.

Sehr gescheit war das ja nicht. Sich eine Plastiktüte über den Kopf zu ziehen. Davon konnte man doch ersticken!

Man müsste an der Plastiktüte ziehen, müsste sie von hinten zusammendrehen, damit sie sich so eng ans Gesicht schmiegte. Aber sonst war von dieser Person nichts zu sehen, weder die Arme noch die Hände, die das taten.

War da vielleicht jemand anderes am Werk?

Oh. Oh, nein.

War es das, was er gerade beobachtete? Wie ein Mensch einem anderen eine Tüte über den Kopf zog? Ihm die Luft abdrückte? Ihn erstickte? Sah der Mund deshalb so aus, als ränge er nach Atem?

Mit wem wurde das gerade gemacht? Mit einem Mann? Einer Frau? Und *wer* machte das?

Plötzlich musste er an den Jungen am Fenster denken. An einem anderen Fenster. Vor vielen Jahren.

Aber der Mensch an diesem Fenster, in diesem Moment, der sah nicht aus wie ein Junge. Oder ein Mädchen. Das hier war ein Erwachsener.

Ein Erwachsener, dessen Leben zu Ende ging.

Auf jeden Fall sah es so aus.

Er spürte, wie sein Herz schneller zu schlagen begann. Auf seinen Reisen hatte er auch früher schon so manches gesehen. Manches, das nicht in Ordnung war.

Aber das war nichts im Vergleich zu dem hier. Keinen Mord. Noch nie.

Und das hier war ein Mord. Da war er sich ganz sicher.

Er schrie nicht. Er griff nicht nach einem Handy in seiner Jacke, um den Notruf zu wählen. Er rannte auch nicht in den nächsten Laden, um jemanden aufzufordern, die Polizei zu rufen. Und er stürmte nicht in das Haus, raste nicht zwei Stockwerke hoch, in der Hoffnung, verhindern zu können, was hinter diesem Fenster geschah.

Er streckte nur zaghaft die Hand aus, als könne er das Gesicht dieses Ersticken im zweiten Stock berühren, könne ertasten, was er oder sie da um den Kopf gewickelt hatte, irgendwie feststellen, ob –

Klopf, klopf.

Dann, vielleicht konnte er dann besser verstehen, was gerade geschah, mit diesem Menschen am –

Klopf, klopf.

Gebannt starrte er auf das, was an diesem Fenster zu sehen war, und begriff zunächst gar nicht, dass jemand ihn auf sich aufmerksam zu machen versuchte. Jemand war an der Tür.

Er nahm die Hand von der Maus, drehte sich mit seinem gepolsterten Stuhl herum und sagte: »Ja?«

Die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Aus dem Flur sagte jemand: »Schwing deinen Hintern runter zum Abendessen, Thomas.«

»Was gibt's denn?«, fragte er.

»Hamburger. Vom Grill.«

»Ist gut«, sagte der Mann auf dem Computerstuhl mit unbeteiligter Stimme.

Er drehte sich wieder um und konzentrierte sich wieder auf das Standbild auf seinem extragroßen Computerbildschirm. Auf den verschwommenen weißen, verpackten Kopf, der dort schwebte. Wie eine Geistererscheinung.

Hatte das damals jemand gesehen? Hatte jemand nach oben geblickt?

Den Jungen am Fenster hatte niemand gesehen. Niemand hatte nach oben geschaut. Niemand hatte ihm geholfen.

Der Mann ließ das Bild auf dem Bildschirm, damit er es gründlich inspizieren konnte, wenn er nach dem Abendessen zurückkam. Dann würde er entscheiden, was er tun wollte.

Zwei Wochen zuvor

„Ich habe eine tolle Idee“, sagte er, als wir in der Kantine saßen. „Ich werde ein Buch schreiben.“

„Ein Buch?“, fragte ich. „Über was?“

„Über alles“, sagte er. „Über das Leben, die Liebe, die Freundschaft.“

„Das klingt großartig“, sagte ich. „Aber wie soll das aussehen?“

„Ich weiß es noch nicht“, sagte er. „Aber ich werde es machen.“

„Du wirst es machen“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

„Du wirst es schreiben“, sagte ich. „Aber du wirst es nicht schreiben.“

„Ich werde es schreiben“, sagte er. „Ich werde es schreiben.“

Eins

Komm doch rein, Ray.«

Harry Peyton schüttelte mir die Hand, führte mich in sein Büro und deutete auf den roten Ledersessel vor seinem Schreibtisch. Er war ungefähr so alt wie mein Vater, sah aber Jahre jünger aus. Er war eins achtzig groß und schlank, und sein Kopf war glatt wie eine Melone. Kahlköpfige Männer wirkten oft älter als sie tatsächlich waren, doch bei Harry war das anders. Er war Langstreckenläufer, und sein teurer Anzug saß wie eine zweite Haut. Sein Schreibtisch war der sichtbare Beweis für seine Ordnungsliebe. Ein Computermonitor, eine Tastatur, eines der neuesten Smartphones. Und ein Aktenhefter. Sonst war der Tisch leer wie eine Leinwand vor dem ersten Pinselstrich.

»Ich möchte dir noch mal sagen, wie leid es mir tut«, sagte Harry. »Es gibt so viel, das man über deinen Vater sagen kann, aber Reverend Clayton hat es sehr schön zusammengefasst. Adam Kilbride war ein guter Mensch.«

Ich rang mir ein Lächeln ab. »Ja, dafür, dass er Dad gar nicht kannte, hat der Pfarrer seine Sache recht gut gemacht. Dad war kein großer Kirchgänger. Wir können wahrscheinlich von Glück sagen, dass wir überhaupt jemand gefunden haben. Danke, dass Sie zur Beerdigung gekommen sind. Damit waren wir fast ein rundes Dutzend.«

Wir waren zu elft gewesen, den Pfarrer und mich eingeschlossen. Harry war da und drei von Dads Kollegen aus der Firma, bei der er gearbeitet hatte, darunter auch sein ehemaliger Boss, Len Prentice, und dessen Frau Marie. Dazu noch ein Freund von Dad, der eine Eisenwarenhandlung in Promise Falls geführt hatte, bis der Heimwerkermarkt am Stadtrand eröffnete und ihn arbeitslos machte. Außerdem war Dads jüngerer Bruder Ted mit seiner Frau Roberta aus Cleveland gekommen, und eine Nachbarin von Dad, eine Frau namens Hannah, keine Ahnung, wie sie mit Nachnamen hieß. Und dann war da noch eine Frau, die Thomas und ich von der Highschool kannten, Julie McGill. Sie arbeitete beim *Promise Falls Standard*, der Lokalzeitung, und hatte den Artikel über Dads Unfall geschrieben. Sie war nicht gekommen, um über die Beerdigung zu berichten – zwar hatten die Umstände von Dads Tod für eine gewisse Aufmerksamkeit gesorgt, doch war er weder Bürger des Jahres, noch Präsident des Rotary-Club oder etwas in der Art gewesen. Seine Verdienste

um die Gesellschaft hatten nicht den geringsten Nachrichtenwert. Julie war einfach nur gekommen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Im Beerdigungsinstitut blieben eine Menge Eiersalat-Sandwiches übrig. Ich wurde genötigt, ein paar für meinen Bruder mit nach Hause zu nehmen. Ich hatte seine Abwesenheit damit erklärt, dass er sich nicht wohl fühle, aber niemand, zumindest niemand, der meinen Bruder kannte, nahm mir das ab. Auf der Heimfahrt war ich nahe daran, die Sandwiches aus dem Wagenfenster zu werfen. Sollten doch die Vögel sich daran gütlich tun und nicht mein Bruder. Aber ich tat es nicht. Ich brachte sie nach Hause, und sie wurden alle gegessen.

»Ich hatte gehofft, dein Bruder würde kommen«, sagte Harry. »Ich habe ihn schon lang nicht mehr gesehen.« Anfangs dachte ich, Harry meinte zu dieser Besprechung. Das wunderte mich, denn mein Bruder war ja nicht in der Lage, sich um den Nachlass unseres Vaters zu kümmern. Dann wurde mir klar, dass Harry die Beerdigung meinte.

»Tja, ich hab alles versucht«, sagte ich. »Krank war er jedenfalls nicht.«

»Dachte ich mir.«

»Ich wollte ihn überreden, aber es war sinnlos.«

Peyton schüttelte teilnahmsvoll den Kopf. »Euer Vater hat für ihn getan, was er konnte. Wie damals, bevor eure Mutter – Rose, Gott hab sie selig – von uns ging. Wie lange ist das jetzt her?«

»Das war 2005.«

»Danach muss es noch viel schwerer für ihn gewesen sein.«

»Damals war er noch bei P&L«, sagte ich. Die Druckerei Prentice und Long. »Er ist kurz darauf in Frührente gegangen. Ich glaube, daraufhin ist es richtig schlimm für ihn geworden. Den ganzen Tag im Haus zu sein. Das hat ihm wirklich aufs Gemüt geschlagen, aber er war nicht der Typ, der sich vor etwas drückte.« Ich biss mir auf die Lippe. »Mom ... sie hat es irgendwie geschafft, sich nicht unterkriegen zu lassen. Für sie war es immer leichter, sich mit den Tatsachen abzufinden, als für Dad.«

»Adam war ja noch jung«, sagte Harry. »Zweiundsechzig. Das ist doch kein Alter. Es hat mich glatt umgehauen, als ich es hörte.«

»Tja, mich auch«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wie oft Mom ihm im Laufe der Jahre gesagt hat, das es gefährlich ist, diesen steilen Hang mit dem Rasentraktor zu mähen. Aber er meinte immer, er hätte alles im Griff. Leider liegt dieser Teil des Grundstücks ziemlich weit ab vom Haus, man kann ihn weder von der Straße noch von den Nachbargrundstücken aus einsehen. Das Gelände fällt dort fast fünfundvierzig Grad zum Bach hin ab. Dad hat immer parallel zur Böschung gemäht und sich mit dem Körper zum Hang hin gelehnt, damit der Traktor nicht umkippt.«

»Was glaubst du, Ray, wie lange hat dein Vater wohl da draußen gelegen, bevor sie ihn fanden?«

»Wahrscheinlich hat er nach dem Mittagessen mit dem Rasenmähen begonnen, und gefunden wurde er erst kurz vor sechs. Als der Traktor auf ihn kippte, grub sich die Oberkante des Lenkrads da hinein –«, ich zeigte auf meine Körpermitte, »– in den Bauch, und zerquetschte ihm die inneren Organe.«

»Lieber Gott«, sagte Harry. Er berührte dabei seinen eigenen Bauch und versuchte wahrscheinlich, sich die Schmerzen vorzustellen, die mein Vater weiß der Himmel wie lange hatte ertragen müssen.

Dem hatte ich nichts hinzuzufügen.

»Er war ein Jahr jünger als ich«, sagte Harry und verzog das Gesicht. »Hin und wieder sind wir zusammen etwas trinken gegangen. Als Rose noch lebte, haben wir manchmal eine Runde Golf gespielt. Aber deinen Bruder so lange allein zu lassen, wie man für achtzehn Löcher braucht, das schien ihm dann doch zu riskant.«

»Und ein Golf-Ass war er ja auch nicht gerade«, sagte ich.

Harry lächelte betrübt. »Ich will nicht lügen. Beim Putten war er gar nicht schlecht, aber seine Drives waren schlicht Scheiße.«

Ich lachte. »Stimmt.«

»Aber als Rose dann nicht mehr war, hatte dein Vater nicht einmal mehr Zeit, einen Eimer Bälle auf dem Übungsplatz zu verschlagen.«

»Er hat immer in den höchsten Tönen von Ihnen gesprochen«, sagte ich. »Sie waren vor allem ein Freund, der Anwalt kam erst an zweiter Stelle.« Die beiden hatten sich fast ein Vierteljahrhundert gekannt. Seit damals, als Harry seine Scheidung durchgefochten hatte. Nachdem er seiner Ex-Frau das Haus überlassen hatte, wohnte er eine Zeitlang oberhalb eines Schuhgeschäfts hier im Zentrum von Promise Falls. Harry witzelte oft darüber, dass es ganz schön dreist von ihm sei, seine Dienste als Scheidungsanwalt anzubieten, nachdem er sich bei seiner eigenen so über den Tisch hatte ziehen lassen.

Harrys Handy gab einen Ton von sich, der den Eingang einer E-Mail verkündete, doch er würdigte es keines Blickes.

»Als ich das letzte Mal mit Dad telefoniert habe«, sagte ich mit einer Kopfbewegung Richtung Handy, »war er gerade am Überlegen, sich auch so ein Ding zuzulegen. Er hatte zwar eines, mit dem man fotografieren konnte, aber das war nicht mehr ganz neu, und die Fotos waren nicht besonders. Außerdem wollte er ein Handy, mit dem das Versenden von E-Mails keine Hexerei ist.«

»Adam hatte keine Berührungsängste mit diesem High-tech-Kram«, sagte Harry. Dann klatschte er in die Hände. Zeit, zum eigentlichen Grund meines Be-

suchs zu kommen. »Bei der Beerdigung hast du gesagt, dass du noch dein Studio hast. In Burlington, oder?«

Ich wohnte jenseits der Grenze des Staates New York, in dem Promise Falls liegt, in Vermont.

»Stimmt.«

»Beruflich läuft's gut?«

»Kann nicht klagen. Die Branche ist im Umbruch.«

»Ich habe was von dir gesehen, eine deiner – wie nennt man das – Zeichnungen?«

»Genau«, sagte ich. »Illustrationen. Karikaturen.«

»Vor ein paar Wochen habe ich in der Literaturbeilage der *New York Times* eine gesehen. Deinen Stil erkenne ich überall. Deine Figuren haben alle diese Riesenschädel und winzigen Körper, dass man glaubt, sie müssen jeden Moment umkippen. Und diese abgerundeten Ecken. Wie du die verschiedenen Hautfarben schattierst und alles, das gefällt mir sehr. Wie machst du das eigentlich?«

»Mit Airbrush.«

»Zeichnest du viel für die *Times*?«

»Nicht mehr so viel wie früher. Es ist ja viel einfacher, sich ein Bild aus dem Internet zu holen, als jemanden mit einer aufwendigen Neuillustration zu beauftragen. Von Zeitungen und Zeitschriften kommt immer weniger. Inzwischen mache ich mehr Webseiten.«

»Du gestaltest Webseiten?«

»Nein, ich mache nur den grafischen Teil und gebe das dann an die Webdesigner weiter.«

»Ich hätte gedacht, wenn man für Magazine und Zeitungen in New York und Washington arbeitet, muss man vor Ort wohnen, aber wahrscheinlich spielt das heutzutage keine Rolle mehr.«

»Was man nicht scannen und mailen kann, kann man mit FedEx verschicken«, sagte ich. Harry wartete, ob ich noch etwas hinzufügen wollte, dann schlug er den Ordner auf seinem Schreibtisch auf und studierte die Papiere darin.

»Ray, ich gehe davon aus, dass du das Testament, das dein Vater aufgesetzt hat, schon gesehen hast.«

»Ja.«

»Es ist schon lange her, dass er es aktualisiert hat. Die letzten Änderungen hat er nach dem Tod deiner Mutter vorgenommen. Einmal habe ich ihn zufällig bei Kelly's getroffen, und er hat mich auf einen Kaffee eingeladen. Er saß ganz allein in einer Nische am Fenster und schaute abwechselnd auf die Straße hinaus und in den *Standard*, aber ohne wirklich zu lesen. Ich habe ihn häufiger da gesehen. Ich

glaube, er brauchte Zeit für sich, weg von zu Hause. Jedenfalls winkte er mich zu sich und sagte, er denke über eine Ergänzung nach, von seinem Testament, meine ich. Er müsse vielleicht die eine oder andere Sonderklausel hinzufügen. Aber dann ist er nicht mehr dazu gekommen.«

»Davon hatte ich zwar keine Ahnung«, sagte ich, »aber ganz unerwartet kommt es nicht. So, wie's um meinen Bruder steht, kann ich mir gut vorstellen, dass er dem einen mehr hinterlassen wollte als dem anderen.«

»Also, um ehrlich zu sein, wenn Adam gekommen wäre, um das Testament in diese Richtung zu ändern, hätte ich vielleicht versucht, ihm das auszureden. Ich hätte ihm gesagt, dass es am besten sei, alle Kinder gleich zu behandeln. Sonst gibt es nur böses Blut zwischen den Hinterbliebenen. Natürlich wäre es noch immer seine Entscheidung gewesen. Das aktuelle Testament ist zwar ziemlich eindeutig, aber es gibt da ein, zwei Dinge, über die du dir Gedanken machen solltest.«

Ich stellte mir meinen Vater vor, wie er allein da an dem Vierertisch gesessen hatte. Selbst wenn er, genau genommen, nicht der einzige Bewohner war, hatte er seit Moms Tod das Haus praktisch für sich. Er musste nirgendwo anders hingehen, um allein zu sein. Aber ich konnte verstehen, dass er das Bedürfnis hatte rauszukommen. Manchmal musste man sich einfach ganz sicher sein, dass einen niemand überraschen konnte. Man brauchte Tapetenwechsel. Der Gedanke, dass mein Vater womöglich in dieser Gemütsverfassung gewesen war, machte mich traurig.

»Das heißt dann also fifty-fifty«, sagte ich. »Wenn der Nachlass liquidiert ist, geht eine Hälfte an mich und die andere an meinen Bruder.«

»Ja. Immobilien und Kapital.«

»Das sind so um die hunderttausend«, sagte ich. »Alles, was er und Mom für die Rente zusammengekratzt haben. Sie haben jahrelang gespart. Nie einen Cent für sich ausgegeben. Mit diesen hundert Riesen wäre er bis zu seinem Tod ausgekommen.« Ich stockte. »Auch wenn er noch zwanzig, dreißig Jahre gelebt hätte, meine ich. Und soweit ich weiß, gibt's auch noch eine Lebensversicherung, eine relativ kleine.«

Harry Peyton nickte und lehnte sich zurück, die Finger hinter dem Kopf ineinander verflochten. Er zog ein wenig Luft durch die Zähne. »Du wirst dir überlegen müssen, was du mit dem Haus tun willst. Nichts spricht dagegen, dass du es verkaufst und den Erlös mit deinem Bruder teilst. Es liegt keine Hypothek drauf, und ich würde schätzen, drei-, vierhunderttausend könntest du schon dafür kriegen.«

»So um den Dreh. Es sind fast sechseinhalb Hektar Grund.«

»Wenn ihr so viel bekommt, dann stünde jeder von euch mit plus/minus einer Viertelmillion da. Alles in allem ein schöner Batzen Geld. Wie alt bist du, Ray?«

»Siebenunddreißig.«

»Und dein Bruder ist zwei Jahre jünger, stimmt's?«

»Ja.«

Peyton nickte langsam. »Wenn er klug investiert, könnte er einige Jährchen davon zehren, aber er ist noch jung. Und bis er Rente beantragen kann, ist es noch eine Weile hin. Nach allem, was ich von deinem Vater gehört habe, ist er ja eigentlich nicht arbeitsfähig.«

Ich zögerte. »Kann man wohl so sagen.«

»Für dich sieht das schon anders aus. Du könntest das Geld anlegen, dir ein größeres Haus anschaffen, für den Tag – ich weiß, du bist nicht verheiratet, Ray, aber eines Tages lernst du jemanden kennen, bekommst Kinder –«

»Schon klar.« Bevor ich dreißig wurde, war ich schon ein, zwei Male nahe dran gewesen, den Bund fürs Leben zu schließen, doch dann war nichts daraus geworden. »Aber Kinder seh ich weit und breit nicht.«

»Das weiß man nie.« Wieder winkte er ab. »Geht mich aber auch nichts an, wenigstens nicht in meiner amtlichen Funktion. Aber ich glaube, euer Vater hätte es gern gesehen, dass ich mich ein bisschen um euch kümmere, euch gegebenenfalls mit meinem Rat zur Seite stehe.« Er lachte. »Aber ihr seid natürlich keine Kinder mehr. Das ist schon lange vorbei.«

»Ich weiß das zu schätzen, Harry.«

»Worauf ich hinaus will, Ray: Für dich ist das ein warmer Regen, sicher, aber du kommst auch ohne gut zurecht. Du verdienst nicht schlecht, und wenn das, was du jetzt machst, nicht mehr genug einbringt, dann wirst du etwas Neues finden. Du wirst immer auf die Füße fallen. Aber für deinen Bruder ist diese Erbschaft alles, was er je haben wird. Gut möglich, dass er seinen Anteil am Erlös des Hausverkaufs braucht, um sich über Wasser zu halten, vorausgesetzt, er findet eine passende Bleibe. Eine Wohnung in einem Heim oder was in der Art.«

»Darüber hab ich auch schon nachgedacht.«

»Die Frage ist, wirst du es schaffen, ihn aus dem Haus zu bringen? Du weißt schon, nicht nur einen Nachmittag lang, sondern ein für alle Mal?«

Ich blickte mich um, als könnte ich die Antwort darauf irgendwo in Harrys Büro finden. »Keine Ahnung. Er leidet ja nicht an – wie heißt das? – Agoraphobie. Dad hat ihn schon hin und wieder aus dem Haus gebracht. Im Wesentlichen, wenn er zum Arzt musste.« Ich hatte Schwierigkeiten mit dem Wort »Psychiater«, aber Harry wusste ja Bescheid. »Ihn zu überzeugen, aus dem Haus zu gehen, ist nicht das Problem. Ihn vom Computer loszueisen, daran beißt man sich die Zähne aus.

Jedes Mal, wenn Dad und er unterwegs waren, kamen sie auf dem Zahnfleisch wieder zurück. Ihn dazu zu bringen, aus diesem Haus aus- und woanders einzuziehen, sich dort einzugewöhnen, das ist, wovor mir graut.«

»Diesen Stein werde ich ins Rollen bringen«, sagte Harry. »Für dich als Nachlassverwalter gibt's eigentlich nicht viel zu tun, außer gelegentlich mal vorbeizuschauen und was zu unterschreiben. Bei dem einen oder anderen, wenn ich deine Meinung brauchen, dann wird Alice dich anrufen. Vielleicht willst du das Anwesen ja schätzen lassen, um eine Vorstellung zu bekommen, was du dafür verlangen kannst.« Er blätterte sich durch die Akte. »Deine Telefonnummern, E-Mail-Adresse – das steht alles hier drin, glaube ich.«

»Bestimmt.«

»Und hier habe ich eine Kopie der Lebensversicherung, die hat dein Vater mir mal geschickt. Dass er eine Unfallklausel hatte, wusstest du ja?«

»Ich hatte keine Ahnung.«

»Noch mal fünfzigtausend. Ein kleines Zubrot.« Harry ließ mir Zeit, die Neuigkeit zu verdauen. »Du wirst also nicht so bald nach Burlington zurückfahren?«

»Erst, wenn ich alles geregelt habe.«

Das war es dann. Zumindest für heute. Harry begleitete mich hinaus. Er legte mir die Hand auf den Arm.

»Ray«, fragte er zögernd, »meinst du, es hätte was geändert, wenn dein Bruder gemerkt hätte, dass euer Vater schon so lange weg war? Wenn er sich früher auf die Suche nach ihm gemacht hätte?«

Diese Frage hatte ich mir auch schon gestellt. Dad, mehr oder weniger in Rufweite, unter dem Traktor eingeklemmt, wahrscheinlich mehrere Stunden, bevor mein Bruder ihn fand. Es musste doch einen ziemlichen Lärm gegeben haben, als es passierte. Das Umkippen des Traktors, das Jaulen der rotierenden Schneidmesser.

Hat Dad geschrien? Und wenn, hätte man ihn bei dem Getöse, das der Rasenmäher machte, hören können? Wären überhaupt irgendwelche Geräusche bis nach oben zum Haus gedrungen?

Mein Bruder hat wahrscheinlich nichts davon mitbekommen.

»Ich rede mir ein, dass es nichts geändert hätte«, sagte ich. »Alles andere hat keinen Sinn.«

Harry nickte verständnisvoll. »Ja, das ist wahrscheinlich das Beste. Was geschehen ist, ist geschehen. Man kann die Uhr nicht zurückdrehen.« Ich wartete, ob Harry noch einen Gemeinplatz auf Lager hatte, doch er meinte: »Er lebt wirklich in seiner eigenen kleinen Welt, was?«

»Sie ahnen nicht, wie sehr«, sagte ich.

Zwei

Ich stieg in den Wagen und fuhr zum Haus meines Vaters zurück.

Noch lange nach dem Tod meiner Mutter war es für mich das Haus meiner Eltern gewesen, auch als mein Vater ohne sie dort wohnte. Ein volles Jahr hatte ich gebraucht, um mich an diesen Gedanken zu gewöhnen. Dad war noch nicht mal eine Woche tot. Mir war klar, dass es noch einige Zeit dauern würde, bis es in meinen Gedanken nicht mehr das »Haus meines Vaters« war.

Das war es nämlich nicht. Nicht mehr. Es war meines.

Und das meines Bruders.

Ich hatte nie da gewohnt. Es gab ein Gästezimmer, in dem ich schlief, wenn ich zu Besuch kam, doch darin gab es keine Andenken an meine Kindheit. Keine Kommodenschublade mit stapelweise *Playboy* und *Penthouse*, keine Regale voller Modellautos, keine Poster an den Wänden. Ich war schon einundzwanzig, als meine Eltern das Haus kauften, und wohnte nicht mehr bei ihnen in unserem alten Haus am Stonywood Drive im Zentrum von Promise Falls. Meine Eltern hatten gehofft, dass einer ihrer Söhne es zu etwas bringen würde, diesen Traum aber auf Eis gelegt, als ich die Uni in Albany schmiss und mir einen Job in Saratoga Springs suchte. In einer Kunstgalerie in der Beekman Street.

Meine Eltern waren nie Farmer gewesen, doch als sie dieses Anwesen sahen, war die Sache entschieden. Erstens war es auf dem Land, der nächste Nachbar mehrere hundert Meter weit weg. Da waren sie ungestört, sogar ein bisschen isoliert. Damit verringerte sich die Wahrscheinlichkeit, dass es zu einem weiteren Zwischenfall kam.

Zweitens hatte mein Vater es auch von hier nicht allzu weit zur Arbeit. Allerdings fuhr er nicht durch die Innenstadt von Promise Falls und auf der anderen Seite wieder heraus, sondern er nahm die Umgehungsstraße, die Ende der siebziger Jahre gebaut worden war. Dad arbeitete gern bei P&L. Er wollte sich nichts anderes suchen, nur weil er dann einen kürzeren Anfahrtsweg gehabt hätte.

Drittens war das Haus mit seinen Gauben und seiner rundumlaufenden Veranda einfach entzückend. Mom hatte immer gern da gesessen, und drei Viertel des Jahres war das auch möglich. Zum Haus gehörte eine Scheune, die Dad eigentlich gar nicht brauchte. Er hatte dort nur sein Werkzeug und den Rasentraktor stehen. Aber beide

liebten den Anblick dieses Gebäudes, auch wenn dort im Sommer kein Heu eingelagert wurde.

Das dazugehörige Grundstück war riesig, aber meine Eltern hielten nur ein knappes Hektar in Schuss. Hinter dem Haus gab es einen Garten, der sich ungefähr fünfzig Meter über ebenes Gelände erstreckte. Danach fiel er zu einem Bach hin ab und war nicht mehr einzusehen. Der Bach schlängelte sich bis zum Fluss, der wiederum mitten durch Promise Falls floss und schließlich den Wasserfall bildete, welcher der Stadt ihren Namen gab.

Seit meiner Rückkehr war ich erst einmal unten am Bach gewesen. Ich hatte dort zwar noch etwas zu erledigen, aber darauf musste ich mich erst noch seelisch vorbereiten.

Ein Teil des ebenen, baumlosen Geländes jenseits der Fläche, die Dad pflegte, war als Farmland an Nachbarn verpachtet. Das hatte meinen Eltern jahrelang ein – wenn auch nur symbolisches – Nebeneinkommen beschert. Die nächstgelegenen Wälder befanden sich jenseits der Schnellstraße. Wenn man von der Hauptstraße ab- und die Zufahrt hochfuhr, saßen das Haus und die Scheune am Horizont wie zwei Kisten auf einem Podest. Mom hatte immer gesagt, sie liebe diese lange Auffahrt, weil sie ihr genügend Zeit ließ, sich auf alles gefasst zu machen, wenn Besuch kam, was – wie sie selbst sofort zugegeben hätte – nicht oft geschah.

»Die Leute kommen nur selten mit guten Nachrichten zu einem«, hatte sie mehr als einmal gesagt. Und sie sprach aus Erfahrung. Am nachhaltigsten war ihr der Besuch der Regierungsangestellten in Erinnerung, die, als sie ein junges Mädchen war, gekommen waren, um ihrer Mutter mitzuteilen, dass ihr Mann nicht aus Korea zurückkehren werde.

Ich fuhr mit meinem Audi Q5 dicht an die Verandastufen heran und parkte ihn neben dem zehn Jahre alten Chrysler meines Vaters. Er hielt nicht viel von meinem deutschen Gefährt. Er hatte seine Zweifel, dass es richtig war, die Wirtschaft von Staaten zu fördern, gegen die wir einst Krieg geführt hatten. »Und wenn sie eines Tages Autos aus Nordvietnam importieren«, hatte er vor ein paar Monaten zu mir gesagt, »dann kaufst dir wahrscheinlich auch so eins.« Da ihn das derart bekümmerte, bot ich ihm an, seinen geliebten Sony-Fernseher zurückzubringen, dessen Bildschirm so groß war, dass er bei den Play-off-Spielen des Stanley Cup sogar den Puck sehen konnte.

»Immerhin kommt er aus Japan«, hatte ich gesagt.

»Rühr das Ding ja nicht an, sonst reiß ich dir den Kopf ab«, hatte er erwidert.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, stieg ich die Verandatreppe hoch, sperrte die Haustür auf und ging in die Küche. Ich hatte immer meinen eigenen Schlüssel gehabt, musste mir also nicht erst den von Dads Schlüsselbund abmachen. Die Wan-

duhr zeigte fast halb fünf. Zeit, sich langsam über das Abendessen Gedanken zu machen.

Ich inspizierte den Kühlschrank, um zu sehen, was vom allerletzten Einkauf meines Vaters noch übrig war. Er war zwar kein großer Koch gewesen, die Grundbegriffe der Essenszubereitung hatte er jedoch beherrscht. Er konnte Wasser für Nudeln zum Sieden bringen und ein Hähnchen im Ofen braten. Für die Tage, an denen er sich zu so etwas Raffiniertem nicht aufschwingen konnte, hatte er die Tiefkühltruhe bis oben hin mit Hamburgern, Fischstäbchen, Pommes und Fertiggerichten vollgestopft. Er hätte problemlos seinen eigenen Tiefkühlvertrieb aufziehen können.

Für heute würde noch reichen, was der Kühlschrank hergab, aber morgen würde ich um eine Einkaufsfahrt nicht herumkommen. Um die Wahrheit zu sagen, auch an mir war kein Koch verlorengegangen, und daheim in Burlington gab es viele Abende, an denen eine Schüssel Cheerios das Aufwendigste war, zu dem ich mich aufraffen konnte. Ich glaube, wenn man allein lebt, ist es sehr schwierig, sich zu motivieren, richtig zu kochen oder anständig zu essen. Oft genug aß ich abends in der Küche im Stehen und sah mir dabei die Nachrichten im Fernsehen an. Oder ich nahm mir meine Lasagne aus der Mikrowelle mit nach oben ins Arbeitszimmer und aß am Zeichentisch.

Im Kühlschrank standen auch sechs Dosen Budweiser. Mein Vater hatte nichts übrig gehabt für teures Chichi-Bier. Es fühlte sich irgendwie komisch an, seinen letzten Sechserpack zu schlachten, doch das hielt mich nicht davon ab, eine Dose herauszunehmen und zu öffnen.

»Auf dich, Dad«, sagte ich und hob die Dose. Dann setzte ich mich an den Küchentisch.

Das Haus war noch fast so aufgeräumt wie bei meiner Ankunft. Mein Vater war sehr akkurat, weshalb es ihm umso schwerer gefallen war, den Zustand des oberen Flurs zu akzeptieren. Ich führte seine Pingeligkeit auf seine Zeit beim Militär zurück. Nach seiner Einberufung hatte er zwei Jahre gedient, den größten Teil davon in Vietnam. Er sprach nie darüber. »Vorbei ist vorbei«, sagte er jedes Mal, wenn das Thema zur Sprache kam. Er selbst neigte eher dazu, seine Gewohnheiten seiner Arbeit als Schriftsetzer zuzuschreiben, bei der Präzision und ein Auge fürs Detail das A und O waren.

Ich saß da, trank Dads Bier und sammelte die Kraft, um etwas aufzutauen oder in die Mikrowelle zu stellen. Während ich Sachen aus dem Gefrierschrank holte, gönnte ich mir ein zweites Bier. Da ich mich in dieser Küche nicht auskannte, musste ich mehrere Schubladen öffnen, um Sets, Besteck und Servietten zu finden.

Als alles fast fertig war, ging ich ins Wohnzimmer. Die Hand schon auf dem Geländer, um nach oben zu gehen, blieb ich kurz stehen und sah mich in dem Zimmer um. Da war die karierte Couch, die meine Eltern vor zwanzig Jahren aus dem Haus in Albany mitgebracht hatten, der Fernsehsessel, von dem aus mein Vater in seinen Sony guckte. Der ramponierte Couchtisch, den sie zusammen mit der Couch gekauft hatten.

Die Möbel waren schon reichlich angejährt, aber was technische Geräte anging, war mein Vater auf dem neuesten Stand. Da war zunächst einmal der Fernseher selbst: Ein 36-Zoll-Flachbildschirm mit HD, den er sich vor einem Jahr gekauft hatte, um Football und Hockey anzuschauen. Er liebte Sport, auch wenn er sich allein damit vergnügen musste. Dann gab es noch einen DVD-Spieler und eins dieser Dinger, mit denen man Filme aus dem Internet abrufen kann.

Er sah sie sich allein an.

Das Wohnzimmer war ein Wohnzimmer wie Millionen andere. Normal. Nichts Außergewöhnliches.

Am oberen Ende der Treppe sah das ganz anders aus.

Meine Eltern hatten getan, was sie konnten, damit die Obsession meines Bruders nicht über seine eigenen vier Wände hinausdrang, doch es war ein aussichtsloser Kampf. Der Flur, den Mom vor Jahren gelb gestrichen hatte, war von oben bis unten zugeklebt, es gab kaum einen freien Quadratzentimeter. Auf dem oberen Treppenabsatz stehend, betrachtete ich diesen Flur, von dem die Türen zu den drei Schlafzimmern und dem Bad abgingen, und überlegte, wie ein unterirdischer Kartenraum im Zweiten Weltkrieg wohl ausgesehen haben mochte. Bestimmt waren auch dort die Wände vollgehängt mit überdimensionalen Karten von Feindgebieten und überall Militärstrategen, die, ihre Zeigestäbe schwingend, ihre Invasionen schmiedeten. Doch ein derartiges Durcheinander von Karten hätte in so einer Kommandozentrale garantiert nicht geherrscht. Da waren die Deutschlandkarten bestimmt alle an einer Wand aufgehängt, die Städte fein säuberlich dort, wo sie hingehörten, während Frankreich wahrscheinlich an einer anderen Wand hing und Italien an einer weiteren.

Wohl kein Kriegsstrategie, der sein Geld wert war, hätte eine Polenkarte neben eine von Hawaii geklebt. Oder zugelassen, dass ein Stadtplan von Paris in eine Übersichtskarte der Autobahntankstellen in Kansas hineinragte. Eine topographische Karte von Algerien neben Satellitenaufnahmen von Melbourne gehängt oder eine zerfledderte National-Geographic-Karte von Indien neben eine Karte von Rio de Janeiro direkt in die Wand getackert wurde.

Gegen diesen Wandbehang, diesen verrückten Landkarten-Quilt auf dem Flur im ersten Stock, hatte nicht das kleinste Stück Wand eine Chance. Es sah aus, als hätte jemand die Welt in einen Mixer gekippt und zu einer Tapete verrührt.

Rote Leuchtstiftmarkierungen zogen sich von einer Karte zur anderen und stellten geheimnisvolle, anscheinend willkürliche Verbindungen her. Überall waren Anmerkungen hingekritzelt. Quer über eine Portugalkarte war, ohne ersichtlichen Grund, »380 Kilometer« geschrieben. Breiten- und Längengrade waren wahllos den ganzen Flur entlang an die Wände geschmiert worden. Manche Orte waren mit Fotos geschmückt. Der Ausdruck eines Fotos der Oper von Sydney war mit einem kleinen Stück grünem Malerkrepp auf eine Australienkarte, ein ausgefranstes Foto des Tadsch Mahal mit einem Klumpen Kaugummi auf eine Indienkarte geklebt.

Wie war es meinem Vater gelungen, sich mit diesem Zustand abzufinden, als meine Mutter nicht mehr lebte? Sie war immer ein Puffer gewesen, hatte ihren Mann aus dem Haus geschickt, in eine Sportbar, damit er sich dort mit Lenny Prentice oder sonst jemandem von der Arbeit ein Spiel ansah. Oder mit Harry Peyton. Wie hat er es angestellt, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat diesen Flur entlangzugehen und so zu tun, als wäre an den Wänden nichts als das zarte Gelb, in dem er sie vor langer, langer Zeit mit seiner Frau gestrichen hatte?

Ich ging zur Tür des ersten Schlafzimmers, die wie üblich geschlossen war. Schon hatte ich die Hand zum Anklopfen erhoben. Doch ehe meine Knöchel das Holz berührten, ließ mich etwas aufhorchen.

Auf der anderen Seite der Tür hörte ich jemanden reden. Es klang wie ein Gespräch. Allerdings hörte ich nur *eine* Stimme, und was gesprochen wurde, konnte ich nicht verstehen.

Ich klopfte.

»Ja?«, sagte Thomas.

Ich öffnete die Tür. Vielleicht war er ja am Telefon. Aber er hatte keinen Hörer in der Hand. Ich sagte ihm, es sei Zeit fürs Abendessen, und er erwiderte, er käme gleich runter.

Drei

Das ist aber nett, dass Sie sich melden.«

»Danke, dass Sie meinen Anruf entgegennehmen.«

»Ich gebe meine Privatnummer nicht jedem. Sie sind ein vielversprechendes Talent.«

»Freut mich sehr, das zu hören, Sir. Freut mich wirklich.«

»Ich habe Ihre letzte E-Mail bekommen. Läuft anscheinend alles nach Plan.«

»Ja, alles bestens.«

»Das hört man gern.«

»Ich würde nur gern wissen ... haben Sie schon eine Ahnung, wann es so weit sein wird, Sir?«

»Wenn wir das nur wüssten. Das ist, als würde man sich erkundigen, wann genau Terroristen als Nächstes zuschlagen wollen. Wir wissen es einfach nicht. Aber wir müssen auf alles vorbereitet sein. Ob und wann es passiert, kann keiner sagen.«

»Natürlich.«

»Und ich weiß, dass Sie bereit sein werden. Sie werden von unschätzbarem Wert für uns sein. Eine riesengroße Hilfe.«

»Sie können auf mich zählen, Sir.«

»Das Ganze ist nicht ungefährlich. Sind Sie sich dessen bewusst?«

»Völlig.«

»Es gibt feindliche Mächte, die nur zu froh wären, Sie in ihre Fänge zu bekommen.«

»Das ist mir klar, Sir.«

»Gut zu wissen. Also, ich muss jetzt Schluss machen. Meine Frau kommt heute aus dem Nahen Osten zurück.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Sie hat ganz schön was um die Ohren, so viel steht fest.«

»Bedauert sie, dass sie nicht Präsidentin geworden ist?«

»Ich sag Ihnen was: Ich glaube nicht, dass sie auch nur einen Moment Zeit hatte, sich darüber Gedanken zu machen.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht.«

»Wie dem auch sei: Machen Sie weiter so.«

»Danke. Danke, Herr Präsident. Das – das ist doch noch immer die korrekte Anrede für Sie, oder?«

»Selbstverständlich. Den Titel behält man, auch wenn man nicht mehr im Amt ist.«

»Ich melde mich wieder.«

»Das weiß ich.«

Vier

Sagen wir, du wohnst im Hotel Pont Royal und möchtest in den Louvre, wie kommst du da hin?«

»Was?«, fragte ich. »Von welcher Stadt redest du überhaupt?«

Er seufzte und sah mich über den Küchentisch hinweg traurig an, als wäre ich ein Kind, das ihn enttäuscht hat, weil es nicht bis fünf zählen kann. Wir sahen uns sehr ähnlich, Thomas und ich. Wir waren beide eins achtzig groß und hatten schwarzes Haar, das sich schon zu lichten begann. Allerdings wog Thomas ein paar Pfund mehr als ich. Ich war der schlanke Vince Vaughn aus *Swingers*, Thomas der fleischigere Vince Vaughn aus *Trennung mit Hindernissen*. Ich sah eindeutig gesünder aus, doch das lag nicht am Körperumfang. Wenn man das Haus kaum verließ und dreiundzwanzig Stunden am Tag in seinem Zimmer verbrachte – Thomas schaffte es, Frühstück, Mittagessen und Abendessen zu drei Zwanzig-Minuten-Pausen zu komprimieren – brauchte man sich über eine ungesunde, käsiges Gesichtsfarbe und eine beinahe krankhafte Blässe nicht zu wundern. Wahrscheinlich litt er an Vitamin-D-Mangel. Was er brauchte, war eine Woche auf den Bermudas. Da war er zwar noch nie gewesen, trotzdem hätte er mir mit Sicherheit die Namen aller dortigen Hotels samt Adresse sagen können.

»Ich sagte *Louvre*. Was glaubst du wohl, von welcher Stadt ich da rede? Louvre, Louvre, denk mal nach.«

»Ja, natürlich«, sagte ich. »Paris. Du redest von Paris?«

Er nickte aufmunternd, ja direkt begeistert. Er war mit seinem Teller Hackbraten aus der Tiefkühltruhe schon fertig, während ich von meinem noch nicht mal die Hälfte gegessen hatte. Mehr würde ich wahrscheinlich auch nicht hinunterbringen. Da hätte ich noch lieber Schaumpappe mit Butter drauf gegessen. Er saß auf seinem Stuhl, den Oberkörper schon der Treppe zugewandt, so, als mache er sich bereit, im nächsten Moment aufzuspringen und nach oben zu stürmen. »Gut, du willst also zum Louvre. Wie gehst du?«

»Ich habe keine Ahnung, Thomas«, sagte ich müde. »Ich weiß, wo der Louvre ist. Ich war auch schon *im* Louvre. Mit siebenundzwanzig hab ich sechs ganze Tage dort verbracht, als ich in Paris war. Ich habe einen Monat in Paris gelebt. Einen Kunstkurs besucht. Aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, wo das Hotel sein soll, von dem du redest. Ich hab nicht in einem Hotel gewohnt, sondern in einem Hostel.«

»Das Pont Royal«, sagte er.

Ich sah ihn verständnislos an und wartete.

»In der Rue de Montalembert«, fügte er hinzu.

»Verdammt noch mal, Thomas, was weiß denn ich –«

»Die geht direkt von der Rue du Bac ab. Komm schon. Es ist ein altes Hotel, ganz aus grauem Stein, hat eine Drehtür, die aussieht, als wäre sie aus Nussbaum oder so, und gleich daneben ist ein Röntgenlabor oder etwas in der Art, da steht nämlich *Mammographie* und *Radiologie* über den Fenstern, und in der Etage darüber ... das könnten Wohnungen sein, da stehen nämlich Pflanzen in Tontöpfen vor den Fenstern, und insgesamt hat das Haus acht Geschosse, und links neben dem Hotel ist ein Restaurant, das sehr teuer aussieht, mit einer schwarzen Markise und dunklen Fenstern, und es stehen keine Tische und Stühle davor wie sonst meistens vor Pariser Cafés, und –«

Das alles aus dem Gedächtnis.

»Ich bin echt müde, Thomas. Ich musste heute zu Harry Peyton.«

»Nichts ist leichter, als von hier zum Louvre zu kommen. Man kann ihn fast schon *sehen*, wenn man aus dem Hotel kommt.«

»Willst du gar nicht wissen, wie's beim Anwalt war?«

Er gestikulierte eifrig vor meiner Nase herum. »Du gehst über die Rue de Montalembert und dann über so ein dreieckiges Stück Gehsteig, und dann bist du in der Rue du Bac, und dann gehst du rechts und geradeaus, dann überquerst du die Rue de l'Université, dann weiter geradeaus, über die Rue de Verneuil – ich weiß nicht, ob ich das alles richtig ausspreche, ich hab ja in der Highschool nicht Französisch gehabt – und da an der Ecke ist dieser Laden mit den süßen Teilchen im Schaufenster, die sehen echt lecker aus, und Brot gibt es da auch, und dann kommt die Rue de Lille, aber du gehst immer weiter und –«

»Mr. Peyton hat gesagt, Dad hat sein Testament so gemacht, dass uns das Haus gemeinsam gehört.«

»– und wenn du geradeaus schaust, dann siehst du ihn schon. Den Louvre, mein ich. Obwohl er am anderen Flussufer steht. Du gehst weiter, dann über die Straße, die heißt Quai Anatole France, aber nur links, rechts heißt sie Quai Voltaire, und du hältst dich leicht rechts, gehst aber über die Brücke drüber. Das ist der Pont Royal. Ich glaube *Pont* heißt Brücke. Und wenn du auf der anderen Seite bist, stehst du direkt davor. Siehst du, wie einfach das war? Da muss man nicht ständig abbiegen, mal links, mal rechts. Du gehst raus aus dem Hotel, einmal rechts und gleich bist du da. Jetzt machen wir was Schwierigeres. Sag mir den Namen eines Hotels in irgendeinem anderen Stadtteil, und ich sag dir, wie du hinkommst. Auf dem kürzesten Weg. Manchmal gibt es hundert verschiedene Möglichkeiten an ein

und denselben Ort zu kommen, aber die Entfernung ist immer ungefähr dieselbe. Wie in New York. Na ja, nicht ganz wie in New York, in Paris laufen die Straßen nämlich kreuz und quer und nicht normal zueinander, aber du weißt schon, was ich meine, oder?«

»Thomas, du musst mir jetzt einen Moment zuhören«, sagte ich geduldig.

Er blinzelte ein paarmal. »Was ist denn?«

»Wir müssen über Dad reden.«

»Dad ist tot.« Wieder sah er mich an, als wäre ich ein bisschen minderbemittelt. Dann huschte etwas wie ein Anflug von Trauer über sein Gesicht, und er sah aus dem Fenster. »Ich hab ihn gefunden. Unten am Bach.«

»Ich weiß.«

»Er war spät dran mit dem Abendessen. Ich hab drauf gewartet, dass er klopft und sagt, Zeit zum Essen, und ich hatte schon richtig Hunger, also bin ich runtergegangen, um zu sehen, was los ist. Zuerst hab ich das ganze Haus abgesehen. Ich bin in den Keller gegangen, hätte ja was mit der Heizung sein können oder so, aber da war er auch nicht. Sein Wagen war da, also konnte er nicht weit sein. Als ich ihn im Haus nicht gefunden hab, bin ich rausgegangen. Als Erstes hab ich in die Scheune geschaut.«

Das hatte ich alles schon mal gehört.

»Aber da war er auch nicht. Dann bin ich überall rumgegangen, und als ich dann den Hang runterschaue, seh ich ihn da unten liegen, der Traktor auf ihm drauf.«

»Ich weiß, Thomas.«

»Ich hab den Traktor hochgestemmt. Das war echt schwer, aber ich hab's geschafft. Aber Dad ist nicht aufgestanden. Da bin ich wieder hochgelaufen und hab den Notruf gewählt. Die sind gekommen und haben gesagt, Dad ist tot.«

»Ich weiß«, sagte ich noch einmal. »Das muss schlimm für dich gewesen sein.«

»Er ist noch immer da unten.«

Der Traktor. Ich musste ihn holen und in die Scheune bringen. Seit dem Unfall hatte er dort unten gestanden, ich wusste nicht einmal, ob er anspringen würde. Gut möglich, dass das Benzin ausgelaufen war, schließlich war er ja umgekippt. In der Scheune stand ein halbvoller Benzinkanister, falls ich welches brauchte.

»Es gibt einiges zu besprechen«, sagte ich. »Was getan werden muss, jetzt, wo Dad ... wo er nicht mehr da ist.«

Thomas nickte und überlegte. »Ich frage mich, ob ich jetzt vielleicht auch Karten an die Wände in seinem Zimmer hängen kann. Der Platz reicht nicht mehr. Er und Mom haben ja gesagt, dass ich im Erdgeschoss und im Treppenaufgang nichts aufhängen darf, aber sein Zimmer ist im ersten Stock. Und da wollte ich

wissen, wie du darüber denkst. Er schläft da ja nicht mehr. Und Mom ist auch nicht mehr da, also schläft da jetzt gar niemand mehr.«

So ganz stimmte das nicht. Ich hatte zwar die ersten Tage in dem unbenutzten Zimmer geschlafen, das Mom immer für mich bereitgehalten hatte. Für den Fall, dass ich zu Besuch kam, was allerdings nicht allzu oft geschah. Doch letzte Nacht war ich von diesem Zimmer, das neben dem von Thomas lag, in das weiter hinten gelegene Zimmer meines Vater umgezogen, weil mir das ständige Mausgeklacke aus Thomas' Zimmer den letzten Nerv raubte. Einmal war ich zu meinem Bruder gegangen, um ihm zu sagen, er solle Schluss machen, doch er hatte mich ignoriert. Also zog ich um. Anfangs fühlte es sich seltsam an, unter die Decke meines Vaters zu schlüpfen, aber das dauerte nicht lange. Ich war müde, und Sentimentalität war nie mein Problem gewesen.

»Du kannst nicht allein in diesem Haus leben«, sagte ich.

»Ich bin nicht allein. Du bist doch hier.«

»Irgendwann muss ich wieder nach Hause.«

»Du bist doch zu Hause. Hier ist zu Hause.«

»Aber es ist nicht *mein* Zuhause, Thomas. Ich wohne in Burlington.«

»Burlington, Vermont. Burlington, Massachusetts. Burlington, North Carolina. Burlington, New Jersey. Burlington, Washington. Burlington, Ontario, Ka...«

»Thomas.«

»Ich wusste nicht, ob du weißt, wie viele Burlingtons es sonst noch gibt. Du musst genau sein. Du musst Burlington, Vermont, sagen, sonst wissen die Leute doch nicht, wo du wirklich wohnst.«

»Ich dachte, du weißt es«, erwiderte ich. »Soll ich das tun? Soll ich wirklich jedes Mal, wenn ich nach Burlington zurückfahre, dazusagen ›Vermont‹, Thomas?«

»Sei nicht böse auf mich«, sagte er.

»Ich bin nicht böse. Aber wir müssen über ein paar Dinge reden.«

»Na gut.«

»Ich mach mir Sorgen, was aus dir wird, so ganz allein, wenn ich wieder zu mir nach Hause fahre.«

Thomas schüttelte den Kopf, als gäbe es da gar nichts, um das ich mich sorgen müsste. »Ich komm zurecht.«

»Dad hat hier alles gemacht«, fuhr ich fort. »Er hat gekocht, geputzt, die Rechnungen bezahlt. Er ist zum Einkaufen in die Stadt gefahren, er hat sich darum gekümmert, dass die Heizung funktioniert, und den Heizungsmenschen angerufen, wenn nicht. Alles, was sonst kaputt ging, hat er selbst repariert. Wenn das Licht

ausging, ist er in den Keller gegangen und hat den Strom wieder eingeschaltet. Weißt du, wo der Schaltkasten ist, Thomas?»

»Die Heizung funktioniert bestens.«

»Du hast keinen Führerschein«, sagte ich. »Wie willst du Lebensmittel einkaufen?«

»Ich werde sie mir bringen lassen.«

»Wir sind hier am Ende der Welt. Und wer soll in den Supermarkt gehen und die Sachen zusammensuchen, die du magst?«

»Du weißt, was ich mag.«

»Aber ich werde nicht da sein.«

»Aber du kannst kommen«, sagte er. »Einmal in der Woche, und mir Sachen zum Essen mitbringen und die Rechnungen bezahlen und nachschauen, ob mit der Heizung alles in Ordnung ist, und dann kannst du wieder zurückfahren. Nach Burlington.« Gleich darauf fügte er hinzu: »Vermont.«

»Und die anderen Tage? Nehmen wir mal an, du *hast* Essen im Haus. Kannst du dir selbst was kochen?«

Thomas sah weg.

Ich beugte mich vor und legte ihm die Hand auf den Arm. »Schau mich an.« Widerstrebend dreht er den Kopf.

»Vielleicht«, sagte ich, »könntest du dich ja ein bisschen umgewöhnen. Vielleicht kannst du ein paar von diesen Arbeiten selbst übernehmen.«

»Was meinst du damit?«

»Na, dass du dir deine Zeit vielleicht ein bisschen besser einteilen musst.«

Er sah mich ratlos an. »Ich teile mir meine Zeit sehr gut ein.«

Ich nahm die Hand von seinem Arm und legte beide Handflächen auf den Tisch. »Und zwar wie?«

»Ich tu's einfach. Ich nütze meine Zeit sehr gut.«

»Wie sieht dein Tagesablauf aus?«

»Was für ein Tagesablauf? Unter der Woche oder am Wochenende?« Er wollte Zeit schinden.

»Würdest du sagen, dass dein Tagesablauf von Montag bis Freitag sich sehr von dem unterscheidet, was du am Wochenende machst?«

Er überlegte. »Wahrscheinlich nicht.«

»Dann ist es egal. Such dir einen Tag aus.«

Jetzt sah er mich misstrauisch an. »Machst du dich lustig über mich? Willst du mich runtermachen?«

»Du hast gesagt, du nützt deine Zeit vernünftig, also sag mir, wie.«

»Also ich steh gegen neun auf und geh mich duschen, und dann macht Dad mir Frühstück, so um halb zehn, und dann mach ich mich an die Arbeit.«

»Die Arbeit«, wiederholte ich. »Erzähl mir was darüber.«

»Du weißt doch, was ich mache.«

»Schon, aber ich glaube nicht, dass du das schon mal als Arbeit bezeichnet hast. Erzähl mir davon.«

»Nach dem Frühstück setze ich mich an die Arbeit, und ich mache eine Pause zum Mittagessen, und dann arbeite ich wieder, bis es Zeit ist fürs Abendessen, und dann arbeite ich weiter, bis ich ins Bett geh.«

»Und das ist wann? So um eins, zwei, drei Uhr morgens?«

Er nickte.

»Erzähl mir von der Arbeit.«

»Warum tust du das, Ray?«

»Vielleicht denke ich ja, dass du dich, wenn du ein bisschen weniger Zeit auf diese Arbeit verwenden würdest, besser um dich selbst kümmern könntest. Thomas, es ist kein Geheimnis, dass es da ein paar Probleme gibt, an denen du zu knabbern hast, und zwar schon sehr lange. Und die werden auch nicht einfach weggehen, das versteh ich. Genau wie Dad und Mom es verstanden haben. Und verglichen mit anderen, denen es genauso geht wie dir, die aber die Stimmen nicht ausblenden können oder andere Symptome haben, geht es dir wirklich gut. Du stehst auf, du ziehst dich selbst an, du und ich, wir können hier sitzen und uns vernünftig unterhalten.«

»Ich weiß«, sagte Thomas leicht indigniert. »Ich bin vollkommen normal.«

»Aber die Zeit, die du bei ... deiner Arbeit verbringst, hält dich davon ab, dich allein um dieses Haus zu kümmern oder allein hier zu wohnen, und wenn du dazu nicht fähig bist, dann müssen wir uns nach einer anderen Lösung umsehen.«

»Was meinst du damit? Eine andere Lösung?«

Ich zögerte. »Dass du umziehst. Vielleicht in eine Wohnung, in der Stadt. Oder, und das muss ich mir erst noch alles durch den Kopf gehen lassen, dass du wohin ziehst, wo andere Menschen leben, die ähnliche Probleme haben wie du, wo es Leute gibt, die sich um alles kümmern, worum du dich nicht selbst kümmern kannst.«

»Warum sagst du dauernd ›Probleme‹? Ich hab keine Probleme, Ray. Ich habe ein Nervenleiden, das wir sehr gut im Griff haben. Wenn du Arthritis hättest, würdest du dann wollen, dass ich sage, du hast ein Problem mit deinen Knochen?«

»Tut mir leid. Ich wollte nur ...« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Da, wo ich hingehen soll, ist das ein Krankenhaus? Für Verrückte?«

»Ich hab nie gesagt, dass du verrückt bist, Thomas.«

»Ich will nicht in einem Krankenhaus wohnen. Das Essen dort ist fürchterlich.« Er schaute auf den Hackbraten, den ich nicht aufgegessen hatte. »Sogar noch schlimmer als das. Und ich glaube nicht, dass es in einem Krankenzimmer Internet gibt.«

»Von einem Krankenhaus ist doch gar nicht die Rede. Aber vielleicht eine Art, ich weiß nicht, eine Art betreute Wohngemeinschaft. Da könntest du wahrscheinlich sogar selbst kochen. Ich könnte es dir beibringen.«

»Ich kann hier nicht weg«, sagte Thomas sachlich. »Mein ganzes Zeug ist hier. Meine Arbeit ist hier.«

»Thomas, du verbringst den lieben langen Tag am Computer, bis auf die Stunde, die du fürs Essen brauchst, und die paar Stunden Schlaf. Tag für Tag, Monat für Monat. Das ist nicht gesund.«

»Aber erst in letzter Zeit«, erwiderte er. »Vor ein paar Jahren hatte ich nur meine Landkarten und meine Atlanten und meinen Globus. Da gab es noch kein Whirl360, das diese 360-Grad-Panoramabilder machte. Jetzt ist alles viel besser. Auf so etwas warte ich schon mein ganzes Leben.«

»Du hattest schon immer diese Kartenmanie, aber —«

»*Interesse*. Ich habe mich schon immer für Landkarten *interessiert*. Ich sag ja auch nicht, du hast eine Zeichenmanie, nur weil du doofe Bildchen von Menschen zeichnest. Ich hab das eine von Obama in diesem Magazin gesehen, das mit dem weißen Mantel und dem Stethoskop, wo er aussieht, als wäre er Arzt. Ich fand, da sah er doof aus.«

»Das war ja genau der Sinn der Sache«, sagte ich. »Das war das, was die Leute von dem Magazin wollten.«

»Und? Würdest du das als Manie bezeichnen? Ich glaube, das ist einfach deine Arbeit.«

Nicht ich war hier das Thema. »Diese neue Technik«, fuhr ich fort, »dieses Whirl360, ist nicht gerade ideal für dein *Interesse* an Karten. Du marschierst die Straßen von allen möglichen Städten der Welt ab, und ich gebe gern zu, dass das wirklich interessant sein kann, aber Thomas, *du tust nichts anderes mehr*.«

Er sah wieder zu Boden.

»Hörst du? Du gehst nicht aus dem Haus. Du triffst dich mit niemandem. Du liest keine Bücher und keine Zeitschriften. Du guckst nicht mal fern. Du kommst nie runter und schaust dir einen Film an.«

»Es läuft ja auch nichts Gescheites«, sagte er. »Die Filme sind sehr schlecht. Und sie sind voller Fehler. Sie sagen zum Beispiel, sie sind in New York, aber am Hintergrund kannst du erkennen, dass es Toronto oder Vancouver oder irgendwas anderes ist.«

»Du sitzt nur am Computer und klickst dich von einer Straße zur nächsten. Hör mal, du willst die Welt sehen? Such dir eine Stadt aus. Ich flieg mit dir nach Tokio. Ich bring dich nach Bombay. Du willst Rom sehen? Wir fliegen hin. Wir setzen uns in ein Restaurant am Trevi-Brunnen, und du kannst dir Pizza bestellen oder Pasta und hinterher ein Gelato, und das wird der größte Spaß sein, den du je erlebt hast. Du kannst dir die Stadt anschauen, in echt und nicht irgendein lebloses Bild auf einem Computermonitor. Du kannst berühren, was du siehst, die Ziegel von Notre- Dame unter deinen Fingerspitzen spüren, den Nachtmarkt in der Temple Street in Hongkong riechen, dir in Tokio Karaoke anhören. Such dir eine Stadt aus, und ich bring dich da hin.«

Thomas sah mich unbeeindruckt an. »Nein. Das will ich doch gar nicht. Mir gefällt's hier sehr gut. Ich hole mir keine Krankheiten, verlier mein Gepäck, lande in einem Hotel mit Bettwanzen oder werde ausgeraubt oder krank in einem Land, dessen Sprache ich nicht spreche. Und außerdem hab ich nicht genug Zeit.«

»Wie, nicht genug Zeit?«

»Die Zeit reicht nicht, um sich alles persönlich anzusehen. Hier bin ich schneller, ich kann meine Arbeit hier schneller erledigen.«

»Thomas, was für eine *Arbeit*?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Da muss ich erst klären, ob ich dir davon erzählen darf.«

Ich stieß einen langen Seufzer aus und strich mir mit der Hand über den Kopf. Ich war erledigt. Ich beschloss, das Thema zu wechseln.

»Kannst du dich noch an Julie McGill erinnern? Aus der Schule?«

»Ja. Was ist mit ihr?«

»Sie war bei der Beerdigung. Sie hat nach dir gefragt. Ich soll dir hallo von ihr sagen.«

Thomas sah mich erwartungsvoll an. »Und? Wirst du's sagen?«

»Was?« Dann begriff ich. »*Hallo*. Wenn du mitgekommen wärest, hätte sie's dir selbst sagen können.« Keine Reaktion darauf. Mein Ärger über seine Weigerung hinzugehen war noch nicht verflogen. »War sie mit dir in der Klasse?«

»Nein. Sie war ein Jahr über mir und ein Jahr unter dir.« Thomas schwieg einen Moment. »Sie hat in dem Haus Nummer 34 an der Arbor Street gewohnt, das hat im Erdgeschoss eine Tür in der Mitte und links und rechts ein Fenster, und im ersten Stock sind es drei Fenster, und das Haus ist grün gestrichen, und auf der rechten Seite ist ein Schornstein, und auf dem Briefkasten sind Blumen draufgemalt. Sie war immer nett zu mir. Ist sie noch so hübsch?«

Ich nickte. »Ja. Und ihr Haar ist immer noch schwarz, aber jetzt trägt sie es kurz.«

»Hat sie auch noch diese Superfigur?« In seiner Frage lag nicht eine Spur von Lüsternheit, ebenso wenig als hätte er gefragt, ob sie noch immer einen Subaru fahre.

»Ich würde sagen ja«, antwortete ich. »Hattet ihr ... ist da zwischen euch was gelaufen?«

»Was gelaufen?« Er hatte wirklich keine Ahnung.

»Wart ihr zusammen aus?«

»Nein.«Ich hätte es mir denken können. Thomas hatte nie eine feste Freundin gehabt und war, soweit ich mich erinnern konnte, überhaupt kaum mit Mädchen ausgegangen. Sein seltsames, nach innen gewandtes Wesen war da bestimmt keine Hilfe, allerdings war ich mir auch nie sicher, ob er sich überhaupt für Mädchen interessierte. Während ich früher Sexhefte unter der Matratze versteckte, bunkerte Thomas bereits seine Landkarten.

»Aber ich mochte sie«, fuhr er fort. »Sie hat mich gerettet.«

Ich legte den Kopf schief und versuchte, mich zu erinnern. »Damals, bei dieser Geschichte mit den Landry-Zwillingen?«

Thomas nickte. Er war auf dem Heimweg von der Schule gewesen, als Skyler und Stan Landry, zwei Rowdys mit dem IQ einer Amöbe, sich ihm in den Weg stellten und ihn aufzogen, weil er im Unterricht Selbstgespräche führte. Sie fingen gerade an, ihn herumzuschubsen, da tauchte Julie McGill auf.

»Was hat sie denn gemacht?«

»Sie hat sie angebrüllt, sie sollen mich in Ruhe lassen. Sich zwischen sie und mich gestellt. Feiglinge hat sie sie genannt. Und noch was anderes.«

»Was denn?«

»Wichser.«

Ich nickte. »Daran erinnere ich mich.«

»War schon irgendwie peinlich, sich von einem Mädchen in Schutz nehmen zu lassen«, gab Thomas zu. »Aber die hätten mich nach Strich und Faden verdroschen, wenn sie nicht vorbeigekommen wäre. Gibt's Nachtisch?«

»Hä? Ah, keine Ahnung. Ich glaub, irgendwo in der Kühltruhe hab ich eine Packung Eis gesehen.«

»Könntest du's mir hochbringen? Ich war länger hier unten, als ich vorhatte, und ich muss unbedingt zurück«, sagte er, bereits im Stehen.

»Ja, sicher«, antwortete ich.

»Ich hab da was gesehen«, sagte Thomas.

»Was?«

»Ich hab was gesehen. Am Computer. Das darfst du dir bestimmt ansehen. Ich glaube nicht, dass das gegen irgendwelche Sicherheitsbestimmungen verstößt.«

»Was hast du denn gesehen?«

»Du solltest es dir selbst angucken. Erklären würde zu lang dauern.«

»Kannst du mir einen Tipp geben?«

»Du solltest es dir selbst angucken«, wiederholte er. Und dann: »Wenn du mir das Eis hochbringst.«

Fünf

Fünf Minuten später ging ich nach oben. In der Kühltruhe hatte ich noch eine Packung Vanilleeis gefunden und gerade noch genug für eine Portion zusammenkratzen können. Das war mir nur recht, denn ich hatte ohnehin keine Lust darauf.

Ich hätte es besser wissen müssen. Mit Thomas vernünftig darüber zu reden, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, war verlorene Liebesmüh. Das hatten bereits meine Eltern einsehen müssen. Wie dumm von mir, zu glauben, mir wäre mehr Erfolg beschieden. Mein Bruder war, wer er war. So war er immer schon gewesen, und es gab keinen Grund, anzunehmen, dass sich das je ändern würde.

Die ersten Zeichen gab es schon früh. Zumindest ein paar davon. Was für eine Faszination Landkarten auf ihn ausübten, offenbarte sich, als er sechs war. Damals fanden meine Eltern das ganz toll. Wenn Besuch kam, spielte sich immer das gleiche Ritual ab: Sie gaben mit Thomas an. Wie die Eltern eines musikalischen Wunderkinds, die es vor Publikum immer wieder nötigten, sich ans Klavier zu setzen und etwas von Brahms zu spielen. »Sucht euch ein Land aus«, forderte mein Vater seine Gäste auf. »Ganz egal, welches.«

Die Freunde meiner Eltern, die meistens keine Ahnung hatten, was Thomas tun würde, nannten also den Namen eines Landes. Argentinien, zum Beispiel. Sofort machte sich Thomas, bereits mit Stift und Block bewaffnet, daran, die Umrisse des Landes zu zeichnen. Malte ein paar Punkte für wichtige Städte hinein und schrieb die Namen dazu. Trug auch noch die Namen der Nachbarländer ein. Dann gab er die Zeichnung zur Begutachtung weiter.

Leider konnte ein Großteil unserer Gäste Argentinien nicht von Arkansas unterscheiden und hatte keinen Schimmer, ob die Karte, die sie nun in Händen hielten, genau war. Also holte Dad einen Atlas aus dem Regal, schlug die Seite mit Argentinien auf und sagte: »Sieh sich das einer an! Das musst du dir wirklich ansehen! Es ist nicht zu fassen. Sogar Mendoza hat er an genau der richtigen Stelle eingezeichnet. Der Junge wird mal Kartograph oder was in der Richtung. Jede Wette.«

Sollte Thomas es lästig gefunden haben, wie ein Salonzauberer präsentiert zu werden, hatte er sich jedenfalls nie etwas anmerken lassen. Damals war er einfach nur ein begabter kleiner Bruder. Etwas verschlossen, schüchtern, aber nirgendwo ein Anzeichen für eine ernsthafte Störung.

Das ließ jedoch nicht lange auf sich warten.

Meine Eltern waren unglaublich stolz auf Thomas. Ich nicht ganz so. Zumindest nicht auf unseren gemeinsamen Urlaubsreisen. Meine Mutter packte für alle die Koffer, mein Vater lud sie in den Kofferraum, und wir machten uns auf den Weg nach Atlantic City, Florida oder Boston. Mom fehlte jeglicher Orientierungssinn, und das Lesen der Straßenkarten, die man an Tankstellen bekam, war für sie jedes Mal eine Quälerei. Dafür war sie ein Genie darin, diese Karten wieder perfekt zu falten.

Also las Dad die Karten. Wenn sich heutzutage die Leute darüber ereifern, wie gefährlich es sei, während des Autofahrens Textnachrichten zu schreiben, muss ich lachen. Hätte es damals schon Smartphones gegeben, mein Vater hätte den ganzen *Moby Dick* eintippen und dabei den Buffalo-Pass meistern können. Er ließ Mom die Karte zu einer handlichen Größe falten, legte sie sich auf dem Lenkrad zurecht und konsultierte sie alle paar Sekunden. So grasten wir ganz Amerika ab.

Bis Thomas sieben wurde.

»Ich lese die Karte«, bot er sich an.

Zuerst nahm mein Vater keine Notiz von ihm, aber Thomas ließ nicht locker. Schließlich dachte Dad sich wahrscheinlich, was kann's denn schaden? Gib dem Jungen doch das Gefühl, dass er eine Hilfe ist. Doch für Thomas war das kein Spiel. Er tat nicht so, als würde er Dad den Weg weisen, so wie manche Kinder schon lange, bevor sie lesen können, beim Blättern in einem Buch vor sich hinplappern.

Thomas musste nur ein paar Sekunden auf eine Karte sehen, schon gab er Anweisungen wie zum Beispiel: »Jetzt noch fünfzehn Kilometer auf der 90, dann fährst du ab und nimmst die 22 Richtung Osten.«

»Zeig mal«, sagte Dad, nahm Thomas die Karte wieder ab und studierte sie auf dem Lenkrad.

»Verdammt will ich sein«, sagte er. »Der Junge hat recht.«

Thomas hatte immer recht, wenn es ums Kartenlesen ging.

Ich versuchte, sie ihm zu entreißen. Schließlich stand mir als dem Älteren das Recht zu, den Platz des Navigators einzunehmen. Ich konnte nicht mit ansehen, wie mein Vater meinen kleinen Bruder zu Rate zog.

»Raymond!«, brüllte mein Vater mich in solchen Momenten an. »Lass deinen Bruder in Frieden seine Arbeit tun! Er weiß, was er tut.«

Wenn ich dann hilfesuchend meine Mutter ansah, meinte sie: »Es gibt auch Dinge, die du gut kannst. Aber das hier ist etwas, bei dem Thomas wirklich gut ist.«

»Was kann ich denn gut?«, fragte ich.

Sie musste überlegen. »Du kannst ausgesprochen gut zeichnen. Vielleicht könntest du ja die Sehenswürdigkeiten zeichnen, die wir auf unserer Reise besichtigen. Das wär doch was.«

Wie großzügig! Wozu hatten wir denn einen Fotoapparat? Wer hatte denn etwas davon, wenn ich die Touristenattraktionen, die wir besuchten, künstlerisch wiedergab? Was sollte das denn für eine Hilfe sein? Beleidigt griff ich in die Mappe, in der ich Papier, Stifte und eine Kinderschere mitnahm, um mich auf unseren Reisen zu beschäftigen, und drückte meiner Mutter ein unberührtes Blatt schwarzes Bastelpapier in die Hand.

»Da. Das ist die Carlsbad-Höhle«, sagte ich zu ihr. Die hatten wir am Vortag besichtigt. »Das kannst du einrahmen, wenn wir zu Hause sind.«

Einen Vorgeschmack auf das, was wir mit Thomas noch erleben sollten, bekamen wir auf der Rückfahrt von einem Sommerurlaub im Süden von Pennsylvania, ungefähr eineinhalb Stunden südöstlich von Pittsburgh. Ich war damals elf, Thomas neun. Wir hatten in einem stattlichen alten Berghotel gewohnt. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, habe ich das Bild des Overlook Hotel aus dem Film *Shining* im Kopf, mit dem Unterschied, dass in unserem Hotel kein Blut aus den Aufzügen strömte, keine Tote in der Badewanne lag und kein kleiner Junge auf einem Tretauto über die Flure strampelte. Es gab eine Minigolfanlage, einen Pool und Bingo-Abende, und nachmittags um vier wurden auf der Veranda Kekse und Limonade serviert. Es war eine abwechslungsreiche Ferienwoche, aber den nachhaltigsten Eindruck hinterließ die Heimfahrt, als Dad sich für eine andere Route entschied als die, die Thomas für ihn ausgearbeitet hatte.

Taub für alle Bitten unserer Mutter, doch zum Schwimmen oder Hufeisenwerfen zu kommen, hatte Thomas tagelang nichts anderes gemacht, als unsere Route zu planen. Wir sollten die 99 Richtung Norden nehmen und über Altoona fahren. Unterwegs fiel meiner Mutter ein, dass sie lieber über Harrisburg fahren würde, weil es da möglicherweise die eine oder andere Einkaufsgelegenheit gab. Dazu hätten wir allerdings die 76 nehmen und uns ganz schön weit von der ursprünglich geplanten Route entfernen müssen.

»Das geht nicht!«, sagte Thomas von hinten, als er davon Wind bekam. »Wir müssen die 99 nehmen.«

»Deine Mutter möchte nach Harrisburg, Thomas«, sagte Dad. »So schlimm ist das doch nicht.«

»Ich hab die ganze Woche an dieser Route gearbeitet!« Er fing an zu weinen.

»Dann entwirf uns doch eine neue, die über Harrisburg führt«, schlug Mom ihm vor. »Das wär doch was!«

»Nein, wir müssen so fahren, wie ich es geplant habe.« Thomas ließ nicht mit sich reden.

»Hör zu, Junge, wir fahren doch nur –«

»Nein!«

»Meine Güte! Ray? Sieh zu, dass du was findest, das du mit deinem Bruder spielen kannst. Wo ist denn das Buch mit den albernen Wortspielen?«

Doch Thomas hatte sich schon abgeschnallt und auf den Rücksitz gekniet. Jetzt fing er an, den Kopf gegen das Fenster zu schlagen.

»Verdammte Sch...«, fluchte Dad.

»Thomas!«, schrie meine Mutter.

Ich wollte ihn packen, doch er stieß mich weg. Und schlug den Kopf wieder und wieder gegen das Fenster. Ein kleiner verschmierter Blutfleck erschien auf dem Glas.

Dad fuhr an den Straßenrand. Mom sprang aus dem Wagen, beinahe wäre sie auf dem Kies ausgerutscht, und riss die hintere Tür auf. Sie schlang die Arme um meinen Bruder und zog seinen lädierten, blutigen Kopf an die Brust.

»Ist ja gut«, sagte sie. »Wir nehmen die 99. Wir fahren genau so nach Hause, wie du's gesagt hast.«

Ich ging nicht gerne in das Zimmer meines Bruders. In sein Revier einzudringen bereitete mir noch größeres Unbehagen, als den zutapezierten Flur anzusehen. Landkarten hingen überall an den Wänden und lagen über den ganzen Fußboden verstreut. Eines der Bücherregale quoll über von den verschiedensten Ausgaben aller möglichen Atlanten, alten spiralgebundenen Routenplanern des Automobilclubs (benutzte die eigentlich noch jemand?), großen Papprollen mit Landkarten, die Thomas sich im Internet bestellt hatte, Hunderten von Karten, die er am Computer studiert und dann ausgedruckt hatte. Satellitenaufnahmen von Städten, die ich nicht auf Anhieb erkannte.

An der Wand stand das Einzelbett, in dem Thomas schlief, doch unter dem vielen Papier war es kaum zu entdecken. Das Zimmer sah aus, als hätten die Vandalen in der Zentrale von National Geographic gehaust. Gegen wie viele Brandschutzbestimmungen hier wohl verstoßen wurde? Hier drin und draußen auf dem kartenbehängten Flur brauchte nur jemand mit einer brennenden Kerze herumspazieren, und dieses Haus würde in Sekundenschnelle in Flammen aufgehen.

Darüber musste ich mir ernsthaft Gedanken machen.

Thomas saß am Computer, vor ihm eine Tastatur und drei Flachbildschirme. Auf jedem war ein anderer Browser geöffnet und zeigte jeweils eine andere Ansicht von ein und derselben Straße – links, Mitte, rechts. Am oberen Bildschirmrand war überall dieselbe Web-Adresse zu lesen: whirl360.com.

Es war eine beeindruckende Webseite, das musste ich zugeben. Vor zehn Jahren hätte ich mir so was überhaupt nicht vorstellen können.

Hatte man sie geöffnet, war die Welt zum Greifen nah. Egal, wo auf dem Globus man sich etwas ansehen wollte, man gab den Ort ein und betrachtete ihn erst von oben, als schwebe man darüber. Man konnte zwischen der herkömmlichen Kartenansicht und der Satellitenansicht wählen, und sich, wenn man wollte, bis an die Dachventilatoren auf den Wolkenkratzern heranzoomen.

Das allein war schon genial.

Aber es kam noch besser.

Man konnte eine bestimmte Straße anklicken und sie sich ansehen. Wirklich *ansehen*. Als stünde man persönlich da, mitten auf dieser Straße. Mit jedem Mausklick konnte man sich ein paar Meter näher heranpirschen. Wenn man die Maustaste gedrückt hielt, konnte man sich nach links oder rechts bewegen und sogar richtig im Kreis, um eine 360-Grad-Ansicht zu erhalten. Wenn einem etwas in einem Schaufenster oder einem Restaurant ins Auge fiel, konnte man es heranzoomen. Und dann konnte man, wenn man wollte, sogar lesen, was das Tagesgericht kostete – »Leber mit Zwiebeln 5,99«.

Auch ich tummelte mich gelegentlich auf dieser Seite. Letztes Jahr hatte ich auf einer Reise nach Toronto einen Freund aus College-Tagen besucht, der im East End gleich südlich der Queen Street in dem angesagten Viertel »The Beach« wohnte. In seiner E-Mail hatte er geschrieben, ich solle ihn zu Hause abholen, von da würden wir in ein italienisches Lokal ganz in der Nähe gehen.

Ich war auf Whirl360 gegangen, von seinem Haus hinauf zur Queen Street gelaufen und hatte mich dort in ein paar Straßen links und rechts umgesehen. Entdeckte nur zwei Restaurants. Schlug sie online nach, fand das, das sich als italienisches Restaurant bezeichnete, studierte online die Speisekarte, und noch ehe ich das Lokal betreten hatte, wusste ich, dass ich die Hummer-Ravioli nehmen würde.

Ich verstand also durchaus, warum das Ganze so faszinierend war, dass für jemanden wie Thomas mit dieser neuen Technologie ein Traum in Erfüllung gegangen war. So wie es einem Fan von *Raumschiff Enterprise* ergehen mochte, der eines Morgens erwacht und feststellt, dass er tatsächlich auf der *USS Enterprise* lebte.

Die Straße, die Thomas gerade im Visier hatte, war mir unbekannt. Sie war schmal, gerade breit genug, um als Einbahnstraße für den Verkehr nutzbar zu sein. Am rechten Straßenrand parkten Autos. Ich nahm an, es sei eine Straße irgendwo in Europa.

Ich stellte das Eis neben das Telefon. Thomas hatte hier oben seine eigene Leitung. Unsere Eltern hatten sie legen lassen, als man sich noch über Telefon ins In-

ternet einwählen musste. Thomas verbrachte so viel Zeit im Netz, dass kaum mehr jemand unsere Eltern erreichen oder sie jemanden anrufen konnten. Diese zweite Leitung bedeutete, dass Thomas sich nun so lange im Netz herumtreiben konnte, wie er wollte. Jetzt, wo wir WLAN im Haus hatten, brauchte Thomas das Telefon eigentlich gar nicht mehr. Die einzigen Anrufe, die er bekam, waren von Leuten, die ihm etwas verkaufen wollten.

Er warf einen Blick auf das Eis und fragte: »Keine Schokosauce?«

»Die ist alle«, antwortete ich, obwohl ich gar nicht danach gesucht hatte. »Wo ist das?«

»Salem Street.«

»Salem Street wo?«

»In Boston. North End.«

»Ah, ja, natürlich. Ich dachte nur, du verbringst neuerdings deine ganze Zeit in Paris.«

»Ich komm herum«, sagte Thomas. Ich wusste nicht, ob er das im Spaß gesagt hatte, aber ich lachte.

»Fällt dir irgendwas auf?«, fragte er.

Ich sah genauer hin. Außer den Autos waren auch Menschen auf der Straße unterwegs, die Gesichter alle unscharf. Anscheinend war es gängige Praxis bei Whirl360, Gesichter, die frontal zu sehen waren, unkenntlich zu machen. Autokennzeichen ebenso. Einige der Straßenschilder konnte ich nicht entziffern.

»Nein«, sagte ich.

»Siehst du diesen silbernen Geländewagen?« Er zeigte darauf. Er war rechts im Bild zu sehen.

»Ja, den seh ich.«

»Sieh mal, was der gemacht hat. Er ist dem anderen, dem blauen da, vorne reingefahren. Wenn man genau hinschaut, sieht man, wo er den Scheinwerfer des blauen Autos erwischt hat.«

»Kannst du das vergrößern?«

Thomas klickte ein paarmal. Die hintere Stoßstange des Geländewagens und das Vorderteil des blauen Wagens wurden größer, verloren aber an Schärfe.

»Du hast vielleicht recht«, sagte ich.

»Du siehst es auch, oder?«

»Ja. Das heißt, die von Whirl360, die da mit ihrem Fotowagen rumgefahren sind, haben genau in dem Augenblick abgedrückt, als der Typ dem anderen rückwärts reingefahren ist. Alle Achtung! Die haben einen Unfall fotografiert, wie er gerade passiert, und du hast ihn entdeckt. War's das?«

»Ich wette, der Fahrer des Geländewagens hat nicht mal gemerkt, dass er dem anderen reingefahren ist«, sagte Thomas und löffelte sich Eis in den Mund.

»Kann sein«, sagte ich. »Ich werde jetzt ein bisschen fernsehen. Kommst du auch? Wir laden uns einen Film runter, was meinst du? Irgendwas mit authentischen Orten, damit du dich nicht ärgern musst.«

»Wir müssen das melden«, sagte Thomas. »Der Besitzer des blauen Autos muss doch erfahren, wer das gemacht hat.«

»Thomas. Also wirklich. Erstens verpixeln sie die Nummernschilder, du hast also keine Chance, die Besitzer der beiden Fahrzeuge ausfindig zu machen. Und zweitens steht dieses Bild, die Aufnahme von dieser Straße, wahrscheinlich schon seit Monaten, wenn nicht sogar Jahren im Netz. Ich meine, wir reden hier von einem geringfügigen Schaden, der vor wer weiß wie langer Zeit verursacht wurde. Der Besitzer des blauen Wagens hat ihn wahrscheinlich schon vor einem Jahr reparieren lassen, wir haben doch überhaupt keine Ahnung. Gut möglich, dass ihm der Wagen gar nicht mehr *gehört*. Das hier ist ja kein Livestream. Das sind alles lang zurückliegende Momentaufnahmen.«

Thomas sagte nichts.

»Was ist?«, sagte ich. »Sag doch was.«

»Es ist nicht richtig, dazustehen und nichts zu unternehmen.«

»Wir sind doch – Herrgott, du bist doch kein Unfallzeuge, der gerade gesehen hat, dass der Geländewagen jemand über den Haufen gefahren hat. Das ist genau das, wovon ich rede, Thomas. Du verbringst viel zu viel Zeit hier oben. Du musst raus. Komm runter und schau dir mit mir einen Film an. Wozu hat Dad denn diesen tollen Fernseher gekauft? Großbildschirm und HD. Damit er da unten Moos ansetzt?«

»Geh du schon mal«, sagte er. »Ich komm dann nach. Such du einen Film aus, und den sehen wir uns dann an.«

Ich ging hinunter und schaltete den Fernseher ein. Dann drückte ich alle Tasten, die notwendig waren, um die Verbindung zu einem Internet-Filmdienst herzustellen.

Ich stieß auf einen in Neuseeland gedrehten Film mit dem Titel *The Map Reader*.

»Du kriegst die Tür nicht zu«, entfuhr es mir. »He, Thomas! Ich hab hier einen Film, wie für dich gemacht. Über einen Jungen, der ganz versessen auf Landkarten ist!«

»Alles klar«, antwortete er. »Gib mir noch eine Minute!«

Er kam nicht. Ich wartete eine Viertelstunde, dann machte ich den Fernseher aus, ohne mir etwas angesehen zu haben, ging in die Küche und genehmigte mir Dads letztes Bier.

Sechs

Neun Monate vor diesen Ereignissen hebt Allison den Kopf ein paar Zentimeter von ihrem Kissen auf der Schlafcouch und wirft einen Blick auf die digitale Zeitanzeige des DVD-Spielers, der am anderen Ende des kleinen Wohnzimmers steht. Fast Mittag. Wenn sie von der Spätschicht nach Hause kommt, bemüht sie sich, nicht zu vergessen, die Rollos herunterzuziehen, damit das Tageslicht sie am nächsten Morgen nicht weckt. Aber um wirklich jeden Lichtstrahl auszusperren, müsste man das ganze Fenster mit schwarzem Papier abkleben oder sich so richtig schwere, lichtundurchlässige Vorhänge besorgen, die den Raum völlig verdunkeln.

Gott, jetzt scheint da draußen auch noch die Sonne. Sie zieht sich die Decke über den Kopf.

Allison ist ziemlich sicher, dass sie im Augenblick alleine ist. Sie teilt sich die Wohnung mit Courtney Walmers, die das Schlafzimmer für sich hat. Wenn man nicht das Glück hat, eine mietpreisgebundene Wohnung zu ergattern, kann man in dieser Stadt unmöglich allein leben, erst recht nicht von dem, was man als Kellnerin verdient. Courtney hat einen Bürojob unten an der Wall Street, verlässt also spätestens um acht das Haus. Allisons Schicht beginnt normalerweise gegen fünf am Nachmittag. Wenn Courtney es mal schafft, sich früher aus dem Büro zu stehlen, sehen die beiden sich sogar ein paar Minuten.

Allison hofft, dass der heutige keiner dieser Tage ist. Courtney zu treffen ist nicht unbedingt etwas, auf das sie besonders erpicht ist. Sie weiß, dass Courtney mit ihr *sprechen* will – richtig, *ernsthaft* –, und genau so ein Gespräch will Allison vermeiden. Denn sie weiß genau, was das Thema sein wird.

Geld.

Geld ist immer das Thema. Zumindest in den letzten Monaten ist es das einzige Thema, das Courtney interessiert. Seit Allison ihren Anteil an der Miete und anderen Ausgaben wie Kabel- und Internetgebühren nicht mehr zahlt. Courtney droht, diese Dienste zu kündigen, doch Allison ist sicher, dass sie das nie tun würde. Wenn sie zu Hause ist, spielt sich Courtneys Leben auf Facebook ab. Soweit Allison das mitbekommt, gilt das auch für die Arbeit. Warum diese Finanzfirma, bei der ihre Hausgenossin arbeitet, sie nicht schon längst an die Luft gesetzt hat, ist Allison schleierhaft. Wenn sie in die Bar geht, dann *arbeitet* sie wenigstens. Und wie. Den Arsch reißt sie sich auf. Bedient an den Tischen, erträgt die ätzendsten Gäste, muss

sich von der Küche anmotten lassen, wo sie ums Verrecken keine Bestellung auf die Reihe kriegen.

O ja, Allison verdient sich ihr Geld. Es reicht nur einfach hinten und vorne nicht. Seit drei Monaten zahlt sie nur die Hälfte ihres Anteils an der Miete, ersetzt nicht, was sie sich aus dem Kühlschrank nimmt, verspricht Courtney, alles zurückzuzahlen, wenn sie wieder bei Kasse ist.

Courtney kauft ihr das nicht ab. *Das glaub ich erst, wenn ich's sehe.*

Miststück.

Sie bekommt viel mehr Geld als Allison, und wofür? Dafür, dass sie den ganzen Tag vor dem Computer eine ruhige Kugel schiebt, kauft und verkauft, für andere Leute Geld scheffelt. Allison hat nicht den blassesten Schimmer, was ihre Mitbewohnerin eigentlich macht.

Richtig schlimm wurde es vor zwei Monaten, nach einem Anruf bei ihrer Mutter zu Hause in Dayton. Allison hatte ihr erzählt, dass der Big Apple nicht ganz das war, was sie sich erhofft hatte.

»Ach, Kind, dann komm doch heim«, hatte ihre Mutter gesagt.

»Mom, ich komme nicht zurück.«

»Also bei Target suchen sie Personal. Da stand was in der Zeitung, dass sie neue Leute einstellen.«

»Ich komme bestimmt nicht nach Dayton zurück, um in einem Kaufhaus zu arbeiten«, hatte Allison geantwortet.

»Hast du jemanden kennengelernt?«

»Mom.«

»Ich denke mir halt, du arbeitest in einem Restaurant, da hast du doch jede Menge Gelegenheit, einen jungen Mann kennenzulernen.«

»Bitte, Mom.« Warum läuft es immer darauf hinaus? Was denkt ihre Mutter denn, warum Allison überhaupt aus Dayton weggegangen ist? Um genau solchen Fragen zu entkommen. Darum.

»Du kannst es mir doch nicht verübeln, wenn ich hoffe, dass meine Kleine einen Mann findet, der sie glücklich macht. Dein Vater und ich waren nämlich sehr glücklich. Wir hatten ein schönes Leben miteinander. Und denk dran, du bist einunddreißig. Du wirst auch nicht jünger.«

Sie musste ihrer Mutter einen Köder hinwerfen. »Ich habe tatsächlich jemand kennengelernt.« Und das war nicht einmal gelogen. Es ist immer einfacher, sich eine Geschichte auszudenken, wenn es da ein Körnchen Wahrheit gibt, ganz besonders, wenn es eine Geschichte für ihre Mutter ist. Allison *hat* jemanden kennengelernt, und sie war auch eine Zeitlang mit diesem Jemand zusammen. Eine ziemlich *heiße* Zeit sogar. Mit einem einzigen Blick hatte alles begonnen.

Manchmal sehen zwei Menschen einander in die Augen, und alles ist klar.

Allison spürte, wie ihre Mutter am anderen Ende der Leitung zu strahlen begann. »Wen?«, fragte sie aufgeregt. »Erzähl mir von ihm.«

»Es ist noch zu früh«, wehrte Allison ab. »Ich muss erst sehen, wie sich's entwickelt. Ich sag dir Bescheid, wenn's was Ernstes ist. In Ordnung? Kein Kreuzverhör. Im Augenblick macht mir ganz was anderes Kopfschmerzen.« Den Haken eintreiben.

»Nämlich?«

»Na ja, die Gäste geben nicht mehr so viel Trinkgeld wie früher. Und auch so läuft's nicht besonders. Die Leute essen und trinken zu Hause. Und dann noch die Sache mit dem abgeschlagenen Zahn.«

»Was denn für ein abgeschlagener Zahn? Wovon redest du?«

»Hab ich dir das nicht erzählt?« Natürlich hatte sie nicht, sie hatte es sich ja eben erst ausgedacht. Es gab keinen abgeschlagenen Zahn.

»Kein Wort hast du gesagt. Wann ist denn das passiert? Und wie?«

»Also ich hab da eine Kollegin. Elaine. Die ist dumm wie Bohnenstroh. Sie muss mit einem Tablett voller Gläser mitten durch einen Haufen Leute, die an der Bar stehen. Sie schlängelt sich also zwischen diesen Scheiß-Bankern durch –«

»Ally.«

»'tschuldigung. Diesen Idioten von Bankern, und gerade, als ich ihr aus der anderen Richtung entgegenkomme, hebt sie das Tablett in die Höhe, und eine Ecke trifft mich am Mund, und die Gläser fliegen in alle Richtungen, und ich geh in die Damentoilette, um in den Spiegel zu sehen, und da fehlt mir doch tatsächlich ein Stück Schneidezahn.«

»Du meine Güte«, sagte Allison's Mutter. »Das ist ja furchtbar.«

»Es war ja nicht groß, aber jedes Mal, wenn ich mit der Zunge drüberfuhr, war da halt so was Spitzes. Na, jedenfalls war ich bei einem Zahnarzt in der Madison Avenue, der hat das wieder in Ordnung gebracht, und ich schwör dir, du kannst es dir mit der Lupe angucken, du würdest es nicht sehen.«

Dessen war Allison sich ganz sicher.

»Das muss dich ein Vermögen gekostet haben«, meinte ihre Mutter.

»Tja, leider gilt das nicht als Arbeitsunfall«, sagte Allison und lachte. »Aber mach dir deswegen keine Gedanken, ich schaff das schon irgendwie. Courtney versteht das schon, wenn sie mal auf meinen Teil der Miete warten muss.«

»Nein, Liebes, das kannst du deiner Mitbewohnerin nicht antun. Das gehört sich einfach nicht. Ich hol jetzt gleich mein Scheckbuch.«

Noch am selben Tag schickte sie einen Scheck über tausend Dollar auf die Reise.

Als er bei Allison ankam, zahlte sie den Betrag sofort auf ihr Girokonto ein, womit sich ihr Guthaben auf 1421,87 Dollar erhöhte. Nicht genug, um Courtney alles zurückzuzahlen, was sie ihr schuldete, aber zumindest ein Anfang. Doch je länger Allison den Saldo auf ihrem Einzahlbeleg betrachtet hatte, desto weiter hatte sie sich von der Absicht entfernt, mit diesem Geld einen Teil ihrer Schulden bei Courtney abzutragen.

Dieser Jemand, den sie ihrer Mutter gegenüber am Telefon erwähnt hatte, hatte vorgehabt, zwei Wochen später auf die Bahamas zu fliegen, und hatte Allison aufgefordert, mitzukommen. Von einer Einladung war allerdings nicht die Rede gewesen, also hatte Allison gesagt, tut mir leid, kann ich mir nicht leisten.

Das Geld für die Zahnbehandlung änderte die Sache natürlich.

Sie hatte eine Woche auf den Bahamas gebucht.

Als Courtney sie beim Kofferpacken gesehen hatte, hatte sie gesagt: »Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder? Scheiße, sag mir, dass das nicht dein Ernst ist. Bei mir bist du mit über zweitausend in den Miesen, aber das Geld für einen Urlaub hast du? Das musst du mir erklären.«

»Es ist ja nicht *mein* Geld«, sagte Allison. »Meine Mom hat mir diese Reise geschenkt.«

»Wie bitte?«, fragte Courtney.

»Ich hab noch nicht genug beisammen, um dir dein Geld zurückzugeben. Das zahl ich dir nämlich von dem zurück, was ich verdiene. *Dieses* Geld, das von *meiner Mom*, für meinen *Urlaub*, hat damit *überhaupt* nichts zu tun.« Allison schien das nur logisch. Manchmal hatte Courtney eine echt lange Leitung. Kaum zu glauben, dass sie in der Finanzbranche arbeitete. Da müsste sie so was doch kapieren.

»Das glaub ich dir nicht«, sagte Courtney. »Du verarscht mich doch.«

»Hör mal, ich brauch diesen Urlaub. Ganz dringend«, erwiderte Allison. »Überleg doch, wo du in den letzten drei Jahren überall warst? Na? In München, zum Beispiel. Dann hast du diese Mexikoreise gemacht. Und London? Das ist noch keine fünf Monate her, dass du dort warst. Und ich? Wo war ich in dieser Zeit?«

»Was haben denn jetzt meine Reisen damit zu tun?«

»Es ist einfach unfair, dass du ständig irgendwo hinfliegst und ich nicht. Du kannst manchmal so kleinlich sein, echt. Ich muss jetzt los. Mein Flug geht in drei Stunden.«

Courtney hatte Allison mindestens hundert SMS und E-Mails geschickt, während diese auf den Bahamas war. Beschwerte sich darüber, was Allison für ein undankbares, egoistisches Miststück war. Das ewige Piep-Piep und Ding-Dong ihres Handys hätte Allison fast den Urlaub verdorben.

Aber nur fast.

Bei ihrer Rückkehr wurde Allison von Courtney mit der Ankündigung ihres Rausschmisses empfangen, doch Allison riet ihr, sich das gut zu überlegen, denn auf dem Mietvertrag ständen ihrer beider Namen. Allison schwor Stein und Bein, dass sie wirklich, wirklich, *wirklich* ihre Schulden bezahlen würde. Sie würde ihre Mutter um Geld bitten. Sie sei ganz sicher, dass ihr eine gute Geschichte einfallen würde, die ihre Mutter zu Tränen rühren und damit enden würde, dass noch diese Woche ein Scheck ins Haus flatterte.

Das war vor einer Woche gewesen. Dass heute ein Scheck in der Post sein wird, ist äußerst unwahrscheinlich, denn Allison hat ihre Mutter noch gar nicht angestrichelt. Sie hat sie noch nicht einmal angerufen. So bald nach der erfundenen Zahnbehandlung hält sie es für unklug, ihrer Mutter ein neues Märchen aufzutischen. Eine Woche würde sie auf jeden Fall warten, besser vielleicht zwei. Außerdem muss sie sich erst etwas ausdenken, das genauso plausibel klingt.

Bettwanzen wären eine Möglichkeit. Vor Bettwanzen haben alle einen Riesensammel. Sie wird ihrer Mutter erzählen, im Haus gebe es welche, und sie und Courtney müssten eine Woche ins Hotel ziehen, während die Kammerjäger überall Gift versprühen, um die Viecher loszuwerden. Und außerdem habe man Allison gesagt, sie solle ihre Klamotten wegwerfen, könnte sein, dass da welche überlebt haben.

In letzter Zeit hat ihre Mutter ihr jeden Artikel über Bettwanzen, der ihr unterkam, per E-Mail geschickt. Diese Geschichte würde wunderbar mit ihren Ängsten spielen.

Ihre Mutter wird Geld schicken. Da ist Allison sich ganz sicher. Sie muss nur zusehen, dass sie es nicht für andere Dinge verjubelt, bevor es seinen Weg zu Courtney zurückfindet.

Allisons Handy klingelt.

Sie streckt den Kopf unter der Decke hervor. Einen Besen würde sie fressen, wenn das nicht Courtney war. Am liebsten würde sie es klingeln lassen, doch Courtney wird es nur immer wieder versuchen, darum angelt sie das Telefon vom Couchtisch und hält es sich ans Ohr.

»Ja.«

»Eine Woche ist vorbei«, sagt Courtney. »Ist das Geld von deiner Mutter gekommen?«

»Noch nicht. Ich meine, ich war noch nicht unten, um nach der Post zu sehen. Aber ich glaube nicht, dass es da sein wird.«

»Und warum sollte es nicht da sein, Allison?«

»Also gut, hör mal, ich hab sie noch nicht angerufen. Ich hab mir den Kopf zerbrochen, was ich ihr erzählen könnte, und jetzt ist mir endlich was eingefallen. Ich

ruf sie heute noch an. Dann sollte das Geld ... also in drei, vier Tagen müsste es da sein.«

»Du bist so ein *mieses* Dreckstück.«

»Ich mein's ernst«, sagt Allison. »Ich zahl dir alles zurück, was ich dir schulde.«

»Es ist mir scheißegal, ob du im Mietvertrag stehst oder nicht. Wenn du deinen Anteil nicht zahlst, wirst du demnächst nach Hause kommen und deinen ganzen Kreppele im Hausflur finden. Das schwöre ich. Ich schau mich schon nach einer anderen Mitbewohnerin um.«

»Herrgott, was bist *du* denn für eine Freundin?«

»Was für eine Freundin *ich* bin? Was würdest du denn an meiner Stelle tun?«

»Also gut, machen wir's so: Wenn ich dir nächste Woche um die Zeit nicht alles zurückgezahlt habe, brauchst du mich gar nicht mehr rauszuschmeißen. Dann geh ich von selbst, und du kannst dir reinnehmen, wen immer du willst.«

»Eine Woche«, sagt Courtney skeptisch.

»Ich schwöre. Hand aufs Herz und den ganzen Scheiß.«

»Ich muss verrückt sein. Völlig übergeschnappt«, sagt Courtney und legt auf.

Es hat keinen Sinn, sich noch einmal hinzulegen. Allison setzt sich auf, nimmt die Fernbedienung vom Tisch und schaltet den Fernseher ein. Auf dem Bildschirm erscheint NY1 mit den neuesten Nachrichten. Sie nimmt wieder ihr Handy und sieht nach, ob sie E-Mails oder Nachrichten auf Facebook hat.

Heute Nachmittag wird sie ihre Mutter ganz bestimmt anrufen. Zuerst wird sie allerdings ins Internet gehen und sich zum Thema Bettwanzen schlau machen, um die Glaubwürdigkeit ihrer Geschichte mit möglichst vielen Details noch zu steigern. Gut möglich, dass ihre Mutter ahnt, dass sie sie ausnutzt. Was soll's?, denkt Allison. Darüber regt sie sich bestimmt nicht annähernd so auf wie darüber, dass ich früher monatelang unauffindbar war. Und nicht nur einmal. Wenn Allison sie anpumpt, weiß ihre Mutter wenigstens, wo sie ist.

Ein kurzer Blick auf den Fernseher, dann zurück aufs Telefon. Von Regenschauern am Nachmittag ist die Rede, die zum Abend hin abklingen.

Sie startet Safari auf ihrem Smartphone und gibt »Bettwanzen« ein. Prost Mahlzeit! Schlappe zweihundertfünzigtausend Ergebnisse. Sie grenzt die Suche ein, indem sie »New York« hinzufügt. Immer noch knapp sechzigtausend Einträge.

Wieder ein Blick auf den Fernseher. An der Sixth Avenue hat sich jemand auf die U-Bahn-Gleise gestürzt. Zurück aufs Handy. Wäre vielleicht nicht schlecht, den Namen einer Schädlingsbekämpfungsfirma zu erwähnen, die der Vermieter engagiert hat, dann klingt die Geschichte noch überzeugender.

Und noch ein Blick auf den Fernseher. Allison will sich schon wieder dem Bildschirm ihres Handys zuwenden, da glaubt sie, ein bekanntes Gesicht gesehen zu haben.

Was zum Teufel?

Ihr klappt die Kinnlade herunter. Völlig perplex hört sie, wie ein Reporter, der vor irgendeinem Bürogebäude in der Innenstadt auf dem Gehsteig steht, sagt: »Der als ernsthafter Konkurrent für den amtierenden Gouverneur gehandelte Morris Sawchuck, hier mit seiner Frau Bridget, vertritt in Sachen Recht und Ordnung eine wesentlich härtere Linie und macht kein Hehl daraus, dass er für eine Rückkehr zu traditionellen Werten steht. Diese Parole ist ein fester Bestandteil seiner Kampagne. Bis jetzt hat er sich allerdings noch nicht dazu geäußert, welche konkreten Maßnahmen er als Gouverneur zu ergreifen gedenkt, um diese Werte wiederzubeleben. Hinter den Kulissen soll eine Gruppe äußerst einflussreicher Leute für ihn arbeiten, darunter der ehemalige Vizepräsident der Vereinigten Staaten. Und damit zurück zu –«

Sie schaltet den Fernseher aus und starrt eine Weile vor sich hin. Das muss sie erst verdauen. Sie hat das Bild noch vor Augen – ein Paar, das aus einer Limousine steigt, umstehenden Anhängern zuwinkt und in einem Gebäude verschwindet, vielleicht, um dort eine Rede zu halten.

»Sawchuck?«, flüstert Allison. »Der Kerl ist ein Politiker?«

Sie legt beide Hände auf den Kopf und fährt sich mit den Fingern durch das schulterlange schwarze Haar. Sie atmet tief aus.

»Unfassbar«, sagt sie zu sich selbst.

Allison ist froh, dass sie ihre Mutter noch nicht angerufen hat. Denn möglicherweise gibt es für ihren stockenden Geldfluss eine andere Lösung.

Sieben

Du hast heute einen Termin bei Dr. Grigorin«, sagte ich, als Thomas sich gerade Milch über seine Frühstücksflocken goss. »Dad hat ihn schon vor ein paar Wochen ausgemacht.«

»Ich brauch den aber gar nicht, Ray«, antwortete er, ohne mich anzusehen.

»Trotzdem wäre es mir lieb, wenn du hingehst. Ich weiß, Dad war der Meinung, dass es dir guttut, regelmäßig zu ihr zu gehen.«

»Ich will aber nicht«, sagte er. »Ich muss arbeiten.«

»Das kannst du machen, wenn wir wieder zu Hause sind. Ich weiß, du kannst aus dem Haus gehen, wenn es sein muss. Du tust es nur nicht gern.«

»Wenn ich einen Grund hätte, würde ich ja hingehen. Aber es gibt keinen.«

Ich führte meinen Kaffeebecher an den Mund und trank. Dad hatte immer nur Instantkaffee daheim gehabt. Der war zwar ziemlich eklig, aber wenigstens nicht koffeinfrei. Ich tat mir einen zweiten Löffel Zucker hinein. »Es gibt sehr wohl einen Grund, Thomas. Du und ich haben gerade ein ziemlich traumatisierendes Erlebnis hinter uns. Wir haben unseren Vater verloren. Schon für mich ist das schwer zu verkraften, aber ich vermute, dass es für dich noch viel schlimmer ist. Ich meine, ihr beide habt unter einem Dach gelebt.«

»Er war oft sauer auf mich«, sagte Thomas.

»Wann zum Beispiel?«

»Er hat mir dauernd gesagt, ich soll irgendwelche Sachen machen, die ich gar nicht machen wollte.« Er sah mich an. »So wie du gerade eben.«

»Aber gemein war er nie zu dir« sagte ich. »Ärgerlich manchmal, aber nicht gemein.«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Aber er konnte es nicht leiden, wenn ich den ganzen Tag in meinem Zimmer blieb. Er wollte, dass ich aus dem Haus gehe. Er hat nicht verstanden, wie viel ich zu tun habe.«

»Es ist einfach nicht gesund, Thomas. Du brauchst frische Luft. Wenn du ganz ehrlich bist, dann siehst du doch selbst ein, dass da etwas nicht stimmen kann, wenn du dich so in deine Arbeit vergräbst, dass du nicht mal zur Beerdigung deines Vaters gehst.«

»An dem Tag musste ich nach Melbourne«, verteidigte sich Thomas.

»Herrgott, Thomas, du *musstest* an diesem Tag nicht nach Melbourne. Du *musstest* weder nach Melbourne noch nach Moskau oder Montreal, verdammt noch mal. Das Einzige, wo du *hinmusstest*, war das Begräbnis deines Vaters.« Ja, es war unfair von mir, Thomas deswegen Vorwürfe zu machen. Ich wusste doch, dass er höchstwahrscheinlich nichts dafür konnte. Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, bereute ich sie auch schon. Thomas böse zu werden, weil er sich von seinen Zwangsvorstellungen nicht befreien konnte, war wie einem Blinden böse zu sein, weil er nicht gesehen hat, wo er hingetreten ist.

»Es tut mir leid.«

Thomas sagte nichts. Fast eine Minute lang schwiegen wir beide.

Dann brach ich das Schweigen. »Ich finde, gerade jetzt, wo ich mich bemühe, Entscheidungen für die Zukunft zu treffen, ist es wichtig, dass du mit Dr. Grigorin redest. Ich möchte auch gern mit ihr sprechen.«

Thomas beäugte mich neugierig. »Hast du denn auch Probleme?«

»Was?«

»Also weißt du, ich glaube, das ist gar keine schlechte Idee. Du solltest mit ihr reden. Sie kann dir vielleicht helfen.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Mir helfen? Wieso brauche ich denn Hilfe?«

»Weil du dauernd über andere Menschen bestimmen willst. Vielleicht kann sie dir ja was dagegen verschreiben. Ich bekomme was, das mir gegen die Stimmen hilft. Vielleicht könnte sie ja auch dir was verschreiben.«

»Gute Idee«, sagte ich.

»Du könntest allein hingehen«, schlug er vor. »Und wenn du zurückkommst, erzählst du mir, was sie gesagt hat.«

»Wir gehen zusammen.«

Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und fing an, seine Faust zu ballen und wieder zu öffnen. Der Mund trocknete ihm aus. Angst keimte auf.

»Der Termin ist um elf«, sagte ich.

»Elf, elf, elf«, wiederholte er und verdrehte dabei die Augen nach oben, als versuche er sich zu erinnern, was er in seinen Terminkalender geschrieben hatte.

»Ich bin ziemlich sicher, dass du Zeit hast. Wir müssen ungefähr um halb elf losfahren.«

Thomas stand auf, ging mit seiner Schale zur Spüle und ließ Wasser darüberlaufen. Sonst überließ er den Abwasch immer mir. Das zeigte mir, wie sehr ihm daran gelegen war, mich nicht ansehen zu müssen.

»Geh nicht weg, Thomas.«

»Ich hab wirklich viel zu tun«, sagte er und schickte sich an, die Küche zu verlassen. »Du hast keine Ahnung, wie wichtig das ist.«

»Du kannst im Auto das Navi ausprobieren.«

Das hielt ihn auf. »Du hast ein Navigationssystem?«

»Schon im Armaturenbrett eingebaut.«

Er sah zu dem Garderobenschrank neben der Haustür hinüber. »Wir könnten jetzt fahren.«

»Es ist erst halb neun. Wir wollen doch nicht zwei Stunden im Wartezimmer rumsitzen.«

Er überlegte. »Gut, ich bin um halb elf fertig. Aber du musst mir versprechen, dass du mit Dr. Grigorin über dein Verhalten sprichst.«

»Versprochen.«

Nachdem Thomas in sein Zimmer hinaufgegangen und ich damit fertig war, unser Frühstücksgeschirr abzuspülen, sagte ich mir, dass es Zeit war.

Ich verließ das Haus durch die Hintertür und überquerte den Rasen. Er musste wieder gemäht werden. Das letzte Mal lag schon eine Woche zurück. Am oberen Ende des Hangs, der sich bis zum Bach hinunterzog, blieb ich stehen.

Es war eine steile Neigung, wie ich es Harry Peyton erzählt hatte. Eine Böschung wie diese mähte man am besten mit einem Rasentrimmer oder einem Handmäher. Das Schlimmste, was passieren konnte, wenn einem so ein Ding durchging, war, dass es den Hang hinunterpolterte und im Wasser landete.

Andere Leute hätten als Eigentümer dieses Grundstücks ihrer Pflichten als Landschaftspfleger dort beendet gesehen, wo auch die ebene Fläche endete. Sollten Gras und Unkraut auf dem Steilstück doch wuchern, wie es ihnen passte. Aber Dad gefiel die Vorstellung von einem gepflegten Garten bis hinunter zum Wasser. Der Bach machte aus dem Kilbride'schen Domizil zwar noch kein Strandhaus, aber in Dads Augen kam das hier diesem Vorbild schon ziemlich nahe. Also mähte er, wenn er auf dem restlichen Grundstück den Rasen schnitt, auch hinunter bis zum Bach. Im Frühling, im Sommer und im Herbst.

Ich weiß noch, wie meine Mutter mich ein Jahr vor ihrem Tod bei einem unserer Telefongespräche bat, meinem Vater ins Gewissen zu reden. Er sollte aufhören, auch den Hang mit dem Rasentraktor zu mähen, denn Dad fuhr dabei nicht von oben nach unten, sondern von einer Seite zur anderen, und lehnte sich dabei mit dem ganzen Gewicht zum Hang, um zu verhindern, dass der Traktor kippte.

»Er wird sich noch umbringen«, hatte sie gesagt.

»Mom, er weiß, was er tut.«

»Männer«, hatte sie verärgert gesagt. »Ich hab's auch bei Harry und Len versucht, aber die haben mir das Gleiche gesagt.«

Und jetzt hatte sich herausgestellt, dass die Männer unrecht hatten.

Der grüne Traktor mit seinem gelben Sitz stand aufrecht am unteren Ende des Steilstücks. Die Motorhaube war schief und die Oberseite der hinteren Kotflügel voller Kratzer und Schrammen. Das Lenkrad war verbogen.

Wenn ich es recht verstanden hatte, hatte er sich einmal gedreht und Dad unter sich begraben. Thomas hatte den Traktor nicht zum Hang hin aufrichten können, dazu war das Gefälle einfach zu groß. Also hatte er ihm einen Stoß versetzt, damit er nach unten rollte. Der Rasenmäher hatte sich ein paarmal überschlagen und war schließlich auf dem ebenen Streifen am Bachufer auf den Rädern zum Stehen gekommen.

Und hatte seither dort gestanden.

Vorsichtig ging ich den Hang hinunter. Die Unglücksstelle war nicht schwer zu finden. Darüber war das Gras vielleicht zehn Zentimeter hoch, darunter wurde es schlagartig höher, mindestens um fünf Zentimeter. In der Mitte hatte sich der Traktor beim Kippen in den Boden gewühlt.

Einen Fuß vor den anderen gestellt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, blieb ich einen Augenblick an der Stelle stehen, an der mein Vater seinen letzten Atemzug getan hatte. Wo ihm der Atem aus dem Leib gequetscht worden war. Ich spürte, wie sich ein Klob in meinem Hals bildete. Dann ging ich das letzte Stück zum Traktor hinunter.

Ich hatte keine Ahnung, ob es möglich war, ihn in die Scheune zu fahren. Es war nicht ausgeschlossen, dass der Motor bei dem Unfall beschädigt worden war. Durch das Umkippen konnte das ganze Benzin ausgelaufen sein. Und auch die Batterie konnte den Geist aufgegeben haben.

Zögernd stieg ich auf und ließ mich auf den Sitz sinken. Es fühlte sich merkwürdig an, hier zu sitzen und zu wissen, dass der Letzte, der hier gesessen hatte, mein Vater gewesen war. Der Schlüssel steckte noch im Zündschloss und war auf AUS gestellt. Ich wollte das Mähwerk anheben, das nur heruntergeklappt wurde, wenn man tatsächlich Gras schneiden wollte, doch es war bereits oben.

Ich zog den Choke ganz heraus, schob den Gashebel ganz nach vorne und drehte den Schlüssel.

Der Motor hustete ein paarmal, und aus dem Auspuff kam schwarzer Rauch. Röhrend erwachte das verdammte Ding zum Leben. Ich drückte den Choke wieder hinein, zog den Gashebel ein wenig zurück, betätigte die Kupplung und legte den niedrigsten Gang ein, um die Böschung hinauffahren zu können.

Ich legte die Strecke mit angehaltenem Atem zurück.

Oben angekommen, fuhr ich den Traktor in die Garage, schob das Tor hinter mir zu und ging ins Haus zurück.

Um zehn Uhr stand Thomas fix und fertig im Wohnzimmer. Er trug ein blaukariertes Hemd, olivfarbene Hosen, schwarze Schuhe und eine Windjacke, grell wie ein Leitkegel.

»Wo hast du denn diese Jacke her?«, fragte ich ihn. »Machst du neuerdings den Schülerlotsen?«

»Nein«, sagte er todernst. »Du weißt, dass ich so einen Job nicht annehmen würde. Ich hab nicht gern kleine Kinder um mich.«

»War nur ein schlechter Witz. Wo hast du sie wirklich her?«

»Einmal durfte ich in den Walmart, um mir ein paar Straßenatlanten zu kaufen, da hab ich sie im Ausverkauf gesehen. Dad hat sie mir gekauft.«

»Eine leuchtende Farbe«, sagte ich.

»Können wir fahren?«

»Wir sind ein bisschen früh dran.«

»Ich glaube, wir sollten fahren.«

»Na gut.« Ich nahm mein nicht ganz so fluoreszierendes Sakko und schlüpfte hinein.

Wir traten auf die Veranda, und ich schloss die Haustür hinter mir ab. Ich hatte erwartet, dass Thomas einen Augenblick stehen bleiben würde, um sich umzusehen und alles auf sich wirken zu lassen. Es wehte zwar eine kühle Brise, aber die Sonne schien. Ein herrlicher Tag. Doch Thomas marschierte schnurstracks zu meinem Audi und rüttelte an der Beifahrertür.

»Er ist abgesperrt«, sagte er.

»Einen Moment.« Ich nestelte die Fernbedienung aus meiner Hosentasche, zielte und drückte. Thomas stieg ein, schnallte sich an und sah mir ungeduldig zu, wie ich zur Fahrerseite ging, einstieg, meinen eigenen Gurt anlegte und die Zündung einschaltete. Auf der Instrumententafel, mit deren Hilfe der Fahrer unzählige Funktionen des Fahrzeugs, inklusive des Navis, überwachen kann, gingen die Leuchten an.

»Also, es funktioniert —«

»Das finde ich schon selbst heraus«, sagte Thomas. Er drehte an verschiedenen Knöpfen und berührte das Display. »Wenn ich jetzt eine Adresse eingeben will —«

»Siehst du das Ding hier? Du gibst einfach —«

»Schon verstanden. Als Erstes gibt man den Ort ein, stimmt's?« Ich sah zu, wie er »McLean« eintippte.

»Was machst du denn da?« Dr. Grigorins Praxis war in Promise Falls.

»Ich will sehen, welche Route er nach McLean, Virginia, vorschlägt«, antwortete er.

»Warum in aller Welt sollten wir nach Virginia fahren? Das ist Hunderte von Kilometern weit weg. Zur Praxis sind es gerade mal zehn Minuten. Für Virginia würden wir den ganzen Tag brauchen.«

»Ich will ja nicht wirklich da hin. Ich hab da ja keinen Termin oder so. Ich will nur sehen, ob er uns die beste Route sagt.« Er betrachtete den Bildschirm noch einen Moment, verlor anscheinend die Geduld und sagte: »Also bitte, dann geb ich halt die Adresse der Praxis ein. Das ist Pennington Road 2654, Suite 304.«

»Die Nummer der Suite brauchst du nicht einzugeben. Wir *schicken* ihr ja nichts. Wir *fahren* dahin.«

Thomas blickte kurz zu mir auf. »Glaubst du, ich bin doof?«

Wäre sie von jemand anderem gekommen, hätte man diese Frage für sarkastisch, vielleicht sogar provokativ halten können. Bei Thomas jedoch klang sie, als sei sie ernst gemeint.

»Nein«, sagte ich. »Das glaube ich nicht. Es tut mir leid, wenn es für dich so geklungen hat.«

»Du denkst, ich zieh mich doof an. Das hab ich gemerkt. Du hast dich über meine Jacke lustig gemacht. Und jetzt hältst du mich für zu doof, um ein Navigationssystem zu bedienen.«

»Nein – ich meine, gut, deine Jacke ist schon ein bisschen grell. Aber ich halte dich nicht für doof. Ich glaube sogar, du erfasst ganz intuitiv, wie solche Dinger funktionieren. Also los. Tipp die Adresse von Dr. Grigorin ein.«

Er gab sie ein und wartete ein paar Sekunden, bis das Navi die Route berechnet hatte.

»*Fahren Sie zu der markierten Route*«, forderte uns der Bordcomputer auf.

»Das ist Maria«, sagte ich auf dem Weg hinunter zur Straße.

»Was?«

»So nenn ich die Dame in meinem Armaturenbrett. Maria.«

»Aha«, sagte Thomas. »Warum Maria?«

»Weiß ich auch nicht. Ich finde einfach, sie klingt wie eine Maria. Gretchen oder Heidi oder sonst was, was irgendwie deutsch klingt, würde vielleicht besser passen, aber mir gefällt Maria.«

Ich fuhr auf die Zufahrtsstraße hinaus und schlug dann die Richtung zur Schnellstraße ein. Die ganze Zeit sah Thomas wie gebannt auf den Bildschirm. Er konnte den Blick nicht von der digitalen Karte wenden. »Wir fahren gerade an Miller's Lane vorbei«, sagte er.

»Das könntest du auch sehen, wenn du aus dem Fenster schaust«, bemerkte ich.

»Ich möchte dich was fragen.«

»Was denn?«

»Wie das war, als du Dad gefunden hast? Macht es dir was aus, darüber zu reden?«

»Diese rote Linie da«, sagte er und zeigte darauf, »ist das die Route, die das Navi uns empfiehlt?«

»Genau. Hast du was dagegen, wenn ich dich das frage? Wie du Dad gefunden hast?«

»Was willst du denn wissen?«

»Bevor oder nachdem du den Traktor hochgestemmt hast, hast du da irgendwelche Hebel oder Knöpfe gedrückt?«

»Wie meinst du das?«

»Na, hast du zum Beispiel den Zündschlüssel auf AUS gedreht oder das Mähwerk aufgeklappt.«

»Nein. Ich weiß ja nicht mal, wie man das Ding fährt. Dad hat's mich nie probieren lassen. Dieser Computer hat eine Macke.« Er hatte das Navi während unseres Gesprächs nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen.

»Dann hast du also nichts angerührt«, fragte ich noch einmal. »Am Traktor?«

»Nein.«

»Und dann, als der Krankenwagen kam und die Polizei. Hat jemand von den Sanitätern was dran gemacht?«

»Die haben sich nur um Dad gekümmert. Und die Polizei hab ich gar nicht gesehen, aber ich war auch nicht die ganze Zeit da. Vielleicht sind sie ja später gekommen.«

»Aber er wurde die ganze Woche nicht vom Fleck bewegt«, sagte ich. »Er stand die ganze Zeit da unten am Bach.«

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«, fragte Thomas.

»Was denn?«

»Der Kasten hat eine Macke.« Er starrte noch immer auf den Bildschirm.

»Wie, eine Macke?«

»Die Route. Die ist nicht richtig.«

»*Nach dreihundert Metern bitte rechts abbiegen.*«

»Maria hat eine Macke«, sagte Thomas.

»Tatsächlich?«

»Sie zeigt dir eine falsche Route an. Es gibt einen schnelleren Weg.«

»Das macht sie manchmal. Sie hält sich lieber an die Hauptstraßen. Und die ganz neuen Straßen kennt sie oft gar nicht. Mach dir keine Gedanken. Du musst dir Maria als Ratgeberin vorstellen. Du kannst ihren Rat befolgen oder auch nicht.«

»Sie sollte aber keine Ratschläge geben, wenn sie sich nicht auskennt.« Er machte sich an den Knöpfen zu schaffen. »Wie sagt man ihr, dass sie sich irrt?«

»Ich glaube nicht –«

»*Nach einhundert Metern bitte rechts abbiegen.*«

»Nein!«, schrie Thomas den Bildschirm an. »Wenn wir so fahren, wie sie das vorschlägt, dann müssen wir die Saratoga Street langfahren. Ich will nicht die Saratoga Street langfahren.«

»Was macht das denn für einen Unterschied?«

»Da will ich nicht fahren!« Panik schlich sich in seine Stimme.

»Dann sag mir doch, wie du fahren willst«, forderte ich ihn auf. »Wir können Maria sagen, sie kann uns mal.«

Thomas sagte, er wolle über die Main Street in die Stadt hineinfahren, nicht über die Saratoga. Ich hatte nichts dagegen, denn die beiden Strecken waren in etwa gleich lang. Wir überquerten die Saratoga, und Maria beschwor mich, umzudrehen, doch ich ignorierte sie und behielt die Richtung bei. Da berechnete sie die Route neu, wollte uns letztendlich aber trotzdem wieder zur Saratoga Street zurücklotsen.

»Halt die Klappe«, sagte Thomas zu ihr.

»*Nach dreihundert Metern bitte links abbiegen*«, sagte Maria.

»Das ist doch nicht zu glauben«, schimpfte Thomas. Er geriet in immer größere Erregung. »Mach, dass sie aufhört. Mach, dass sie zu reden aufhört.« Er schlug mit der Hand oben auf das Armaturenbrett, so wie mein Vater vor Jahren den Fernseher kurierte, wenn das Bild zu flackern anfang.

»Lösch einfach die Route«, sagte ich. »Mit dem Knopf da.«

Thomas, dem das Eingeben der Daten so flink von der Hand gegangen war, kam völlig aus dem Konzept, als er seinen Befehl rückgängig machen sollte.

»*Jetzt rechts abbiegen.*«

»Nein!«, schrie Thomas die Instrumententafel an. »Das machen wir nicht!«

Rasch löschte ich die Einstellungen und brachte Maria zum Schweigen.

»Es ist vorbei«, sagte ich. »Ich hab ihr den Saft abgedreht.«

Thomas lehnte sich zurück und atmete tief durch. Schließlich sah er mich an und sagte: »Sieh zu, dass du dieses Auto loswirst.«

Acht

Jetzt, wo das Navigationssystem seinen Reiz verloren hatte, war es auch um seinen Gleichmut geschehen, und Thomas verlangte, dass wir umdrehten und nach Hause fuhren. Doch ich ließ mich nicht breitschlagen und erinnerte ihn daran, dass er einen Termin habe, und den müssten wir einhalten.

Er schmollte.

Als Thomas zu Dr. Grigorin ins Sprechzimmer ging, setzte ich mich ins Wartezimmer, wo außer mir nur ein einziger Patient saß, eine sehr dünne Frau, Ende zwanzig, mit langem blondem Zottelhaar, das sie sich die ganze Zeit um den Zeigefinger wickelte. Ihr ganzes Interesse galt einem Punkt an der Wand, als hocke dort eine Spinne, die nur sie sehen konnte.

Ich sah auf die Uhr, rechnete mir aus, dass ich noch ein bisschen Zeit hatte, und trat hinaus auf den Flur. Ich zog mein Handy heraus, schlug online im Telefonbuch nach. Die Nummer wurde angezeigt, und ich tippte sie ein.

»*Promise Falls Standard*«, sagte eine weibliche Tonbandstimme. »Wenn Ihnen die Durchwahl bekannt ist, geben Sie diese bitte jetzt ein. Wenn Sie durch unser Telefonbuch geführt werden wollen, drücken Sie bitte die Zwei.«

Ich kämpfte mich durch die Prozedur, bis schließlich ein richtiges Telefon klingelte.

»Julie McGill.«

»Hi, Julie, hier ist Ray Kilbride.«

»Ah, hallo, Ray. Wie geht's denn?«

»So einigermaßen. Hör mal, stör ich dich gerade?«

»Kein Problem, ich erwarte nur gerade einen anderen Anruf«, sagte Julie. Sie sprach sehr schnell. »Ich dachte schon, es wäre der Direktor unserer Highschool. Ich bemühe mich gerade, etwas Näheres über eine kleine Explosion im Chemiesaal zu erfahren.«

»Mensch.«

»Niemand ist zu Schaden gekommen. Hätte aber leicht passieren können. Was kann ich für dich tun?«

»Ich wollte mich vor allem bei dir bedanken, dass du zur Beerdigung gekommen bist. Das war wirklich lieb von dir.«

»Keine Ursache«, sagte sie.

»Und dann wollte ich fragen, ob du vielleicht mal Zeit für einen Kaffee hast. Ich würde dir gern ein paar Fragen stellen. Es geht um meinen Vater. Du hast schließlich den Artikel über ihn geschrieben.«

»War nur was Kurzes. Nicht viel mehr als eine Zusammenfassung. Mit Einzelheiten kann ich eigentlich nicht dienen.«

An ihrer Stimme hörte ich, dass sie es eilig hatte, weil jeden Moment der andere Anruf kommen konnte. Ich wollte schon sagen, sie solle das Ganze vergessen, und mich entschuldigen, dass ich sie aufgehalten habe, da sagte sie: »Aber trotzdem. Komm doch so um vier vorbei, dann gehen wir auf ein Bier. Wir treffen uns vor der Redaktion.«

»Ja ... also ja, das wäre –«

»Muss Schluss machen.« Sie legte auf.

Gerade als die Ärztin und Thomas aus dem Sprechzimmer kamen, kehrte ich ins Wartezimmer zurück. »Machen Sie sich nicht so rar«, sagte Dr. Grigorin gerade zu Thomas. »Sie müssen mich öfter besuchen. Es ist gut, wenn wir in Verbindung bleiben.«

Thomas zeigte auf mich. »Sie werden also mit ihm reden.«

»Das werde ich.«

»Sagen Sie ihm, dass er aufhören soll, mir Vorschriften zu machen.«

»Mach ich.«

Dr. Grigorin – es stellte sich heraus, dass ihr Vorname Laura war – hatte feuerrotes Haar, das ihr auf die Schultern gefallen wäre, hätte sie es nicht zu einem Dutt hochgesteckt. Ich schätzte sie auf etwas über eins sechzig, wobei sie mindestens acht Zentimeter davon ihren Absätzen zu verdanken hatte. Sie war eine aparte Frau Anfang sechzig und trug anstelle des üblichen Arztkittels eine rote Bluse und einen geradegeschnittenen Rock, der ihr bis knapp unter das Knie reichte.

»Mr. Kilbride«, sagte sie zu mir. »Kommen Sie doch herein.«

»Ray«, sagte ich. »Sagen Sie Ray zu mir.«

Sie forderte Thomas auf, sich inzwischen ins Wartezimmer zu setzen.

»Ich soll Ihnen etwas verschreiben«, sagte sie und lächelte. Mit einer Geste lud sie mich ein, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich nicht hinter ihren Schreibtisch, sondern auf einen Stuhl mir gegenüber und schlug die Beine übereinander. Hübsche Beine übrigens.

»Damit ich meine Veranlagung, über andere zu bestimmen, in den Griff bekomme«, ergänzte ich.

»Genau.« Ich mochte ihr Lächeln. Zwischen ihren Schneidezähnen hatte sie eine winzige Lücke. »Was denken Sie, wie geht es Ihrem Bruder?«, fragte sie.

»Schwer zu sagen. Ich bin mir sicher, dass der Tod unseres Vaters ihn nicht kaltgelassen haben kann, aber er zeigt kein Gefühl.«

»Er macht zwar völlig dicht, aber ich sehe, dass er verstört ist«, sagte Dr. Grigorin.

»Nur bei Maria ist es mit ihm durchgegangen.«

»Wer ist Maria?« Ich erklärte es ihr, und sie schüttelte belustigt den Kopf. »Es hat Ihrem Vater große Kopfschmerzen gemacht, dass Thomas so viel Zeit mit seinem Steckenpferd verbringt. Thomas hat gesagt, er mäßigt sich schon und hat sich sogar gestern Abend einen Film mit Ihnen angesehen.«

»Das stimmt aber nicht. Ich habe ihn heute nur mit Mühe und Not dazu gebracht, zu Ihnen zu kommen. Er wollte seine *Arbeit* nicht unterbrechen.«

»Hat er Ihnen erklärt, worin die besteht?«

»Ich wusste nicht, dass es da was zu erklären gibt«, sagte ich. »Er erkundet eben gern die Städte der Welt im Internet. Da ist er ganz wild drauf.« Ich schüttelte den Kopf und grinste. »Aber es stimmt, er hat gestern gesagt, ich dürfte erst dann erfahren, was es mit dieser Arbeit auf sich hat, wenn geklärt ist, dass ich kein Sicherheitsrisiko darstelle.«

Dr. Grigorin nickte. »Thomas hat mir erlaubt, Ihnen zu sagen, woran er arbeitet.«

Ich setzte mich etwas gerader hin. »Was soll das heißen: Woran er arbeitet?«

»Thomas glaubt, er arbeitet für die CIA, als Berater.«

»Wie bitte? Für wen? Für den amerikanischen Geheimdienst?«

»Genau.«

»Er *arbeitet* für die? Was macht er denn da – was *glaubt* er denn, was er da macht?«

»Das Ganze ist ziemlich kompliziert, und es passt auch nicht alles zusammen, ein bisschen wie bei Träumen, wo auch verschiedene Elemente aufeinanderprallen. Vor allen Dingen glaubt Thomas, dass ein verheerendes Ereignis droht, eine Art digitale elektronische Implosion oder Explosion, ich bin mir nicht sicher, was von beiden. Vielleicht ein globaler Computercrash oder möglicherweise sogar etwas, das von einer feindlichen Macht inszeniert wird – ein geniales Computervirus –, wodurch die Beschaffung von geheimdienstlichen Informationen empfindlich beeinträchtigt wird.«

»O Mann.«

»Wenn das geschieht«, fuhr sie fort, »werden als Erstes sämtliche online verfügbaren Landkarten verlorengehen. Sie werden von einer Sekunde auf die andere verschwinden. Simsalabim, weg. Das wird katastrophale Auswirkungen auf alle haben, die beim Geheimdienst auf diese Karten angewiesen sind. Denn sie haben

schon lange Anweisung von höchster Stelle, Papierkosten einzusparen –« Sie muss bemerkt haben, wie meine Augenbrauen in die Höhe schossen, denn sie lächelte. »Papierkosten, wirklich. Jetzt machen die Budgetkürzungen nicht einmal mehr vor Wahnvorstellungen halt.« Sie sah ein bisschen verlegen drein, als hätte sie diesen Scherz besser sein lassen. »Worauf das Ganze jedenfalls hinausläuft, ist, dass die Regierung plötzlich ohne Landkarten aus Papier dasteht.«

Jetzt war ich nicht mehr geschockt, sondern fasziniert. Thomas' Handeln ergab auf bizarre Weise einen Sinn.

»Und wenn das passiert«, fuhr Laura fort, »an wen, glauben Sie, wird die CIA sich wenden?«

»Lassen Sie mich raten.«

Sie nickte. »Thomas wird in der Lage sein, aus dem Gedächtnis die Pläne sämtlicher Großstädte der Welt zu zeichnen. Er hat sie alle hier drin.« Sie tippte sich mit dem Zeigefinger an die Schläfe. Ihre Nägel waren rot lackiert.

»Aber warten Sie mal«, sagte ich. »Alte Karten wird es ja trotzdem noch geben. Auf Papier. In Bibliotheken, bei den Leuten zu Hause. Millionen von Schultatlanten, Himmelherrgottnochmal!«

»Jetzt kommen Sie mir bloß nicht mit Logik«, tadelte Laura Grigorin mich. »In der Vorstellung Ihres Bruders wurden all diese Bestände bereits vor Eintreten dieses apokalyptischen Ereignisses vernichtet. Bibliotheken auf der ganzen Welt werden sie entsorgt haben und nur mehr digitales Kartenmaterial besitzen. Auch in den Privathaushalten haben die alten Landkarten ausgedient und sind zusammen mit den Zeitungen im Altpapier gelandet. Allerorten verlässt man sich auf den Computer. Das ist ja das Katastrophale daran. Es wird eine Welt ohne Landkarten sein, und der Einzige, der in der Lage sein wird, neue zu erstellen, wird Thomas sein. Und er wird nicht nur Landkarten wiedergeben, sondern auch wissen, wie jede einzelne Straße auf der Welt aussieht. Jede Ladenfront, jeder Vorgarten, jede Kreuzung.«

Ungläubig schüttelte ich den Kopf. »Dann bereitet er sich also schon mal vor, falls dieses Ereignis eines Tages eintreten sollte.«

»Nicht falls«, sagte sie. »Es ist nur eine Frage der Zeit. Bis es so weit ist, prägt er sich so viele Städte ein, wie er nur kann. Deshalb verbringt er den ganzen Tag in seinem Zimmer und bereist die ganze Welt. Ich hatte mal einen Patienten – das ist schon mehrere Jahre her –, der bei einer Zeitung in Buffalo arbeitete. Jeden Abend, wenn er nach Hause ging, nahm er ein aktuelles Exemplar mit, weil er überzeugt war, dass das Verlagsgebäude irgendwann einmal abbrennen wird. Dann wäre er der Einzige, der ein komplettes Archiv dieser Zeitung besäße – zumindest für die Zeit, in der er dort gearbeitet hat.«

»Nicht zu fassen.«

»Sein ganzes Haus, jeder Flur, jedes Zimmer, jede verfügbare Oberfläche war mit Zeitungen vollgeräumt. Er musste sich durch Stapel von Zeitungen zwängen, wenn er sich im Haus bewegen wollte.«

»Klingt wie aus einer von diesen Sendungen über Messies«, meinte ich.

»Aber das Beste kommt noch«, sagte Laura. »Die Zeitung ist tatsächlich abgebrannt.«

Mir klappte die Kinnlade herunter. »Das ist ein Witz.«

Sie schüttelte den Kopf. »Und den Benzinkanister, mit dem der Brand gelegt wurde, fand man im Haus des Patienten.«

Einen Augenblick blieb mir die Spucke weg, dann lachte ich und sagte: »Sie wollen doch nicht andeuten, dass Thomas ein Virus entwickeln wird, das alle Landkarten der Welt vernichtet? Damit wäre er dann wohl doch ein bisschen überfordert.«

»Ich habe Ihnen diese Geschichte nur erzählt, um Ihnen zu zeigen, dass die Zwangsvorstellung Ihres Bruders zwar ungewöhnlich, aber nicht einzigartig ist. Was differiert, sind die Details.«

»Mein Gott«, sagte ich. Mir war etwas eingefallen. »McLean.«

»Was?«

»Ist dort nicht die Zentrale der CIA? Thomas wollte sich vom Navigationssystem in meinem Auto die Route dorthin berechnen lassen, hat es sich dann aber anders überlegt. Vielleicht war ich da noch als Sicherheitsrisiko eingestuft.« Ich lachte. »Aber jetzt, wo er Ihnen erlaubt hat, mir das alles zu erzählen, bin ich wohl keines mehr.«

»Ihr Bruder vertraut Ihnen. Das ist ein Plus. Menschen mit Schizophrenie verlieren oft auch das Vertrauen in die, die ihnen am nächsten stehen. Sie haben Angst vor allen.« Sie holte Luft. »Ich wollte Ihnen gerade etwas über die Details erzählen.«

»Ich höre.«

»Thomas glaubt, dass die CIA in der Zwischenzeit, also noch vor Beginn dieser Massenvernichtung von geographischen Karten, aus anderen Gründen seine Hilfe in Anspruch nehmen könnte. Zum Beispiel könnte ein Agent in, keine Ahnung, Caracas oder so, in Gefahr geraten. Die Schurken haben ihn aufgespürt, er ist auf der Flucht und weiß nicht, wohin er soll. Die CIA ruft Thomas an und will eine Fluchtroute von ihm. Und schneller als sie das mit einem Computer schaffen würden, wäre er in der Lage, ihnen eine zu liefern.«

Ich fuhr mir mit der Hand von der Stirn über den Kopf in den Nacken. »Und es ist noch nicht mal ausgeschlossen, dass er das hinbekommen würde.«

»Thomas spricht ziemlich oft von Fluchtrouten, darüber, Menschen helfen zu können, die in der Falle sitzen, irgendwie in die Enge getrieben wurden.«

Ich schüttelte langsam den Kopf, versuchte zu denken, wie er dachte.

»Und möglicherweise würde die Regierung ihn auch in Katastrophenfällen zu Rate ziehen«, fuhr Laura Grigorin fort. »Egal, ob Naturkatastrophen oder andere. Denken Sie nur an die vielen Tornados, die wir in letzter Zeit hatten. Oder die Erdbeben in Neuseeland, in Haiti, den Tsunami in Japan. Ganze Dörfer, ja Städte, einfach weggefeht, wie vom Erdboden verschluckt. Oder, und da sei Gott vor, ein zweiter 11. September. Rettungsteams könnten Thomas anrufen und sagen, sie seien an dieser oder jener Ecke, und er könnte ihnen sagen, was dort ist, wonach sie Ausschau halten sollten.«

»Sonst noch was?«

Die Ärztin lächelte traurig. »Das wär's im Großen und Ganzen.«

Ich legte die Hände auf die Knie. »Und was sagt uns das jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Wie ich höre, wird es nach dem Tod Ihres Vaters notwendig sein, eine andere Unterbringung für Thomas zu finden.«

Ich äußerte meine Bedenken, dass er allein im Haus wohnen bleiben könnte.

»Ihre Bedenken sind berechtigt«, bestätigte sie. »Er müsste in der Stadt wohnen, in einer Umgebung, wo man ihn im Auge behalten kann. Keine Überwachung, nur jemand, der auf ihn aufpasst. Ich könnte Ihnen da was empfehlen, das Sie sich vielleicht ansehen möchten.«

»Glauben Sie, er würde da hinziehen?«

Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Ich glaube, wenn Sie ihn Schritt für Schritt darauf vorbereiten, würde er es tun. Er könnte seinen Computer behalten. Und auch seinem ... Hobby könnte er weiter nachgehen. Aber ganz wichtig ist, dass er mehr aus dem Haus kommt. Machen Sie ein Picknick mit ihm. Gehen Sie mit ihm ins Kino. In den Supermarkt. In ein Einkaufszentrum. Je häufiger er aus seinem Zimmer rauskommt, desto weniger wird es ihm etwas ausmachen, desto leichter wird es sein, ihn an eine neue Umgebung zu gewöhnen. Ich nehme nicht an, dass Sie in das Haus Ihres Vaters zurückziehen und Ihren Bruder rund um die Uhr betreuen wollen.«

»Ich will ... ich möchte nicht, dass Sie denken, es ist mir egal, was aus ihm wird.«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber keineswegs. Ich bin mir nämlich gar nicht mal sicher, ob das das Beste für ihn wäre. Er muss selbständiger werden. Ihr Vater hat es gut gemeint, aber er hat zugelassen, dass Thomas völlig von ihm abhängig wurde. Er hat ihm alles abgenommen. In mancher Hinsicht hat er es Ihrem Bruder

erst ermöglicht, seinen Zwang auszuleben. Zum Beispiel dadurch, dass er ihn von jeder Verantwortung entbunden hat.«

»Dad hat sich wahrscheinlich gedacht, es ist einfacher, alles selbst zu machen. Haben Sie den Eindruck, dass es Thomas schlechter geht? Nach dem Tod unseres Vaters?«

»Ich kann das so schlecht beurteilen. Ich habe ihn gefragt, ob er noch immer die Stimmen hört – die ja oft mit Schizophrenie einhergehen –, und er sagte, ja, manchmal. Er spricht mit dem früheren Präsidenten Bill Clinton, das ist sein Verbindungsmann zur CIA. Die Tabletten bewirken, dass Thomas die Stimmen als kaum mehr als ein Flüstern wahrnimmt, und ich will die Dosis nicht erhöhen. Er nimmt seine Tabletten doch täglich? Haben Sie gesehen, dass er sie nimmt? Olanzapin?«

»Ja.«

»Eine höhere Dosis würde ihn apathisch machen. Sie könnte auch Schwindel verursachen, Gewichtszunahme, Mundtrockenheit, alles Mögliche, was ihm nicht gefallen würde. Worauf es ankommt, ist, die richtige Balance zu finden. Mit Ihrer Unterstützung wird es uns auch in Zukunft gelingen, die Situation unter Kontrolle zu halten.«

»Gestern hat ihn ein läppischer Verkehrsunfall, auf den er in Boston gestoßen zu sein glaubte, in höchste Aufregung versetzt. Er wollte, dass ich was unternehme, einen unbekannten Autofahrer ausfindig mache, dem ein anderer, wahrscheinlich schon vor Monaten, beim Parken einen Scheinwerfer zerdeppert hat.«

»Sie müssen Geduld haben«, sagte Dr. Grigorin. »Man lässt sich so leicht entmutigen. Alles in allem glaube ich, dass der Zustand Ihres Bruders nicht besorgniserregend ist. Ja, er hat so seine Schwierigkeiten, und es gibt auch einige, über die er nicht mit mir reden will, aber –«

»Schwierigkeiten? Welche denn? Worüber will er nicht reden?«

»Tja, wenn er darüber reden würde, dann wüsste ich ja Bescheid«, sagte sie. »Ich weiß, da gibt es etwas in seiner Kindheit, das ihn sehr belastet, aber er schweigt sich darüber aus.«

Mir fiel die unselige Autofahrt ein, bei der Thomas sich den Kopf am Fenster blutig geschlagen hatte. Ich erzählte ihr diese Episode und fragte, ob sie davon gehört hätte.

»Ich weiß Bescheid«, sagte sie, also konnte es das nicht sein.

»Es ist wirklich ein Glück, dass Thomas so große Stücke auf Sie hält. Er hat mir mal Illustrationen von Ihnen gezeigt, die er aus Zeitschriften ausgeschnitten hatte.«

»Das ist mir neu.«

»Ich glaube, er hat Sie immer um Ihr Talent beneidet, darum, dass Sie imstande sind, ein Bild, das Sie im Kopf haben, zu Papier zu bringen.«

»Nicht viel anders als er mit seinen Landkarten«, sagte ich.

»Sie haben ähnliche Begabungen, die sich jedoch auf verschiedene Art manifestieren.«

»Haben Sie auch mit meinem Vater gesprochen, wenn er Thomas herbrachte?«

»Ja.«

»Was für einen Eindruck hat er auf Sie gemacht?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich weiß es nicht genau. Bei meinem Gespräch mit Harry Peyton, dem Anwalt, der sich um den Nachlass kümmert und auch mit meinem Vater befreundet war, kam mir in den Sinn, dass Dad möglicherweise depressiv war.«

»Ob er eine klinische Depression hatte, dazu kann ich nichts sagen«, meinte die Ärztin. »Er war nie mein Patient. Aber er wirkte ... *matt*. Ich glaube, sich allein um Ihren Bruder kümmern zu müssen, war eine schwere Belastung für ihn.«

»Er hatte eine Unfallklausel in seiner Lebensversicherung«, sagte ich. »Mit der Prämie daraus und noch einigem anderen wäre Thomas eine Zeitlang versorgt.«

Dr. Grigorins grüne Augen durchbohrten mich mit ihrem Blick. »Wollen Sie irgendwas andeuten, Ray?«

Ich schüttelte nur den Kopf. »Keine Ahnung.« Ich winkte ab. »Schwamm drüber.«

»Und Sie?«, fragte sie mich. »Wie fühlen Sie sich?«

»Ich?« Die Frage kam überraschend. »Ich kann nicht klagen.«

Unsere Zeit war um. Ich stand auf. »Ach ja«, sagte sie, »das hätte ich beinahe vergessen. Ich soll Ihnen etwas gegen Ihr herrisches Wesen geben.«

Sie griff in ihre Schreibtischschublade und holte einen milchigen Plastikbehälter heraus. Darin befanden sich überdimensionale Pillen in verschiedenen leuchtenden Farben.

»Was ist das?«, fragte ich, als sie sie mir in die Hand drückte.

»M&Ms.«

Als sie sich einigermaßen erholt hat von ihrer Verblüffung darüber, ihre neue Leidenschaft im Fernsehen zu sehen, wirft Allison Fitch ihr Laptop an und beginnt zu recherchieren.

»Alter Falter«, flüstert sie immer wieder vor sich hin.

Morris Sawchuck, der jetzt mit dem Gouverneursamt liebäugelt, gehört schon in seiner gegenwärtigen Funktion als Justizminister des Staates New York zu den Mächtigen im Land. (»Alter Falter«, wiederholt sie.) Er ist siebenundfünfzig, Bridget ist seine dritte Frau. Er hat sie vor drei Jahren geheiratet, und für die Intelligenzija ist diese Ehe nach wie vor ein beliebtes Gesprächsthema, immerhin ist sie einundzwanzig Jahre jünger als er und ein echter Hingucker. Man munkelt, dass sie getrennt Urlaub machen, aber das weiß Allison ja bereits.

Seine erste Frau, Kathleen Wolcott, lernte Sawchuck während des Studiums in Harvard kennen. Die beiden heirateten, kurz nachdem er seinen Bachelor gemacht hatte, und sie bestritt als Fachangestellte in einer Anwaltskanzlei den Familienunterhalt, während er in Harvard Jura studierte. Nach fünf Jahren ließ er sich von ihr scheiden, um Geraldine Kennedy zu heiraten (nicht verwandt mit *den* Kennedys oder wenigstens nicht nahe genug, dass sich das in Form von Einladungen auf den Familiensitz in Hyannis Port niedergeschlagen hätte, wie einer der Artikel, auf die Allison stößt, andeutet).

Von Geraldine ließ Sawchuck sich nicht scheiden. Sie beging 2001 Selbstmord. Setzte sich bei geschlossenem Garagentor und laufendem Motor in ihren BMW, den Rest überließ sie dem Kohlenmonoxid. Sie hatte, so hieß es, eine Reihe von Krankenhausaufenthalten hinter sich, Diagnose: manisch-depressive Störung. Kathleen wird eine Bemerkung zugeschrieben, die gemacht zu haben sie jedoch immer abgestritten hat: »Keine Ahnung, warum ich das nicht getan habe. Bei Gott, gedacht habe ich daran, als ich noch mit diesem scheinheiligen Arschloch verheiratet war.«

Es gab Geschichten. Und Verwirrendes. Kathleen war schön, und auch Geraldine war eine Klassefrau gewesen. Warum mussten ausgerechnet die Typen, die mit den tollsten Frauen verheiratet waren, immer nach anderen schielen?

Sawchuck ließ sich zu keiner Stellungnahme zu den Gerüchten herab. Er richtete sich in einer angemessenen Trauerphase ein, stürzte sich in seine Arbeit als Staatsanwalt. Er verfolgte korrupte Gewerkschaftsbosse, die Russenmafia, einen Kinder-

pornoring und erregte damit große Aufmerksamkeit. Sein Kommentar zu Letzterem lautete angeblich, wenn er eine Möglichkeit fände, die Mitglieder des Pornorings am Times Square an den Eiern aufzuhängen, dann würde er es tun. Das brachte ihm Punkte bei den Wählern. Mit den Stimmen der Anhänger von Kinderpornographie, so die Einschätzung eines Experten, konnte er allerdings nicht mehr rechnen.

Immer wieder gibt es Morddrohungen gegen ihn. Angeblich trägt er jetzt eine versteckte Waffe bei sich, wenn er sich in der Öffentlichkeit bewegt.

Ein, zwei Jahre nach Geraldines Tod sah man ihn gelegentlich in Begleitung verschiedener und sehr attraktiver Frauen. Zeitungsfotos zeigten ihn bei Premieren, Benefizveranstaltungen, politischen Empfängen, jedes oder fast jedes Mal mit einer anderen Frau an seiner Seite. Manche Kommentatoren gaben ihrer Besorgnis Ausdruck, sein Interesse an der Damenwelt könnte sich eines Tages als politische Belastung erweisen. Bis zu einem gewissen Punkt genoss ein Don Juan allgemeine Bewunderung, doch letzten Endes hatten Frauenhelden zu viele Geheimnisse, die ans Tageslicht kommen und ihnen später das Genick brechen konnten. Man denke nur an diesen alten italienischen Ministerpräsidenten mit seinem Harem von Stripperinnen, obwohl ... der Kerl, Mannomann, der hat Seitensprünge zur olympischen Disziplin gemacht. Die genannten Kommentatoren waren auch der Meinung, Sawchuck müsse erst zur Ruhe kommen, oder wenigstens diesen Eindruck erwecken, ehe er seine Ambitionen auf ein höheres Amt weiterverfolgte.

Und dann kam Bridget.

Ein ehemaliges Model mit rabenschwarzem Haar, beinahe eins achtzig groß, und das in Strümpfen – sie sieht Allison übrigens nicht unähnlich. Jetzt arbeitet sie für eine PR-Agentur mit Büros in SoHo, London, Paris und Hongkong. Sie hatte für ihn eine Veranstaltung organisiert, um Spenden für einen Baseballplatz in einem Brennpunktviertel zu sammeln – ein ganz besonderes Anliegen des Justizministers –, und anscheinend waren sie von Anfang an ein Herz und eine Seele. Was folgte, war die – sprichwörtliche – stürmische Romanze, und schneller als ein Kind, das nicht einmal Geld fürs Frühstück hat, zur ersten Base rennen kann, waren die beiden verlobt. Drei Monate später waren sie verheiratet.

Weiterhin ergeben Allisons Recherchen, dass Sawchuck zwar einflussreiche Freunde aus allen Teilen des politischen Spektrums hat, die Mehrheit von ihnen jedoch dem rechten Lager angehört. Zwei ehemalige Vizepräsidenten, der eine ein Republikaner, der andere ein Demokrat, kennt er gut genug, um sie zum Abendessen zu sich nach Hause einzuladen, wann immer sie in der Stadt sind.

Ach ja, eine Sache ist für Allison von besonderem Interesse: Der Typ ist stinkreich.

Sein geschätztes Vermögen fällt in die Heilige-Scheiße!-Kategorie. Das meiste davon ererbt. So viel Heu scheffelt man nicht im Staatsdienst, es sei denn, man hat eine sehr, *sehr* schmutzige Weste, und es gibt nichts, das darauf hinweist, dass dies bei Morris Sawchuck der Fall wäre, auch wenn es kein Geheimnis ist, dass sein engster Freund und Berater, Howard Talliman (Spitzname: Howard der Taliban) gern einmal eine Abkürzung nimmt. Morris' Vater Graham war ein Baulöwe und Eigentümer von gut zwei Dutzend Wolkenkratzern in Manhattan gewesen. Nach dessen Tod erbte Morris das Unternehmen, das jetzt fremdgeführt ist, um alles zu vermeiden, dem auch nur das leiseste Odeur eines Interessenskonflikts anhaften könnte. Nicht, dass Sawchuck ein Problem damit hätte, Immobilien und mehr Geld zu besitzen, als jemand wie Allison sich nur vorstellen kann. Wonach er jedoch wirklich lechzt, ist Aufmerksamkeit, Einfluss und ein hoher Bekanntheitsgrad. Und er hat festgestellt, dass dies alles am besten durch die gnadenlose Verfolgung derer zu erreichen ist, die gegen das Gesetz verstoßen. Einen Mann mit einer Mission lieben schließlich alle.

Nicht immer aus denselben Gründen.

Allison springt von einer Webseite zur nächsten und findet immer mehr Informationen darüber, wie viel Geld Sawchuck tatsächlich hat. Millionen, wenn nicht Milliarden.

Genug jedenfalls, dass einem schwindlig werden kann.

Sieht ganz so aus, als könne sie kassieren, was sie braucht, um Courtney ihr Geld zurückzuzahlen, und sich auch noch ein neues Paar Manolo Blahniks kaufen. Eine Frau kann schließlich nie genug Schuhe haben.

Fast eine Stunde lang läuft sie in der Wohnung auf und ab und übt ihren Text. Sie will nicht, dass es sich wie eine glatte Erpressung anhört. Vielmehr soll von einem Darlehen die Rede sein. Ein Darlehen allerdings, dessen Rückzahlung sich, im Unterschied zu den meisten anderen, sagen wir mal, über einen Zeitraum von zweitausend Jahren hinzieht. Zugegeben, *Zuwendung* wäre vielleicht die treffendere Bezeichnung. Aber ist das wirklich so eine große Sache? Bei all dem Geld? Wenn da ein paar Tausender für sie abfallen, das ist doch kein Ding, oder? Und Allison will das Geld ja nicht ohne Gegenleistung. O nein! Sie wird sich natürlich erkenntlich zeigen. Und sie weiß auch schon wie: Mit ihrer Zunge! Diesmal allerdings, indem sie sie nicht zum Einsatz bringt. Nicht, wo jemand es als sehr beglückend empfinden könnte. Und auch sonst nicht. Sie wird sie in Zaum halten. So wird sie sich erkenntlich zeigen.

Und auch sonst. Sie wird ihn halten. So wird sie sich erkenntlich zeigen.

Sie kann sich dafür entscheiden, nicht zur *Daily News* zu gehen oder zur *Times* oder zur *Post*. Oder zu einer dieser Enthüllungssendungen im Fernsehen.

Das wäre doch ein schöner Zug von ihr, nicht wahr?

Denn wenn so eine Geschichte herauskäme ... tja, damit wäre Mr.Ich-will-Gouverneur-werden bestimmt nicht geholfen. Ganz und gar nicht.

Vielleicht muss sie ja nicht einmal so weit gehen. Muss die Zeitungen oder die Fernsehsendungen vielleicht gar nicht erst erwähnen. Vielleicht hat sie ja den Scheck schon in der Hand, kaum dass sie die Worte »Ich weiß, wer du bist« ausgesprochen hat.

Allison nimmt ihr Handy, fängt an, die Nummer einzutippen, die sie bekommen hat, und hält inne. Ihr Herz klopft wie wild. Geschichten zu erfinden, um ihrer Mutter Geld abzuluchsen, ist eine Sache.

Das hier ist etwas ganz anderes.

Das passiert, wenn man von Dayton in die große Stadt zieht.

»Hallo?«

»Ich bin's, Allison.«

»Was – Allison?«

»Genau, Allison. Erinnerst du dich an mich?«

»Natürlich – hör mal, ich kann jetzt wirklich nicht reden.«

»Wir müssen uns treffen.«

»Das ist jetzt keine gute Zeit.«

»Ich hab dich in den Nachrichten gesehen.«

»Du – was?«

»Ich hatte ja keine Ahnung. Nicht die leiseste Ahnung, wer du bist. Wie kommt's, dass du vergessen hast, so was zu erwähnen? Erstens, dass du verheiratet bist, und zweitens, dass –«

»Hör mal, Allison, ich seh zu, dass ich dich in ein, zwei Wochen anrufen kann. Im Moment hab ich viel um die Ohren. Wenn du die Nachrichten gesehen hast, dann weißt du ja, dass die Kampagne langsam in die heiße Phase tritt, und ... und ... andere Probleme gibt's auch noch. Möglicherweise eine Ermittlung wegen –«

»Weißt du noch, wo wir uns zum ersten Mal verabredet haben?«

»Ja, natürlich.«

»Sei um drei dort. Bevor sich der Laden füllt. Und dann schaffst du's noch immer rechtzeitig zum Lincoln Center oder zum Broadway oder wo die Leute heute sonst tausend Dollar pro Nase berappen, um dich zu sehen.«

»Ich kann mich nicht mit dir treffen. Man darf – es tut mir wirklich leid, aber man darf uns nicht zusammen sehen.«

»Um drei.«

»Herrgott, was ist denn so dringend?«

»Also um eins brauchst du dir keine Sorgen zu machen: Schwanger bin ich nicht.«

Es ist gerade mal halb drei, doch Allison sitzt bereits in der Bar am Gramercy Park. Gleich um die Ecke hat O. Henry sein *Geschenk der Weisen* geschrieben. Sie hat denselben Tisch ergattert, an dem sie bei ihrer ersten Verabredung saßen. Verabredung? War es wirklich eine Verabredung gewesen? Setzt »Verabredung« nicht eine gewisse Einhaltung gesellschaftlicher Konventionen voraus? »Heimliches Treffen« vielleicht? Wie heißt noch mal dieses altmodische Wort dafür? »Rendezvous«.

Sie bestellt ein Gin Tonic und behält die Tür im Auge. Sie probt noch immer, was sie sagen wird, obwohl sie sich fragt, warum sie sich eigentlich die Mühe macht. Schon vorhin, ehe sie angerufen und dieses Treffen vereinbart hat, hat sie sich ihren Text zurechtgelegt, nur um dann, als das Klingeln verstummte und der Anruf entgegengenommen wurde, zu improvisieren, einfach das zu sagen, was ihr als Erstes in den Sinn kam. Einschließlich der Bemerkung über ihre Nichtschwangerschaft, die, das muss sie zugeben, schon verdammt lustig war.

Punkt drei kommt jemand zur Tür herein und entdeckt Allison in der Sitznische. Es ist nicht Morris Sawchuck.

Sondern seine Frau. Bridget.

Sie hat keine Ähnlichkeit mit der Bridget Sawchuck, die Allison in den Nachrichten gesehen hat. Ihr Haar ist unter einem rot-schwarzen Kopftuch versteckt. Hermès, vermutet Allison. Außerdem trägt sie eine Sonnenbrille, die ihr halbes Gesicht bedeckt.

Doch sie ist es. Kein Zweifel. Des Justizministers heißes Frauchen. Kommt auf ihren Zehn-Zentimeter-Absätzen hereinstolziert, die Hände in den Taschen ihres Trenchcoats. Einige Köpfe drehen sich nach ihr um, als sie an der Bar vorüberschreitet. Allerdings ohne sie zu erkennen. Sie ruft diese Wirkung hervor, egal, ob sie erkannt wird oder nicht.

Bridget Sawchuck geht schnurstracks auf den Tisch zu, an dem Allison sitzt, und gleitet auf die Lederbank ihr gegenüber.

»Meine Güte, du siehst ja aus wie ein Spion.« Allison grinst.

»Ich hab nur ein paar Minuten«, sagt Bridget Sawchuck. »Warum diese Dringlichkeitssitzung?«

»Wie ich schon am Telefon sagte, es gibt da was zu besprechen.«

Zehn

Ich möchte nicht, dass Sie mich für titelfixiert halten, aber was für einen Titel werde ich denn haben?«

»Oh, da bin ich überfragt. Ich muss zugeben, damit habe ich mich noch nicht beschäftigt. Haben Sie einen Vorschlag?«

»Stellvertretender Leiter. Nicht vom ganzen Nachrichtendienst. Nur von der Abteilung, für die ich arbeite.«

»Wir wär's mit Stellvertretender Leiter der Abteilung Geo-Wesen?«

»Geo-Wesen?«

»War nur so eine Idee. Mir fällt bestimmt etwas Besseres ein. Und wir müssen uns auch über ein Büro unterhalten.«

»Ich brauche kein Büro, Herr Präsident. Ich werde von zu Hause aus arbeiten. Ich arbeite gerne zu Hause. Mein Bruder lebt jetzt bei mir, und mein Computer ist auch hier.«

»Schon, aber vergessen Sie nicht, wenn der Katastrophenfall eintritt, müssen Sie vielleicht mit Papier und Bleistift auskommen. Dieses Virus, oder was es auch sein wird, wird Ihren Computer unbrauchbar machen. Sie werden viele große Tische brauchen, jede Menge ebene Fläche, um das Papier auszubreiten, auf dem Sie Karten für uns zeichnen können.«

»Ich könnte es auf den Küchentisch und den Wohnzimmerboden legen.«

»Wird denn da Ihr Bruder nichts dagegen haben?«

»Ich hoffe nicht. Er ist wie unser Vater. Will immer, dass ich Dinge tue, die ich nicht tun will. Mein Vater, der hat mich manchmal richtig wütend gemacht. Habe ich das schon erzählt?«

»Ja.«

»Was da mit ihm passiert ist, das liegt mir ganz schön im Magen.«

»Er hat nie verstanden, wie wichtig Ihre Arbeit ist. Was ist mit Ihrem Bruder? Behindert er Ihr Vorankommen?«

»Nein. Ich habe mit meiner Ärztin darüber gesprochen, und sie hat ihm Tabletten gegeben. Ich habe ihr auch gesagt, sie darf ihm sagen, was ich tue.«

»War das klug?«

»Er ist mein Bruder. Meinem Vater hab ich's ja auch gesagt. Und außerdem, wenn Sie mich für einen Notfall brauchen, so von jetzt auf gleich, dann muss er wissen, was ich mache. Es könnte ja wieder ein Erdbeben geben. Oder einen Tsunami.«

»Wenn es für Sie in Ordnung ist, dass er Bescheid weiß, dann soll's mir recht sein.«

»Und Sie haben ganz bestimmt nichts dagegen, dass ich direkt mit Ihnen kommuniziere? Ich habe Sie immer bewundert. Zuerst war CIA-Direktor Goldsmith mein Ansprechpartner, aber nach dem ganzen Wirbel musste er zurücktreten, und dann hat er sich umgebracht, aber das wissen Sie ja. Es schien mir also sinnvoll, mit Ihnen zu sprechen.«

»Ich habe überhaupt nichts dagegen.«

»Das ist gut, B... Oh, wissen Sie, was ich jetzt fast getan hätte? Fast hätte ich Bill zu Ihnen gesagt.«

»Kein Problem, das geht schon in Ordnung. Alle nennen mich so. Wir sind doch auf dem besten Wege, gute Freunde zu werden, oder?«

»Ja. Finde ich auch. Sie bekommen später wieder einen Bericht von mir. Per E-Mail. Machen Sie's gut.«

Elf

Dad hatte keine Bedenken, Thomas eine Weile allein zu lassen, genauso wenig wie ich. Mein Bruder hatte zwar einige seltsame Ideen und Marotten, doch gab es nicht den geringsten Grund zur Sorge, er könne zu einer Gefahr für andere oder für sich selbst werden. Er hat nie eine Neigung zum Selbstmord gezeigt oder einen anderen Menschen attackiert. Mein Vater fuhr ohne ihn nach Promise Falls hinein, um Lebensmittel einzukaufen oder andere Besorgungen zu machen. Und, wie ich von Harry gehört hatte, um in einem Diner zu sitzen, sich Kaffee zu bestellen und aus dem Fenster zu schauen.

Ich hatte Thomas zu Hause gelassen, als er sich geweigert hatte, an Dads Beerdigung teilzunehmen. Das hatte mir zwar echt gestunken, aber Angst, dass er während meiner Abwesenheit irgendein Unheil anrichten könnte, hatte ich nicht gehabt. *Einen* Vorteil hatte es immerhin, dass er so gut wie nie sein Zimmer verließ und nur virtuell unterwegs war: Er stellte keinen Unfug an, brachte sich nicht in Gefahr. Das Schlimmste, was ihm passieren konnte, war, dass er seine Augen überanstrengte oder sich durch dauerhafte Fehlbelastung einen Mausarm holte, wenn er den ganzen Tag nichts anderes tat, als auf diese Bildschirme zu starren und mit seiner Maus herumzuklicken.

Also machte ich mir keine Gedanken, als ich Thomas am Nachmittag mitteilte, dass ich eine Weile außer Haus sein würde. »Ich bring was zum Abendessen mit.«

»Kentucky Fried Chicken«, sagte er mit dem Rücken zu mir, während er irgendeine Straße in Bolivien oder Belgien oder weiß der Teufel wo entlangspazierte.

»Ich krieg das Zeug nicht runter«, sagte ich. »Ich dachte eher an Jumbosandwiches.«

»Keine schwarzen Oliven«, sagte er, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden.

Fünfzehn Minuten später hatte ich den Audi auf dem Parkplatz des *Promise Fall Standard* abgestellt. Es war schon fast vier, und womöglich wartete Julie McGill schon auf mich. Doch als ich das Foyer betrat, sah ich, dass meine Sorge unbegründet war. Ich hätte ja den Menschen am Empfang gebeten, ihr zu sagen, dass ich hier sei, nur saß da kein Mensch. Es gab nur ein Telefon auf dem Tisch, das mich aufforderte, eine Nebenstelle zu wählen. Daneben klebte eine Liste von Nebenstellen auf dem Tisch.

Ich suchte gerade Julies Namen, als ich ein eiliges Klacken auf der nicht weit vom Empfangstisch entfernten Treppe hörte.

»Hey«, sagte Julie, »ich sehe, du hast dich schon mit unserer Rezeptionistin bekannt gemacht.«

Sie sagte, wenn wir ein Bier trinken wollten, dann sei Grundy's die nächste Adresse. Offenbar ein neues Lokal. Vor meinem Umzug nach Burlington hatte es das jedenfalls noch nicht gegeben. Trotzdem konnte es gut und gerne mehr als anderthalb Jahrzehnte alt sein. Julie trug schwarze Stiefel, Jeans, ein weißes Herrenhemd mit Button-down-Kragen und eine speckige schwarze Lederjacke. Mit der überdimensionalen schwarzen Handtasche, die ihr von der Schulter hing und aussah, als böte sie reichlich Platz für einen Presslufthammer und mehrere Betonblöcke, kam sie ein wenig schief daher. Durch ihr schwarzes Haar zogen sich ein paar graue Strähnen, die nicht aussahen, als seien sie absichtlich dort plaziert worden.

Wir setzten uns in eine Nische. Julies Tasche gab ein dumpfes Geräusch von sich, als sie sie neben sich auf dem Boden abstellte.

»Ich schleppe immer einen Haufen unnötiges Zeug mit mir herum«, sagte sie. Sie hob eine Hand, um die Kellnerin auf sich aufmerksam zu machen, und lächelte. »Hey, Bee, das Übliche für mich, und etwas für die Dame.«

Bee sah mich an. »Ich nehme genau das, was sie nimmt.«

Als die Kellnerin unseren Tisch verließ, sagte Julie: »Noch einmal mein Beileid. Aber es ist schön, dich zu sehen. Lang ist's her.« Sie lächelte.

»Ja«, bestätigte ich. Etwas in Julies Stimme schien anzudeuten, dass wir eine gemeinsame Vergangenheit hatten.

Jetzt grinste sie. »Du erinnerst dich nicht mehr.«

Ich öffnete den Mund, gab aber keinen Ton von mir. Dann lächelte ich und sagte: »Eigentlich wollte ich mich jetzt irgendwie durchmogeln, aber ich hab's mir anders überlegt. Du siehst mir nicht aus wie jemand, der sich so leicht hinters Licht führen lässt.«

»Die Party bei Sadie Hawkins. Du hattest noch ein halbes Jahr bis zum Abschluss, ich war ein Jahr unter dir. Ann Paltrow hatte dich eingeladen, aber du hattest schon vorgeglüht und warst ziemlich blau, als du ankamst. Sie wurde wütend und hat dich stehen lassen, worauf du dich an mich rangemacht hast. Wie das Schicksal so spielt, hatte auch ich schon ein paar Buds intus, und im Handumdrehen waren wir im Auto deines Vaters auf dem Rücksitz zugange. Eine ganze Stunde lang. Sag bloß, du hast das vergessen.«

Ich lächelte, schluckte. »Ich hab das vergessen.«

»Dann hast du wahrscheinlich auch vergessen, dass ich ein paar Monate danach weggezogen bin und neuneinhalb Monate später –«

»O Gott!«

Sie lächelte und tätschelte mir die Hand. »Ich verarsch dich doch nur. Zumind-est, was den letzten Teil betrifft. Ich meine, ich bin weggezogen, aber ich musste einfach raus hier. Ich hatte nie das Gefühl, dazuzugehören. Und auch du hast auf mich immer den Eindruck gemacht, dass du dich hier fehl am Platz fühlst. Aber du hast dich arrangiert, weil du ein – ich hoffe, du nimmst mir das jetzt nicht übel – ziemlicher Tugendbold warst.«

»Wahrscheinlich«, gab ich zu. »Und du ... nicht so ganz.«

Sie lächelte. »Ich hatte so meine Sternstunden.«

»Ich erinnere mich, eine Zeitlang gab es, wenn Klausuren geschrieben wurden, Anrufe bei der Feuerwehr, dass die Schule brennt oder eine Bombe versteckt war. Damals hieß es, das warst du.«

Ihre Miene wurde todernst. »Wer tut denn so was? Das ist ja unverantwortlich.« Nach einer Pause sagte sie: »Aber ich kann schon verstehen, das jemand, der nicht wirklich gut auf einen schwierigen Test vorbereitet war, sich vielleicht in die Enge getrieben fühlt und keinen anderen Ausweg sieht, als zu so verzweifelten Mitteln zu greifen.« Und nach einer weiteren Pause fügte sie hinzu: »Und außerdem ist es nur zweimal vorgekommen.«

»Mensch, dann warst du's also wirklich.«

»Ich mache von meinem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch«, sagte Julie. »Aber es war ein Grund mehr, aus der Stadt zu verschwinden.«

»Ja, ich bin dann auch nicht mehr lange geblieben.«

»Und jetzt sind wir beide wieder da«, sagte sie, als die Kellnerin mit zwei Flaschen Corona kam. »Du hast wenigstens eine Entschuldigung. Ein Todesfall in der Familie.«

»Und du?«

»Ich war mal hier, mal da, hab für verschiedene Provinzblättchen gearbeitet. Damals hat sich keine Sau dafür interessiert, ob du eine abgeschlossene Journalistenausbildung hattest. Die hatte ich nämlich nicht. Als ich mich dann bei der *Los Angeles Times* bewarb, hatte ich bereits eine Menge Berufserfahrung. Dann fin-gen sie an, Stellen abzubauen, und ich war meinen Job los. Die Hälfte der anderen Zeitungen haben sich auch gesundgeschrumpft, aber just in diesen schlimmen Zeiten hatte der *Standard* ein paar Stellen neu zu besetzen. Eine Frau haben sie rausgeworfen, und dann war da dieser Typ, Harwood – Gott, was der für Probleme hatte! Der zog weg, um anderswo ein ganz neues Leben zu beginnen. Na, viel Glück dabei. Also bin ich zurückgekommen. Die Zeitung ist ein Scheißladen

in den Händen von Wichsern, und Geld haben sie auch keins. Aber immerhin bekomm ich so viel, dass ich wenigstens einen Teil meiner Rechnungen zahlen kann, bis ich anderswo was finde. Und glaub mir, ich *suche*.«

Ich lachte.

»Was ist?«

»Dein Ausdruck für deine Vorgesetzten. Thomas sagt, so hast du auch die Landry-Brüder tituliert.«

Jetzt war sie mit erinnern dran. »Gott, *die* zwei. Dümmer als die Polizei erlaubt. Die hab ich Wichser genannt?«

»Als sie Thomas drangsalierten. Du bist dazugekommen und hast sie in die Flucht geschlagen. Es ist zwar schon ein bisschen spät, um sich zu bedanken, trotzdem: Danke.«

»Gott, das hatte ich völlig vergessen.« Sie griff nach ihrer Bierflasche, nahm einen sehr tiefen Schluck und lehnte sich zurück. »Die leben beide nicht mehr. Wusstest du das?«

»Im Ernst?«

»Waren zusammen mit dem Pick-up unterwegs. Stehen am Straßenrand. Beide besoffen. Der eine steht hinter dem Wagen, um was auf die Ladefläche zu schmeißen. Der andere bekommt das nicht mit, legt den Rückwärtsgang ein und fährt ihn über den Haufen. Hört den Schlag, steigt aus, um nachzusehen, was das war, vergisst aber, auf ›Parken‹ zu schalten. Der Wagen rollt los, er hinterher, stolpert und kommt buchstäblich unter die Räder. Tut mir nur leid, dass das vor meiner Zeit war. Darüber hätte ich wirklich gerne geschrieben.« Sie sah mich mit schuldbewusster Miene an. »Entschuldige, ich rede, ohne zu denken. Du wolltest ja mit mir reden, weil ich den Artikel über deinen Vater verfasst habe.«

Mit einem Kopfschütteln wehrte ich ihre Entschuldigung ab. »Kein Problem. Ich hab den Artikel gelesen und mich gefragt, ob du vielleicht noch mehr über die Sache weißt.«

»Eigentlich nicht.«

»Weißt du, ob es hinterher irgendwelche Ermittlungen gab?«

»Ja. Was halt bei Tod durch Unfall so üblich ist. Die Umstände sprachen ja für sich. Es gab keine gerichtliche Untersuchung. Ich hab einen kurzen Folgeartikel geschrieben, aber da standen keine Überraschungen drin, also wurde er nicht gedruckt. Ich weiß, wenn einem selbst so was passiert, dann ist das eine große Sache, und jedes Detail zählt. Aber dem *Standard* war's nur eine Geschichte für einen Tag und gerade mal fünf Zentimeter wert. Ich bin im Polizeibericht des Tages darauf gestoßen, weil mir der Name Adam Kilbride ins Auge sprang, und ich wusste ja, dass er euer Vater war.«

»Ich hätte dich nicht damit belästigen sollen.«

»Schon gut«, sagte Julie. »So was, ich meine, du weißt schon, das steckt man ja nicht so einfach weg. Hör mal, gibt es irgendwas, das ich für dich tun kann oder für Thomas?«

»Nein, mach ... ja, also, komm doch mal vorbei. Ich weiß, Thomas würde sich freuen, dich zu sehen. Er ist – aber das weißt du ja selbst –, er ist anders.«

»War er doch immer schon.«

»Ich glaube, jetzt noch mehr«, sagte ich.

»Er hatte doch diesen Landkartenfimmel. Hat er den noch?«

»Ja.«

Ich trank von meinem Bier. Julie hatte ihres fast ausgetrunken. »Du warst auch ein bisschen komisch, weißt du? Hast ständig gezeichnet. Und eine Sportskanone warst du auch nicht gerade.«

»Ich war Speerwerfer«, sagte ich zu meiner Verteidigung. Das stimmte auch. Das war ungefähr der einzige Sport, wenn man das überhaupt so bezeichnen kann, bei dem ich je mitmachen wollte. Und ich war ein verdammt guter Speerwerfer. Und auch Dartsspieler, bei uns im Hobbyraum im Keller.

»Speerwerfen«, sagte Julie. »Also echt. Eine der ganz großen Sportarten mit intensivem Körperkontakt. Immerhin hat sich deine ewige Zeichnerei bezahlt gemacht. Ich hab deine Illustrationen hin und wieder auch in der *L.A. Times* gesehen. Sie sind gut.«

»Danke.«

»Hast du in der Zwischenzeit geheiratet?«

»Nein. War aber ein-, zweimal nah dran. Und du?«

»Ich habe ein paar Monate mit einem Typ zusammengelebt, der Entspannungsmusik macht. Du weißt schon, dieses Gedudel, dass sie einem vorspielen, während man sich massieren lässt. Mit Vogelgezwitscher und Bachgemurmel im Hintergrund. Wo man sich komplett entspannt. Diese Wirkung hatte er auf mich. Ein paarmal wär ich fast ins Koma gefallen, wenn wir zusammen waren. Dann war da mal was mit einem NBA-Trainer, einem Reality-TV-Produzenten und einem Leguanzüchter.« Sie schwieg und dachte nach. »Irgendwie war ich immer ein Magnet für Leute jenseits der Normalität. Aber was soll's, so ist Kalifornien. Vielleicht ist es ja gut, dass ich wieder hier bin.«

Aus heiterem Himmel fiel es mir wieder ein.

»Violett«, sagte ich.

»Was?«

Mit dem Zeigefinger gestikulierte ich vor ihr herum. »Deine Unterwäsche. Du hattest violette Unterwäsche an.«

Julie lächelte. »Ich dachte schon, ich hätte überhaupt keinen Eindruck bei dir hinterlassen. Das hätte mich ein bisschen gekränkt.«

Zwölf

Beim Frühstück am nächsten Tag sagte ich zu Thomas: »Dr. Grigorin hat mir gefallen.«

»Sie ist in Ordnung«, sagte er und nahm sich eine Banane aus der Obstschale. »Was für Tabletten hat sie dir denn gegeben?«

Ich zuckte die Achseln. »Weiß der Himmel, wie diese verdammten Pillen alle heißen.«

Er schälte die Banane bis zur Mitte. »Hat sie's dir gesagt?«

»Was gesagt?«

»Was ich tue. Ich habe ihr gesagt, dass du's wissen darfst.«

»Sie hat's mir erzählt.«

»Ich dachte, es ist Zeit, dass du erfährst, woran ich arbeite.«

»Warum hast du's mir nicht einfach selbst gesagt.«

Er biss in die Banane. »Ich dachte mir, wenn's von ihr kommt, dann glaubst du es auch. Weil sie doch Ärztin ist.«

»Glaubst du, dass Dr. Grigorin es glaubt?«, fragte ich ihn. »Was du da machst? Dass du Landkarten und Stadtpläne auswendig lernst, damit du Geheimagenten auf der Flucht helfen kannst? Und dass es eines Tages überhaupt keine Karten mehr geben wird, und du die gesamte Information da oben gespeichert hast?« Ich tippte mir mit dem Zeigefinger an eine Stelle über der Schläfe.

Er legte die Banane weg und seine Hände flach auf den Tisch. »Wenn sie's nicht glauben würde, warum hat sie dann so viele Fragen dazu gestellt? Wenn sie's nicht glauben würde, hätte sie gar keine Notiz davon genommen.« Ein Ausdruck von Enttäuschung huschte ihm übers Gesicht. »Du glaubst mir also kein Wort. Und ich dachte, Dr. Grigorin könnte dich überzeugen.«

»Denk doch mal nach, Thomas. Du bist einfach nur jemand, der in einem Haus vor den Toren von Promise Falls im Staat New York lebt. Du hast nie in einer Vollzugsbehörde gearbeitet, und genauso wenig in einer Regierungsbehörde. Du hast kein Diplom in, in ... in was auch immer Experten für Landkarten Diplome haben, und –«

»Kartographen.«

»Was?«

»Experten, die Landkarten erstellen und damit arbeiten, heißen Kartographen. Aber man kann kein Diplom in Kartographie machen. Man würde wahrscheinlich ein Geographiediplom machen und das, was man während dieses Studiums gelernt hat, anwenden, wenn man irgendwo als Kartograph anfängt.«

Damit hatte er mich aus dem Konzept gebracht, aber ich fand meinen Faden schnell wieder. »Na gut, du hast aber auch kein Diplom in Geographie, und als Kartograph hast du auch nie gearbeitet.«

»Das ist richtig«, sagte Thomas und nickte.

»Du glaubst also, dass du, ein Mensch ohne Qualifikationen und ohne Beziehungen zu den Mächtigen dieses Landes, die Aufmerksamkeit des amerikanischen Geheimdiensts erregt hast, dieser Multi-Milliarden-Organisation mit Agenten rund um den Globus, und dass sie dich zu ihrem Kartenspezialisten machen wollen?«

Thomas nickte. »Echt unglaublich, was?«

»Kann man so sagen.«

»Aber ich habe ein gutes Gedächtnis. Deshalb haben sie mich ausgewählt.«

Ich lehnte mich zurück und sagte: »*Du* bist der Auserwählte.«

»Jetzt machst du dich schon wieder lustig über mich«, sagte er.

»Nein, ich – ja gut, es hört sich so an. Worauf ich hinauswill, Thomas, ist, dir begreiflich zu machen, wie absurd das Ganze ist. Dr. Grigorin hat mir erzählt, dass du sogar mit dem früheren Präsidenten Clinton in Kontakt stehst.«

Gestern Abend, als ich vor seiner angelehnten Tür stand, hatte ich ihn dabei beobachtet, wie er sich mit jemandem unterhielt, den es nicht gab. Das Telefon lag in der Schale, und Thomas hatte weder die Hände an der Tastatur noch sah er auf einen der Bildschirme. Ich hatte gehört, wie er sagte: »Fast hätte ich Bill zu Ihnen gesagt.«

»Das stimmt«, bestätigte Thomas. »Aber man darf immer noch Herr Präsident zu ihm sagen. Ehemalige Präsidenten werden auch später so angesprochen.«

»Ich weiß.«

»Ich will jetzt nicht mehr darüber reden«, sagte Thomas. »Diese Tabletten, die Dr. Grigorin dir gegeben hat, die helfen nicht. Ich dachte, die machen dich toleranter und verständnisvoller. Aber du bist genau wie Dad.«

Er ließ seine angebissene Banane auf dem Tisch liegen, stand auf, ging nach oben in sein Zimmer und schlug die Tür zu.

Wir brauchten Lebensmittel. Ich konnte nicht ewig Jumbosandwiches und Pizza holen. Als ich im Supermarkt Nachschub für die Tiefkühltruhe holte, traf ich Len Prentice und seine Frau Marie. Len und mein Vater waren Freunde geblieben, auch nachdem mein Vater die Druckerei verlassen hatte. Ich kannte Len eigentlich nur käsebleich, doch bei der Beerdigung hatte er ausgesehen, als hätte er kürzlich et-

was Sonne abbekommen, auch wenn er jetzt schon wieder ein wenig Farbe verloren hatte. Marie war jedoch blass und erschöpft. Sie hatte gesundheitliche Probleme, seit ich sie kannte. Ich wusste zwar nicht mehr, was genau es war, meinte aber, mich zu erinnern, es sei dieses chronische Erschöpfungssyndrom. Dauernde Müdigkeit. Ich kannte die beiden – zugegebenermaßen nicht besonders gut – seit fast drei Jahrzehnten. Sie hatten einen Sohn, Matthew. Er war ungefähr in meinem Alter, und als Jugendliche hatten wir oft gemeinsam abgehangen. Er war jetzt Steuerberater in Syracuse, verheiratet und hatte drei Kinder.

»Hallo, Ray«, sagte Len, der den Wagen schob. Marie zuckelte hinter ihm her. »Wie geht's euch denn, dir und Thomas?«

Bevor ich antworten konnte, sagte Marie. »Ray. Wie schön, dich zu sehen.«

»Hi«, sagte ich zu beiden. »Uns geht's ganz gut. Wir kommen zurecht. Ich hol nur ein bisschen Verpflegung.«

»Es war eine schöne Ansprache«, sagte Marie ernst. Dad hatte sie immer »Marienkäfer« genannt, allerdings nur in ihrer Abwesenheit. Sie war stets fröhlich, trotz ihrer Gesundheitsprobleme. Der Pfarrer hätte die Hose runter- und sein bestes Stück kreisen lassen können, Marie hätte noch immer als Erstes die schönen Blumen gepriesen.

»Ja«, sagte ich. »Danke noch mal fürs Kommen.« Ich sah Len an und lächelte. »Ich wollte Sie neulich schon fragen, ob Sie unter der Höhensonne eingeschlafen sind.«

Marie tätschelte mir neckisch den Arm. »Ach, du. Len ist vor zwei Wochen aus dem Urlaub zurückgekommen.«

»Wo waren Sie denn?«, fragte ich. »In Florida?«

Len schüttelte den Kopf, als wäre das nicht der Rede wert. »Thailand.«

»Erzähl ihm, wie schön es war«, forderte Marie ihn auf.

»O ja, es war sehr schön. Absolut umwerfend. Das Wasser, dieses Türkisblau, das man nirgendwo sonst findet. Warst du schon mal dort, Ray?«

»Nein, nie. Aber ich habe gehört, dass es phantastisch sein soll. Sie sind nicht mitgeflogen, Marie?«

Sie seufzte. »Ich habe einfach keine Energie zum Reisen. Nicht so weit weg jedenfalls. Ein paar Sachen zusammenzupacken, um für eine Woche in ein Feriendorf zu fahren, wo man in ein paar Stunden hinkommt, das macht mir nichts aus, aber das viele Laufen auf Flughäfen, das Anstehen an der Zollabfertigung, das ewige Schuhe Aus- und wieder Anziehen. Das ist mir zu viel. Aber nur, weil es für mich zu strapaziös ist, in der Weltgeschichte herumzureisen, heißt das ja nicht, dass Len nichts mit anderen unternehmen kann, denen das mehr Spaß macht.«

»Ray«, sagte Len, »ich würde gern zu euch rauskommen, bevor du nach Burlington zurückfährst.«

»Keine Ahnung, wann das sein wird«, sagte ich. »Zuerst muss ich klären, wie's mit Thomas weitergeht. Ich muss eine Entscheidung treffen, was ich mit dem Haus mache. Thomas kann da nicht allein wohnen bleiben.«

»Du meine Güte, nein«, sagte Marie. »Der Junge braucht jemand, der sich um ihn kümmert.«

Ich spürte, wie ich in Harnisch geriet, ließ mir aber nichts anmerken. Sie hatte ja recht, Thomas brauchte eine Betreuung. Aber er war ein Mann, kein Junge. Er hatte es nicht verdient, wie ein Kind behandelt zu werden. Und plötzlich meldete sich mein schlechtes Gewissen. War ich vielleicht zu streng mit ihm gewesen, als ich seine Mission anzweifelte?

»Das stimmt«, sagte ich. »Aber ich will mal sehen, ob ich ihn nicht ein bisschen selbständiger machen kann.«

Das ging mir schon eine Weile durch den Kopf. Dass Thomas an Dinge glaubte, die nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten, bedeutete ja nicht, dass er in dieser Wirklichkeit nicht dennoch seinen Beitrag leisten konnte. Ich wollte, dass er sich sein Essen selbst machte und im Haushalt half. Wenn ich ihm konkrete Aufgaben übertrug, verbrachte er vielleicht nicht mehr ganz so viel Zeit in seinem Zimmer. Und nahm, wenn er schon die Vorgänge draußen in der Welt ignorierte, so doch wenigstens einige häusliche Pflichten wahr.

»Jetzt wollen wir dich aber nicht länger aufhalten«, sagte Len. »War schön, dich zu sehen.«

»Ich habe noch immer vor, für euch Jungs zu kochen und es euch vorbeizubringen«, sagte Marie. »Oder wollt ihr lieber mal zum Abendessen zu uns kommen?«

»Das ist sehr lieb«, sagte ich. »Ich werde mit Thomas darüber reden.« *Eher unwahrscheinlich*, dachte ich. Obwohl – Abendessen bei Menschen, die er kannte –, einen Versuch wäre es wert. Einen winzigen Schritt aus dem Haus. Eine Fahrt zur Psychiaterin hatten wir ja auch schon ohne größere Zwischenfälle geschafft, wenn man Thomas' Auseinandersetzungen mit Maria außer Acht ließ.

»Lernt Thomas noch immer Landkarten auswendig für den Tag, wenn das große Computervirus zuschlägt?«, fragte Len mit dem Anflug eines Lächelns um die Mundwinkel.

Darauf war ich nicht gefasst gewesen. »Sie wissen davon?«

»Dein Dad hat's mir erzählt. Mit irgendjemandem musste er ja darüber reden.«

Ich nickte langsam. Marie sagte: »Len, fang jetzt nicht damit an. Das geht dich nichts an.«

»Damals ging's mich was an«, fauchte er, und Maries Augen wurden schmal. »Adam hat's mir erzählt.« Zu mir sagte er: »Deinem Dad wurde langsam alles zu viel, weißt du?«

Jedenfalls hörte ich das von allen Seiten.

Ich klopfte an Thomas' Tür, öffnete sie einen Spaltbreit, und steckte den Kopf ins Zimmer. »Bin wieder da.«

Thomas klickte sich mit seiner Maus durch die Welt und sagte, ohne sich zu mir umzudrehen: »Gut.«

»Und du machst Abendessen.«

Jetzt drehte er sich um. »Was?«

»Ich dachte, ich lasse dich heute das Abendessen machen.«

»Ich mache nie Abendessen.«

»Ein Grund mehr, damit anzufangen. Ich habe Tiefkühlsachen. Das ist keine Hexerei.«

»Warum machst du nicht das Abendessen? Dad hat immer Abendessen gemacht.«

»Ich hab auch einen Beruf«, sagte ich. »Du hast deinen, und ich hab meinen. Ich muss Leute anrufen und vielleicht muss ich mir ein paar von meinen Sachen holen, aus Burlington –«

»Vermont.«

»Genau, aus Burlington, Vermont. Damit ich hier arbeiten kann, während wir überlegen, wie's weitergehen soll.«

»Wie's weitergehen soll«, wiederholte Thomas leise.

»Genau. Ich werde dir alles zeigen. Wie man den Backofen einstellt und alles. Aber du musst so um fünf runterkommen.«

Einen Augenblick weidete ich mich an Thomas' entsetzter Miene. Dann schloss ich die Tür.

Beinahe wie aufs Stichwort läutete mein Handy. Es war mein Agent, Jeremy Chandler, der seit zehn Jahren Auftragsanfragen für mich bearbeitete.

»Ich hätte drei Aufträge für dich, aber keine Deckenmalereien für die Sixtinische Kapelle, und vierzig Jahre hast du auch nicht dafür. Zwei Zeitschriften und eine Webseite, Ray, mit Abgabeterminen. Und zwar brandeiligen. Wenn du sie nicht annehmen kannst, dann sag's mir gleich, damit ich sie an andere Künstler vergeben kann, die zwar nicht annähernd so talentiert sind wie du, aber sie anscheinend deutlich nötiger haben.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich im Haus meines Vaters bin.«

»Ach, Scheiße, das hab ich ganz vergessen. Er ist gestorben, oder?«

»Genau das hat er getan.«

»Die Beerdigung und den ganzen Mist, hast du das schon hinter dir?«

»Ja.«

»Wann genau wirst du dann wieder in deinem Studio sein?«

»Ich hab hier noch einiges zu erledigen, Jeremy. Kann sogar sein, dass ich mir hier ein provisorisches Studio einrichten muss.«

»Gute Idee. Sonst muss ich Tarlington mit diesen Illustrationen beauftragen.«

»O Gott«, sagte ich. »Der Kerl malt doch mit den Füßen. Sein Obama sieht aus wie Bill Cosby. Bei ihm sehen alle Schwarzen aus wie Bill Cosby.«

»Hör mal, wenn du die Aufträge nicht annehmen kannst, dann krittel hier auch nicht rum. Hab ich dir schon gesagt, dass Vachons Leute sich gemeldet haben?«

»Um Himmels willen.« Carlo Vachon, das berühmte Oberhaupt eines Verbrecherclans aus Brooklyn, hatte jede Menge Anklagen am Hals, die Palette reichte von Mord bis zu nicht bezahlten Knöllchen. Für ein New Yorker Magazin hatte ich eine Karikatur von ihm angefertigt, in der ich seine äußeren Merkmale, insbesondere seinen Leibesumfang stark überzeichnet hatte. Ich hatte ihn dargestellt, wie er eine Pistole auf die Freiheitsstatue richtete, die ihrerseits die Hände in die Höhe hob.

Mir brach der Schweiß aus. »Hat er einen Killer auf mich angesetzt?«

»Nein, keine Rede davon. Anscheinend hat ihm die Illustration so gefallen, dass er das Original kaufen will. Diese Gangstertypen stehen einfach gern im Rampenlicht, auch wenn's ihnen nicht gerade schmeichelt.«

»Hast du das Original?«

»Hab ich.«

»Schick's ihm. Gratis«, sagte ich.

»Wird gemacht. Aber eigentlich habe ich gar nicht deswegen angerufen.«

»Sondern?«

»Da wird gerade eine neue Online-Zeitung aufgezogen, und es stecken ein paar sehr mächtige Leute dahinter. Die wollen der *Huffington Post* Konkurrenz machen, aber nicht genau das Gleiche bringen. Ich hab sie gefragt, was sie von einem animierten politischen Cartoon halten, so ähnlich wie die auf der Seite vom *New Yorker*. Zehn Sekunden lang, aber die Animation selbst ist nur minimal, der Eindruck von Bewegung entsteht durch den Kameraschwenk und –«

»Ich versteh schon, wie das funktionieren soll«, sagte ich. »Hast du meinen Namen erwähnt?«

»Das musste ich gar nicht. Sie sind auf mich zugekommen. Die Frau, die das Ganze aufzieht, heißt Kathleen Ford. Wie die finanziell ausgestattet ist, das kannst du dir nicht vorstellen. Ein Haufen Geld von den Medien. Sie will sich so bald wie möglich mit dir zusammensetzen.«

»Ja gut, aber im Moment –«

Es klopfte an der Haustür. Ein entschlossenes, keinen Widerspruch duldendes Pochen. Ich hatte keinen Wagen kommen hören, aber Jeremy neigte dazu, in einer Lautstärke zu sprechen, als wolle er einen Jumbo-Jet übertönen, auch wenn weit und breit keiner im Anflug war.

»Da ist jemand an der Tür«, sagte ich.

»Ray, das ist eine Riesensache. Du musst dich mit dieser Frau treffen. Da steckt ein Haufen Kohle drin.«

»Ich ruf dich zurück.«

Ich legte das Handy auf den Küchentisch und ging an die Tür.

Sie standen zu zweit auf der Veranda. Eine schwarze Limousine hatte meinen Audi zugeparkt. Vermutlich wollten sie so mögliche Fluchtversuche meinerseits vereiteln. Es waren ein Mann und eine Frau, beide in den Vierzigern, beide grau gekleidet. Beide hatten Hosenanzüge an, nur dass der Mann zu seinem noch eine schmale, seriöse Krawatte trug.

»Mr. Kilbride?«, fragte die Frau.

»Ja?«

»Ich bin Agent Parker, und das ist Agent Driscoll.«

»Häh?«

»FBI«, sagte sie streng.

Dreizehn

Bridget Sawchuck hält es für sicherer, Howard Talliman an einem öffentlichen Ort zu treffen, wenn sie schon gezwungen ist, ihre Lage mit dem engsten Freund und wichtigsten Berater ihres Mannes zu besprechen. Vielleicht widersteht er ja im Beisein von Zeugen der Versuchung, sie auf der Stelle zu erwürgen. Hundertprozentig sicher ist sie sich allerdings nicht, dass sie das vor dem Schlimmsten bewahren wird. Sie lädt ihn zum Mittagessen in das Union Square Café ein und reserviert einen Tisch für dreizehn Uhr.

Talliman war schon Morris Sawchucks bester Freund gewesen, als Gott noch ein Kind war. Sie waren zusammen in Harvard, betranken sich zusammen, arbeiteten zusammen als Rechtsanwälte, machten zusammen Urlaub und wurden auf einer gemeinsamen Japanreise zwei Jahre nach Geraldines Tod wahrscheinlich sogar zusammen vernascht. Ohne selbst je in Erscheinung zu treten, betätigte Howard sich schon sehr früh als Drahtzieher politischer Kampagnen – ob für republikanische oder demokratische Kandidaten, spielte keine Rolle. Was zählte, war der Erfolg. Ein Hockeyspieler soll von den Rangers an die Bruins verhökert werden? Kein Problem, werden eben seine früheren Teamkollegen gnadenlos in den Dreck gezogen. Talliman war in der Lage, für jedermann die passende Strategie zu entwickeln, Hauptsache, der Preis stimmte. Eine eigene Kandidatur hat er nie angestrebt. Er ist klein und schmerzbäuchig und behauptet von sich, die erotische Ausstrahlung eines Gartenzwerges zu besitzen, doch er ist ein Meister des politischen Spiels und weiß, wie man anderen zum Sieg verhilft.

»Du kannst so weit hinaufkommen, wie du willst«, hatte Howard schon vor über zehn Jahren gesagt. »Dein einziges Limit ist dein eigener Ehrgeiz. Wenn er groß genug ist, dann bringt er dich bis an die Spitze. Aber du musst einen Schritt nach dem anderen tun. Knallharter Staatsanwalt, Justizminister – du ziehst eine Spur und schaust, wohin sie dich führt. Und sie wird dich bis ganz nach oben führen, bis zum Gipfel. Darauf kannst du deinen Arsch verwetten.«

Howard Talliman mixt den Drink, und Morris trinkt ihn.

Die Schinderei hat sich gelohnt. Daran besteht kein Zweifel. Morris ist zweifellos auf dem Weg ins Gouverneursamt. Und, verflucht noch mal, wer weiß, wohin er es von dort aus noch schafft?

So stolz Howard darauf ist, aus seinem besten Freund einen Politstar gemacht zu haben, seinen größten Triumph sieht er darin, für Morris eine neue Frau gefunden zu haben. Ein schönes junges Geschöpf, das bei seinen Siegesreden an seiner Seite stehen wird.

Er ist Bridget zum ersten Mal in der PR-Firma begegnet, die er für einen anderen Klienten unter Vertrag genommen hatte, einen Berufungsrichter, der sich in größter Bedrängnis befand, weil sein Sohn im Sommerhaus des Vaters in New Hampshire ein Crystal-Meth-Labor betrieben hatte und deshalb verhaftet worden war. Als Howard sie erblickte, wusste er, sie würde an Morris' Seite bei jeder Wahlkampfveranstaltung im Staat New York ein Bild der Vollkommenheit abgeben. Sie war sexy, eine Kombination aus Michelle Obama und Jackie O. Groß und elegant, langer Hals, hübsche Figur, aber nicht zu viel Oberweite. Perfekte Haltung.

Howard, das wird Bridget in diesem Augenblick bewusst, hat Morris und sie verkuppelt, ohne dass einer von ihnen es mitbekommen hätte. Er brachte sie ins Spiel, indem er sie mit der Organisation der Wohltätigkeitsveranstaltung für diesen Baseballplatz betraute. Das führte sie und Morris zur selben Zeit an denselben Ort. Howard machte sie miteinander bekannt und flüsterte jedem der beiden ins Ohr, der jeweils andere sei an ihm interessiert.

Howard, Macchiavelli und Amor in Personalunion. Doch es war nicht nur Kuppelei. Noch vor Ablauf einer Woche räkelte sich Bridget auf dem Rücksitz von Sawchucks Stretchlimousine, den Kopf eines Gouverneursanwärters zwischen den Beinen.

Ein äußerst vergnügliches Intermezzo, wenngleich sie sich genau genommen nicht immer *ausschließlich* zu einem Ufer hingezogen fühlte. Doch einerlei. Die Aussicht auf das Leben, das sie erwartete, wenn sie mit jemandem wie Morris Sawchuck in den Hafen der Ehe einlief, war doch wohl Anreiz genug, künftig dem anderen Ufer zu entsagen.

Ein Irrtum, wie sich herausstellen sollte. Doch zu dieser Erkenntnis kam sie erst, als Morris und sie bereits verheiratet waren.

Nicht dass Allison die Erste gewesen wäre, mit der sie dann doch wieder verbotenes Terrain betreten hatte. Allerdings war sie die Erste, mit der sie dort länger verweilte. Für Bridget war es nichts Ernstes, und für Allison anscheinend auch nicht. Bridget hatte nicht ihren richtigen Namen benutzt – auch dafür gesorgt, dass ihre Begleiterin ihren Pass nie zu Gesicht bekam – und ging niemals ohne ihre überdimensionale Sonnenbrille und einen Sonnenhut mit Allison unter die Leute. Dabei gab es nur wenige Menschen, die Bridget erkannten, wenn sie ohne ihren Mann unterwegs war, der wiederum selten unerkannt blieb und oft auch um ein

Autogramm gebeten wurde. Nicht dass Männer und auch Frauen keine Notiz von ihr genommen hätten. Doch wenn sie Aufmerksamkeit erregte, dann lag das nicht daran, *wer* sie war, sondern ausschließlich daran, *was* sie war – nämlich hinreißend schön.

Und nun steckt Bridget in Schwierigkeiten.

Sie wirft einen Blick in die Speisekarte, und als sie wieder hochsieht, steht er da.

»Bridget«, sagt er, beugt sich zu ihr und deutet einen Kuss auf ihre Wange an.

»Du siehst zum Anbeißen aus, wie immer. Ein richtiger Augenschmaus.«

»Du siehst auch gut aus.«

»Ich bitte dich. Als ich an der Bar vorbeiging, hörte ich jemand flüstern, er hätte gerade Danny DeVito gesehen.«

Bridget lacht verlegen. Howard setzt sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. Sie sieht es ihm an. Er weiß, dass etwas im Busch ist. Er wäre nicht da, wo er jetzt ist, besäße er nicht die Fähigkeit, andere zu durchschauen.

Sie jedoch hat er nicht ganz durchschaut. Jedenfalls nicht bei ihrer ersten Begegnung. Hätte er sie nämlich durchschaut, nun, dann säßen sie jetzt wohl nicht hier.

»Ich nehme an, dass wir was zu trinken brauchen werden«, sagt er. »Was möchtest du?«

»Hm, eine Weißweinschorle«, antwortet sie.

Howards Augenbrauen schnellen in die Höhe. »Dann kann es ja nicht ganz so schlimm sein, oder? Weinschorle? So was trinkst du, wenn deine *Times* eine Viertelstunde zu spät vor der Tür liegt.« Er dreht sich auf seinem Stuhl um und macht einen vorbeigehenden Kellner auf sich aufmerksam. »Eine Weißweinschorle für die Dame. Einen Scotch pur für mich. Also, was hast du auf dem Herzen, Bridget? Ich gehe mal davon aus, dass du mich nicht hergebeten hast, um ein Verhältnis mit mir anzufangen. Ehrlich gesagt, ich glaube nicht, dass in meinem Terminkalender noch eins Platz hätte.« Howard war nie verheiratet, und sollte er so etwas wie ein Liebesleben haben – abgesehen von seiner Liebe für politische Intrigen –, hat jedenfalls niemand etwas davon mitbekommen.

Allerdings hat jeder so seine Geheimnisse.

Bridget schluckt. »Du weißt, ich würde nie wissentlich etwas tun, um Morris in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Meine Güte«, sagt Howard.

»Ich würde ihn nie in Verlegenheit bringen. Niemals.«

Howard betrachtet sie. »Also, mal sehen ...« Er sieht sie prüfend an, als versuche er zu erraten, wie viel Morris sich ihre Diamantohrringe hat kosten lassen. Hätte er auf zwanzigtausend getippt, hätte er richtig gelegen, doch es war nicht

diese Frage, die ihn beschäftigte. Es war die Frage, in welche Kalamitäten Bridget sich gebracht hatte.

»Entweder geht's um Geld oder um Sex«, sagte er. »Oder um beides. Was anderes gibt's eigentlich gar nicht. Egal, was du getan hast, es wird auf das eine oder das andere hinauslaufen.«

»Es geht um beides«, sagt sie.

»Verstehe«, sagt Howard. »Und wie schlimm ist es?«

Bridget senkt den Blick auf ihren Schoß, dann sieht sie wieder Howard an. »Schlimm.« Sie wappnet sich. »Ich werde erpresst, Howard.«

»Dann ist das also der Teil mit dem Geld. Und was der Erpresser gegen dich in der Hand hat, das ist der Teil mit dem Sex. Es sei denn, ich bin total auf dem Holzweg, und du hast jemand umgebracht.«

»Ich habe niemanden umgebracht.«

»Ja, dann«, sagt Howard, als die Getränke vor ihnen auf den Tisch gestellt werden, »haben wir ja einen Grund zu feiern. Ich habe allerdings auch schon Leute erlebt, die nach einer Verurteilung wegen Mord wieder auf die Beine gekommen sind.«

Er trinkt einen Schluck von seinem Scotch und wartet, bis der Kellner sich entfernt hat. Bis zu einem gewissen Punkt, so vermutet Bridget, genießt Howard die Situation wahrscheinlich sogar, denn er lebt auf, wenn es Probleme zu lösen gilt. Aber wenn er sie tatsächlich genießt, denkt Bridget, dann nicht mehr lange.

»Und es gibt keine Fotos, die dich beim Koitus mit einem Ziegenbock zeigen, oder so?«

»Nein.«

»Na, alles andere sollte im Handumdrehen erledigt sein. Heraus damit.«

»Ich hatte eine Affäre.«

Howard nickt weise, als habe er damit bereits gerechnet. »Wir reden hier von etwas, das nicht allzu lange zurückliegt, das geschah, als du und Morris schon den heiligen Bund der Ehe eingegangen wart?«

»Ja.«

»Ist sie vorbei? Diese Affäre?«

»Ja.«

»Kenne ich ihn?«

Bridget antwortet nicht gleich. »Nein.«

Howard legt den Kopf ein wenig schief. »Dieses Zögern ist besorgniserregend, Bridget. Es bedeutet, dass ich ihn vielleicht kenne, und dass du lügst, oder dass du die Wahrheit sagst, sie aber bewusst verschleierst. Mal sehen, ob ich errate, was von beiden zutrifft.« Sein Blick bohrt sich in ihren. »Ich glaube, Letzteres.«

Bridget schweigt. Aus einer gewissen Distanz betrachtet, die Bridget im Moment allerdings fehlt, bietet Howard einen ungewöhnlichen Anblick.

Er lässt seinen Blick noch kurz auf ihr ruhen, dann fragt er: »Wer ist sie?«

Er ist wirklich unglaublich. »Sie heißt Allison Fitch.«

Howards Lider flattern. Ein Zeichen, dass er seine geistige Datenbank durchforstet. »Du hast recht, ich kenne sie nicht.« Er trinkt wieder von seinem Scotch. »Weißt du, Bridget, nachdem ich dich und Morris zusammengebracht und dich diskret gefragt habe, ob es in deiner Vergangenheit etwas gäbe, das dich kompromittieren könnte, wäre es nicht unsportlich von dir gewesen zu erwähnen, dass du eine Leckschwester bist.«

Bridget sitzt stocksteif da und sagt kein Wort.

»Hast du diese Allison Fitch davon in Kenntnis gesetzt, dass du die Frau eines angehenden Gouverneurs und jetzigen Justizministers bist?«

»Nein. Ich habe ihr auch einen ganz anderen Namen genannt. Aber sie hat mich im Fernsehen gesehen, in den Nachrichten, bei einer Veranstaltung mit Morris, den Rest konnte sie sich zusammenreimen.« Bridget liefert ihm die Kurzversion der Geschichte. Wo sie einander kennengelernt und wie oft sie sich getroffen hatten. Die gemeinsame Reise.

Howard lächelt säuerlich. »Gerade eben erwähnte ich Fotos von dir mit einem Ziegenbock. Was ist mit dieser Frau? Gibt es da Fotos? Versteckte Kamera oder was in der Art? Wenn ich's mir recht überlege, wäre ein Ziegenbock politisch vielleicht doch weniger schädlich gewesen.«

Bridgets Augen werden schmal. »Machst du dir Sorgen wegen des erpresserischen Potenzials oder hättest du gern ein paar Abzüge?«

»Dann gibt es also welche?«

»Ich glaube nicht. Allison hat jedenfalls nichts davon gesagt. Ich wüsste auch nicht, warum sie mich hätte filmen sollen. Damals wusste sie ja noch nicht, wer mein Mann ist.«

»Was für Beweise hat sie dann? Eine mögliche Strategie wäre, das Ganze auszusitzen. Es wird unschön, aber wir mauern, dementieren, deuten an, die Gegner deines Mannes hätten die ganze Geschichte inszeniert. Währenddessen schnüffeln wir in ihrer Vergangenheit herum, suchen nach etwas, das ihre Glaubwürdigkeit ruiniert, und glaub mir, wir finden was, und wenn wir's erfinden müssen. Die Presse hat was, mit dem sie sich eine Weile verlustieren kann. Dann wird's langweilig, und wir machen weiter, als wäre nichts geschehen. Wenn's keine Beweise gibt, brauche ich nur ein bisschen rumzutelefonieren und schon ist eine polizeiliche Ermittlung im Gange, und ehe du dich versiehst, hat sie eine Klage wegen räuberischer Erpressung am Hals. Wir machen's wie dieser Talkshow-Mensch,

wie heißt der gleich wieder, der mit den Zähnen, der von diesem Typ erpresst wurde, der drohte, wenn er nicht zahlt, würde er in die Welt hinausposaunen, dass er mit der Hälfte seiner Mitarbeiter im Bett war. Er hat die Polizei eingeschaltet, die haben dem Typ eine Falle gestellt, und schon saß er im Knast. Der Unterschied ist, dass du abstreitest, diese Frau überhaupt zu kennen. Vielleicht seid ihr euch zufällig mal irgendwo über den Weg gelaufen, im Urlaub, bei einer Veranstaltung, aber du hast keine Ahnung, wer sie ist. Wenn wir mit ihr fertig sind, wird kein Mensch ihr mehr was glauben, selbst wenn sie sagt, wenn's regnet, wird's nass.«

»Wir haben gesimst«, sagt Bridget.

»Sag das noch mal?«

»Fotos gibt es keine, aber SMS. Anrufe und SMS.«

»Und was steht in diesen SMS, Bridget? Welcher Art sind diese SMS?«

»Sie sind ... *schlüpfrig* ist wahrscheinlich das richtige Wort.«

»Und die Verfasserin dieser Meldungen, bist du, oder sind die alle von Ms. Fitch?«

»Halb und halb, würde ich sagen.«

Howard fährt sich mit der Zunge über die Zähne. »Wie viel will sie, und was beabsichtigt sie zu tun, wenn du ihre Forderungen nicht erfüllst?«

»Einhunderttausend. Oder sie geht damit an die Öffentlichkeit. Zu dem, der ihr am meisten zahlt.«

»Aha. Nicht sehr phantasievoll, die gute Frau.«

»Wie bitte?«

»Ich an ihrer Stelle hätte mindestens eine Million gefordert. Und woher wollen wir wissen, dass sie das Geld nicht nimmt und ihre Geschichte trotzdem verkauft?«

»Sie hat gesagt, das würde sie nicht tun.«

Howard lehnt sich zurück und breitet die Arme aus. »Na, dann ist ja alles bestens!«

»Ich weiß, was du denkst. Dass sie immer wieder mit neuen Forderungen kommen wird.«

»Ich halte das für sehr wahrscheinlich, Bridget. Aber mit der richtigen Portion Überzeugungskraft gibt sie sich vielleicht mit einer einmaligen, annehmbaren Summe zufrieden. Erklärt sich bereit zu verschwinden, und wir hören nie wieder etwas von ihr.«

Bridget seufzt. »Ich wusste, dass du weißt, wie man mit so was umgeht. Du bist einfach so ... so souverän und gelassen bei solchen Dingen.«

»Brandbekämpfung, meine Liebe. Wir werden doch nicht zulassen, dass aus einem weggeworfenen Streichholz ein Waldbrand wird.«

»Howard, ich möchte nicht, dass Morris davon erfährt. Ich meine, Morris und ich waren sehr offen miteinander, was unsere ... Eigenheiten betrifft, aber er hat nicht die leiseste Ahnung, dass ich seit unserer Hochzeit mit jemand anderem zusammen war. Du wirst es ihm doch nicht erzählen, oder?«

Er schüttelt den Kopf und greift nach ihrer Hand. »Was hätte das für einen Zweck? Ich habe euch beide viel zu gern, um so was zu tun. Du hast eine herrliche Zukunft vor dir, wenn du lernst, deine ... Impulse zu zügeln.«

»Es war ein Ausrutscher«, sagt sie. »Es wird nie wieder vorkommen.«

»Selbstverständlich nicht«, sagt er, noch immer ihre Hand tätschelnd, »denn ich werde nicht – ich wiederhole: nicht – zulassen, dass jemand Morris' Bestimmung in die Quere kommt, auch du nicht. Sollte sich so ein Vorfall also wiederholen, werde ich dich persönlich mit deinem eigenen BH strangulieren, dich in Stücke hacken und an die Eichhörnchen im Central Park verfüttern. Und ich werde einen Weg finden, das Ganze einem Konkurrenten deines Mannes in die Schuhe zu schieben. Haben wir uns verstanden?«

Bridget nickt. »Absolut.«

Vierzehn

Wir würden gerne hereinkommen und mit Ihnen reden«, sagte FBI-Agentin Parker. Es war keine Bitte.

»Worum geht's denn?«

»Das besprechen wir drinnen.«

Ich wollte ihre Ausweise sehen, sie hielten sie mir kurz hin, dann forderte ich sie mit einer Handbewegung auf, ins Haus zu kommen. Mit einer weiteren Geste bot ich ihnen einen Platz auf der Couch oder den Sesseln im Wohnzimmer an, aber sie blieben lieber stehen. Ich folgte ihrem Beispiel.

»Wir brauchen auch von Ihnen einen Ausweis«, sagte Driscoll.

»Brauche ich etwa einen Anwalt?«

»Wir möchten nur gern genau wissen, mit wem wir es zu tun haben«, sagte Parker.

Ich wusste nicht, ob ich kooperieren sollte oder nicht, fürchtete aber die Konsequenzen, die eine Weigerung nach sich ziehen könnte. Also zog ich meine Brieftasche heraus und kramte nach meinem Führerschein. Parker nahm ihn mir ab.

»Sie sind Mr. Kilbride«, sagte sie.

»Stimmt.«

»Ray Kilbride?«

»Ja.«

»Haben Sie jemals einen anderen Namen geführt?«, fragte sie. In ihrer Stimme lag ein vorwurfsvoller Ton, so, als verdächtige sie mich, eine ganze Palette von Pseudonymen zu haben.

»Nein. Natürlich nicht.«

»Was machen Sie beruflich, Mr. Kilbride?«

»Ich bin Künstler. Illustrator.«

»Und was sind das für Illustrationen, die Sie machen?«, fragte Agentin Parker. Nach ihrem Ton zu urteilen, schwebten ihr wahrscheinlich Pornocomics vor.

»Meine Arbeiten erscheinen in Zeitungen, Zeitschriften, auf Webseiten. Unlängst war etwas von mir in der Literaturbeilage der *Times*.«

»Wenn Sie Illustrationen für Webseiten machen, dann arbeiten Sie wahrscheinlich viel am Computer.«

»Stimmt.«

»Und Sie tun das von hier aus?«

»Ich wohne nicht hier. Ich lebe in Burlington.«

Agent Driscoll mischte sich ein. »Wem gehört dieses Haus dann?«

»Meinem Vater.« Ich räusperte mich. »Es *gehörte* meinem Vater.«

»Was heißt das?«, fragte Agent Parker barsch.

»Es heißt, dass er tot ist«, antwortete ich ebenso barsch und sah ihr dabei direkt in die Augen. Es war ein Versuch, sie, und sei es auch noch so kurz, in ihre Schranken zu weisen, doch er prallte an ihr ab.

»Was war mit Ihrem Vater?«

»Er ist vor ein paar Tagen bei einem Unfall hinter dem Haus ums Leben gekommen. Ein Rasentraktor fiel auf ihn und erdrückte ihn. Er hieß Adam Kilbride.«

»Hatte Ihr Vater einen Computer?«, fragte Agent Driscoll.

Ich schüttelte den Kopf. Was sollte das Ganze? Spätestens jetzt hätte der Groschen bei mir fallen müssen. »Was? Ja, er hatte einen. Einen Laptop.«

Agent Parker zückte ihr Notizbuch. »An welchem Tag starb Ihr Vater?«

»Freitag, 4. Mai.«

Sie stieß ihren Partner mit dem Ellbogen an, hielt ihm das Notizbuch hin. »Nachrichten an und seit diesem Tag.«

Jetzt klingelte es endlich bei mir.

»Sie sind Ray, und Ihr Vater hieß Adam«, sagte Agent Parker. »Gibt es in diesem Haushalt einen Thomas Kilbride?«

»Ja.«

»Und in welcher Beziehung steht er zu Ihnen?«

»Er ist mein Bruder.«

»Ist er jetzt da?«, fragte Driscoll.

»Ja«, sagte ich wieder. »Er ist oben.« Das ungute Gefühl, das ich bereits gehabt hatte, steigerte sich beträchtlich. Was zum Teufel hatte Thomas getan, dass uns das FBI auf die Pelle rückte? Und wie würde er reagieren, wenn er erfuhr, dass die beiden Agenten seinetwegen hier waren? »Mein Bruder verbringt den größten Teil des Tages in seinem Zimmer. Ich weiß ja nicht, was Sie von ihm wollen, aber er ist völlig harmlos.«

»Was macht er in seinem Zimmer?«, fragte Parker.

»Er sitzt am Computer.«

»Und verbringt da ziemlich viel Zeit, nicht wahr?«, fragte sie.

»Hören Sie, mein Bruder hat gewisse psychische Probleme. Er ist am liebsten mit sich allein.«

»Was sind das für psychische Probleme?«, fragte Driscoll.

»Nichts, weswegen sich irgendjemand Sorgen machen müsste«, sagte ich. »Er hat seine Macken, aber er stört niemanden. Im Grunde ist er sehr ... gutmütig.«

»Aber er verschickt gerne E-Mails«, sagte Parker.

Das klang nicht gut. »Was denn für E-Mails?«

»Überwachen Sie die Kommunikationstätigkeit Ihres Bruders?«, fragte Driscoll.

»Was? Nein. Wieso denn? Ich *weiß* nicht mal, dass er mit jemandem kommuniziert. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass er gern für sich bleibt.«

»Ist Ihnen bekannt, dass Thomas Kilbride regelmäßig E-Mails an den amerikanischen Nachrichtendienst schickt?«

»Großer Gott, nein«, sagte ich.

»Und dass viele seiner Nachrichten an den früheren Präsidenten Bill Clinton adressiert sind?«

Ich spürte, wie sich einige meiner Organe verflüssigten. »Bitte sagen Sie mir, dass das keine Drohbriefe waren. Dass Sie nicht hier sind, um ihn zu verhaften, oder so was.«

Die beiden wechselten einen Blick, trafen eine unausgesprochene Entscheidung, dann sagte Parker: »Nein, bedrohlich sind sie nicht. Aber ... besorgniserregend. Holen Sie ihn herunter, oder sollen wir hinaufgehen und ihn holen?«

Ich senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Warten Sie hier.«

Ich ging nach oben und öffnete Thomas' Tür, ohne anzuklopfen.

»Es ist noch zu früh fürs Abendessen«, sagte er. »Lass mich in Ruhe.«

»Du musst runterkommen, Thomas«, sagte ich.

»Was gibt's denn?«

»Du hast Besuch.«

Ich erwartete, dass er fragen würde, wer da sei, doch er sagte nur. »Oh.« Er stand auf, und als er auf den Flur hinaustreten wollte, hielt ich ihn sanft am Arm fest.

»Es sind Leute von der Regierung«, warnte ich ihn.

Jetzt blieb er stehen. Es dauerte eine Sekunde, bis diese Information bei ihm ankam, dann nickte er rasch ein paarmal hintereinander, als habe er damit gerechnet, dass das früher oder später geschehen würde. »Oh«, sagte er. »Das ist großartig.«

»Thomas, das ist alles andere als großartig. Was sind denn das für Nachrichten, die du ständig an die CIA schickst?«

»Tätigkeitsberichte«, sagte er, schlüpfte an mir vorbei und ging die Treppe hinunter. Im Wohnzimmer angekommen ging er direkt auf die beiden Agenten zu und schüttelte zuerst der Frau, dann dem Mann die Hand.

»Ich bin Thomas Kilbride«, sagte er. »Sehr erfreut, Sie kennenzulernen. Der Präsident hat gar nicht erwähnt, dass Sie vorbeikommen würden.«

»Der Präsident«, sagte Agentin Parker.

»Ja gut, der frühere Präsident«, räumte Thomas ein. »Aber Mr. Clinton hat gesagt, man darf ihn noch immer so nennen. Aber ich glaube kaum, dass ich Ihnen das sagen muss, wenn er Sie geschickt hat.«

»Warum hätte er uns schicken sollen?«, fragte Driscoll mit unbeweglicher Miene.

Jetzt sah Thomas zum ersten Mal beunruhigt drein. »Sind Sie denn nicht von der CIA?«

»Nein«, sagte Parker. »Agent Driscoll und ich sind vom FBI.«

Thomas konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. »FBI?«, wiederholte er. »Ich dachte, Sie kämen von der CIA.« Er erinnerte mich an ein Kind, das ein Weihnachtsgeschenk auspackt und statt des erwarteten Videospiels Socken findet. »Mit denen stehe ich doch in Verbindung.«

»Wissen Sie«, sagte Parker, »sie haben sich an uns gewandt. Wir helfen ihnen heute aus.«

»Geht es darum, wo ich arbeiten werde? Ich möchte nämlich von zu Hause aus arbeiten. Ich will nicht nach Washington ziehen. Sag's ihnen, Ray. Ich bin gern hier.«

»Mr. Kilbride«, sagte Driscoll, »setzen wir uns doch alle mal hin.« Die Agenten nahmen die Sessel auf der einen Seite des Couchtisches, Thomas und ich setzten uns ihnen gegenüber auf die Couch.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte Thomas. »Ich wollte Sie nicht beleidigen. Auch das FBI macht seine Sache gut. Aber ich habe halt die CIA erwartet.«

»Wir arbeiten ja alle zusammen«, sagte Driscoll. »Wir stehen alle auf derselben Seite.«

Sein Ton hatte sich eine Winzigkeit verändert. Er war einen Hauch freundlicher. Jetzt, wo er Thomas gesehen hatte, war ihm – hoffentlich – klar, dass er keine Gefahr darstellte.

»Sie haben der CIA von einem Computervirus berichtet, das kommen soll«, sagte Parker. Möglich, dass Driscolls Ton etwas von seiner Schärfe verloren hatte, Parkers jedenfalls nicht.

»Also«, begann Thomas, »ich habe das schon in meinen Nachrichten an die CIA erklärt, und Präsident Clinton und ich haben auch darüber gesprochen.«

Erst kürzlich, dachte ich.

»Aber es macht mir nichts aus, es noch mal zu erklären«, fuhr Thomas fort. »Ich weiß eigentlich gar nichts Genaueres über das Virus. Es ist reine Spekulation meinerseits. Ich weiß noch nicht mal, ob es überhaupt ein Virus sein wird. Es könnte genauso gut eine Sonneneruption oder eine Art nukleare Explosion sein. Auch ein

Meteoriteneinschlag könnte das alles auslösen. So etwas kann verheerende Folgen haben.«

»Aha«, sagte Parker. »Aber, was es auch sei, was wird es Ihrer Meinung nach denn anrichten?«

»Alle GPS-Systeme und Karten löschen, die auf Computern gespeichert sind. Alles futsch, einfach so.« Er schnippte mit den Fingern, aber er konnte es eigentlich nicht, und die Bewegung ergab kaum ein Geräusch. Dann erläuterte Thomas seine Rolle bei der Bewältigung der Katastrophe. Seine Aufgabe bestehe darin, das Straßennetz sämtlicher Großstädte der Welt auswendig zu lernen. »Und wie Sie wissen, stehe ich auch bereit, einen Agenten der Regierung der Vereinigten Staaten, der möglicherweise in irgendeiner Großstadt auf der Flucht ist, durch Straßen und Gassen zu lotsen und solche Sachen.«

»Aha«, sagte Parker wieder. »Thomas, Sie versuchen nicht zufällig, selbst ein Virusprogramm zu schreiben, das die Computersysteme der Regierung der Vereinigten Staaten lahmlegen würde?«

»Nein«, antwortete er, nicht im Geringsten gekränkt. »So gut kenne ich mich mit Computern gar nicht aus. Ich meine, ich verbringe viel Zeit an meinem.« Er sah mich an. Vielleicht erwartete er einen kritischen Kommentar meinerseits. »Ich weiß, wie man sie einschaltet, und wie man E-Mails schreibt und empfängt, und Whirl360 kann ich auch benutzen, aber das ist dann auch schon alles. Ich weiß nicht, wie man sie zerlegt. Wenn mein Computer repariert werden muss, bringt mein Dad ihn in ein Geschäft in der Stadt.« Er hielt einen Augenblick inne. »Aber jetzt nicht mehr. Mein Dad ist nämlich gestorben.«

»Das haben wir gehört«, sagte Driscoll. »Beileid.«

»Ich habe ihn gefunden«, sagte Thomas. »Der Traktor hat ihn getötet.« Er sagte das beinahe offiziell, so, als wolle er sichergehen, dass unsere Gäste sich diesbezüglich keine falschen Vorstellungen machten.

»Das hat Ihr Bruder schon erzählt«, bestätigte Driscoll.

»Und was genau wollen Sie von der CIA, Thomas?«, fragte Parker.

Thomas richtete sich ein wenig auf. »Ich will nichts *von* ihnen. Ich habe etwas *für* sie. Ich biete meine Dienste an. Das sollten Sie aber schon wissen, wenn Sie die E-Mails gesehen haben. Wenn alle Computerkarten verschwinden, bin ich in der Lage, der Regierung zu helfen.«

»Und wie genau werden Sie dazu in der Lage sein?«, fragte sie.

Thomas sah mich an, als wolle er sagen: *Sind die dämlich, oder was?*

Er seufzte. »Weil ich sie im Kopf habe. Alle Landkarten. Alle Straßen. Wie alles aussieht.« Er schnalzte leise mit der Zunge, zum Zeichen seines Unmuts. »Wenn alle Computer zusammenbrechen, kann ich neue Karten zeichnen oder im Not-

fall als Lotse dienen. Obwohl ich, um ehrlich zu sein, lieber von zu Hause aus arbeite. Ich bin gern hier. Auch wenn ich hier bleibe, könnte ich Wegbeschreibungen geben, wo immer sie gebraucht werden, übers Telefon.«

»Natürlich«, sagte Parker. »Sie sagen also, Sie brauchen sie sich nur online anzusehen, dann können Sie sich an alle Straßen in den verschiedensten Städten erinnern und sie beschreiben?«

Thomas nickte.

Parker schob die Zunge in die Wange. »Also gut. Waren Sie schon mal in Georgetown, Thomas?«

»Georgetown, Texas? Oder Georgetown, Kentucky? Oder Georgetown, Ontario? Oder Georgetown, Delaware? Oder –«

»Georgetown in Washington, D.C.«

Thomas nickte, als hätte er es wissen müssen, immerhin waren das hier Leute vom FBI. »Nein, aber ich war eigentlich noch in keinem einzigen Georgetown.«

»Sagen wir also, ich bin in Georgetown und möchte ein Buch kaufen, und –«

Thomas kniff die Augen einen Moment zusammen, dann öffnete er sie wieder. »Es gibt einen Barnes-&-Noble-Buchladen in der M Street, NW, Ecke Thomas Jefferson Street. Und wenn Sie Hunger haben, gibt es ein vietnamesisches Restaurant gleich gegenüber, ich weiß aber nicht, ob es gut ist. Ich habe noch nie vietnamesisch gegessen. Ist es wie chinesisch? Chinesisches Essen mag ich.«

Zum ersten Mal machte Agent Parker den Eindruck, als sei auch sie gelegentlich aus dem Konzept zu bringen. Sie warf ihrem Partner einen Blick zu, der sagte: *Scheiße, was ist das denn?*

»Ich weiß, dass die Regierung heutzutage sparen muss. Deshalb sollen Sie wissen, dass ich nicht auf das große Geld aus bin«, versicherte mein Bruder. »Ich brauche nur so viel, dass ich meine Ausgaben decken kann. Ich lebe nicht auf großem Fuß. Ich biete meine Dienste an, weil ich glaube, dass das meine Bürgerpflicht ist.«

»Thomas, Agent Driscoll und ich würden gerne sehen, wo Sie arbeiten.«

»Ja, klar«, sagte er.

Ich folgte den dreien die Treppe hinauf und spürte, wie sich noch ein paar meiner Innereien aufzulösen begannen. Im Obergeschoss angekommen, blieben die Agenten vor den Landkarten an den Wänden stehen. Es kam Thomas gar nicht in den Sinn, extra auf sie hinzuweisen, als er seine Zimmertür öffnete.

»Das ist mein Arbeitsplatz«, sagte er. »Und hier schlafe ich auch.«

»Heiliger Strohsack«, murmelte Driscoll, während er sich im Zimmer umsah.

»Was ist das?«, fragte Parker und zeigte auf die drei Bildschirme. Einer zeigte ein Bürogebäude, auf dessen Fenstern die Buchstaben CIBC prangten. Es sah aus

wie ein Finanzinstitut. Auf den anderen beiden war dieselbe Straße zu sehen, nur in entgegengesetzten Richtungen.

»Yonge Street, Toronto«, sagte Thomas. »Sie fängt unten am Ontariosee an und führt vom Queen's Quay Boulevard Richtung Norden. Ich habe am Südende angefangen und mich bis zur Bloor Street vorgearbeitet. Es ist eine sehr lange Straße, deswegen werde ich nicht einfach bis zum oberen Ende hochgehen, sondern die Querstraßen abklappern.«

»Wie viel Zeit verbringen Sie denn damit?«, fragte Parker.

»Ich schlafe von circa ein Uhr nachts bis neun Uhr morgens, und ich mache Pausen, um zu essen, und ich dusche jeden Morgen, aber den Rest der Zeit arbeite ich. Gestern musste ich zu meiner Psychiaterin, da habe ich ein bisschen Zeit verloren, aber sagen Sie der CIA, sie müssen sich keine Sorgen machen, die hole ich schon wieder auf. Und jetzt verliere ich auch Zeit, aber das hat mit meiner Arbeit zu tun und geht schon in Ordnung, glaube ich.«

Ich sah, wie Parker und Driscoll Blicke wechselten, als Thomas »Psychiaterin« sagte. »Zeigen Sie uns, was Sie machen«, forderte Parker ihn auf.

»Ja, gut.« Thomas setzte sich auf seinen Stuhl und legte die rechte Hand auf die Maus, dann fuhr er mit dem Cursor über die Straße auf dem mittleren Bildschirm. »Ich klicke immer wieder auf die linke Taste und bewege mich so die Straße entlang, wenn ich die Taste gedrückt halte, kann ich mich im Kreis drehen und alle Läden und Restaurants und Büros sehen, aber die Leute kann man normalerweise nicht erkennen, und die Nummernschilder der Autos und Lkw sind verschwommen, aber alles andere ist richtig scharf.«

»Können Sie mal Ihr E-Mail-Programm öffnen, Thomas?«, fragte Parker.

»Gut.«

Er klickte die Briefmarke am unteren Bildschirmrand an, und seine E-Mails erschienen. Sein Posteingang – und ich kann mich nicht erinnern, jemals so einen Posteingang gesehen zu haben – war leer.

»Sie löschen Ihre Mails immer gleich?«, fragte Driscoll.

»Ich bekomme keine«, sagte Thomas. »Ich habe keine Freunde in dem Sinne, die mir schreiben würden. Manchmal bekomme ich Junk-Mails. Wie man –«, er reckte den Hals und sah Agent Parker an, errötete und fuhr fort, »also, wie man sein, also wie man sein Ding vergrößert oder so was. Die lösche ich sofort.«

Ich überlegte, ob ich Einwände erheben, den Agenten sagen sollte, dass sie einen Durchsuchungsbeschluss brauchten, wenn sie in Thomas' E-Mails herum-schnüffeln wollten. Doch dann kamen mir Bedenken. Möglicherweise fassten sie das als Provokation auf. Meine Hoffnung war, dass sie erkannten, wie harmlos

das Treiben meines Bruders war, und dass ihr Misstrauen ihm gegenüber sich in Wohlgefallen auflöste.

»Zeigen Sie uns, was in Ihrem Papierkorb ist«, forderte Driscoll Thomas auf. Offensichtlich war er noch nicht überzeugt.

»Den vergesse ich immer auszuleeren«, sagte Thomas. »Da.«

Wie Thomas gesagt hatte, war der Ordner voller Junk-Mails der Kategorie Penisverlängerung.

»Und jetzt den Ordner mit den gesendeten Nachrichten«, sagte Parker.

Thomas klickte mit der Maus, und da waren sie. Die gesendeten Nachrichten. Sie füllten den Bildschirm von oben bis unten. Hunderte und Aberhunderte von Nachrichten. Geschrieben von Thomas Kilbride.

Jede einzelne von ihnen an denselben Empfänger adressiert: die E-Mail-Adresse des amerikanischen Geheimdiensts.

»Du meine Güte«, sagte ich.

»Ich halte die Leute gerne auf dem Laufenden über das, was ich tue«, sagte Thomas.

Fünfzehn

Ich war perplex. Agentin Parker und Agent Driscoll weniger. Immerhin war das der Grund ihres Besuchs. Diese E-Mails waren alle an die CIA gesendet worden, also hatten sie sie wohl schon gesehen.

Dennoch sagte Driscoll: »Sehen wir uns doch ein paar davon genauer an. Auf gut Glück.«

»Wie wär's mit dieser?«, fragte Thomas und zeigte auf eine. Driscoll nickte. Mein Bruder klickte eine Nachricht an, die, wie alle anderen, an die zentrale E-Mail-Adresse der CIA gerichtet war. Wahrscheinlich war sie im Internet allgemein zugänglich. In die Betreffzeile hatte Thomas »whirl360update« geschrieben.

Die Nachricht lautete:

Sehr geehrter Herr ehemaliger Präsident Clinton, heute bin ich durch alle Straßen von Lissabon gelaufen und morgen fange ich mit San Diego an. Mit freundlichen Grüßen, Thomas Kilbride.

»Die nächste«, sagte Driscoll.

Sehr geehrter Herr ehemaliger Präsident Clinton, für Los Angeles brauche ich viel mehr Zeit, als ich dachte, aber bei Städten, die sich fast unbegrenzt in alle Himmelsrichtungen ausbreiten können, ist das auch kein Wunder. San Francisco war einfacher, weil es von Bergen umgeben ist. Ich hoffe, bei Ihnen ist alles in Ordnung. Mit freundlichen Grüßen, Thomas Kilbride.

»Eine noch«, sagte Agent Driscoll.

Sehr geehrter Herr ehemaliger Präsident Clinton, ich bin sicher, Sie stehen mit allen Regierungsbehörden in Kontakt, nicht nur mit der CIA. Deshalb bitte ich Sie dringend, zu veranlassen, dass diese Behörden prüfen, welche Art von Katastrophe da auf uns zukommen wird. Es wäre sinnvoll, jetzt damit zu beginnen, denn wenn es einmal so weit ist, wird alles viel schwieriger. Da ja Computer betroffen sein werden, möchte ich Ihnen eine Telefonnummer geben, unter der Sie mich erreichen können, und meine Adresse. Rufen Sie mich einfach an und sagen Sie mir, von welcher Stadt Sie einen Plan brauchen, und ich mache mich sofort an die Arbeit. Mit freundlichen Grüßen, Thomas Kilbride.

Telefonnummer und Adresse folgten. Bis zu diesem Moment hatte ich mich gefragt, ob das FBI die E-Mails über eine IP-Adresse oder etwas Ähnliches zu uns zurückverfolgt hatten, doch offensichtlich war so viel Hightech bei dieser Ermittlung gar nicht nötig gewesen.

»Thomas«, sagte Agent Parker, »hatten Sie schon mal Ärger?«

Er schob die Zunge in die Wange. Dann fragte er: »Was denn für Ärger?«

War dies das Gefühl, das einen befiel, wenn man mit dem Auto ins Wasser stürzte?

»Ich weiß nicht, Thomas. Ärger mit der Polizei vielleicht?«

»Nein, ich hatte noch nie Ärger mit der Polizei.«

»Wie war das 1997?«, fragte Driscoll.

O nein.

»Was war 1997?«, fragte Thomas zurück.

»Gab es da nicht einen Vorfall? Bei dem die Polizei eine Rolle spielte?«

Thomas sah mich an. Ich antwortete an seiner statt. »Das war doch nichts. Unfassbar, dass Sie das wieder ausgraben. Es wurde nie ein Strafantrag gestellt.«

»Möchten Sie uns davon erzählen, Thomas?«, fragte Parker.

»Ray«, sagte Thomas leise, »könntest du's ihnen erzählen? Ich erinnere mich nicht mehr an alles.«

»Als wir ... als Thomas und meine Eltern noch in der Stadt wohnten – ich war damals gerade ausgezogen –, da gab es ein Missverständnis mit den Nachbarn.«

Parker und Driscoll warteten.

»Thomas hatte die Originalvermessungspläne für unser Haus gefunden, Sie wissen schon, die Pläne, die man bekommt, wenn man ein Grundstück kauft oder verkauft. Auf diesen Plänen ist eingezeichnet, wo genau das Haus auf dem Grundstück steht. Und es waren auch die Häuser links und rechts von uns zu sehen und die gegenüber.«

»Sie waren falsch«, sagte Thomas.

Ich sah ihn an und lächelte. »Ja, Thomas glaubte nicht, dass die Grundstückspläne genau waren, also wollte er nachmessen und neue Pläne für unser Grundstück und die der Nachbarn zeichnen. Er hat sich ein Maßband besorgt und –«

»Ich habe es noch«, sagte Thomas. »Wollen Sie es sehen?«

»Nein, schon gut«, sagte Parker.

»Er hat sich also dieses Maßband besorgt und alles auszumessen begonnen. Wie weit die Häuser vom Gehsteig und voneinander entfernt waren, wie groß sie waren. Er hatte aber niemandem gesagt, was er vorhatte. Er hat einfach damit angefangen. Und es stellte sich heraus, dass er recht hatte. Einige der Maßangaben waren

nicht ganz richtig, aber die Abweichungen waren minimal. Trotzdem wäre es eine Genugtuung gewesen. Leider wurde Thomas entdeckt, als er vor einem Fenster im Erdgeschoss unserer Nachbarn auf der Südseite zugange war, und –«

»Das waren die Hitchens«, warf Thomas ein.

»Genau. Und zwar vor dem Schlafzimmerfenster, und Mrs. Hitchens zog sich gerade an.«

»Hmm«, machte Parker.

»Sie war nackt«, bemerkte Thomas sachlich. »Dieses Fenster war genau 8 Meter und 76 Zentimeter vom Gehsteig entfernt. Auf den Plänen stand aber 8 Meter und 83 Zentimeter.«

»Mrs. Hitchens hat sich ziemlich aufgeregt und die Polizei gerufen. Meinen Eltern gelang es, sie und die Polizei davon zu überzeugen, dass Thomas in völlig harmloser Mission unterwegs gewesen war, aber es war nicht mehr so wie früher zwischen Thomas und den Nachbarn. Für meine Eltern wurde es immer peinlicher, und da beschlossen sie, hier heraus zu ziehen.«

»Die Pläne für das Grundstück hier sind auf den Millimeter genau«, sagte Thomas.

Wieder wechselten Parker und Driscoll einen Blick. Ich wusste schon nicht mehr, wie oft sie das in der vergangenen Stunde getan hatten. »Jetzt wollen wir Sie aber nicht länger von der Arbeit abhalten«, sagte Parker zu Thomas. »Ihr Bruder wird uns hinausbegleiten.«

»Gut«, sagte er und wandte sich wieder seiner Maus und der Tastatur zu.

Wir gingen nach unten.

»Was nun?«, fragte ich Parker.

»Wir werden Bericht erstatten«, antwortete sie. »Dieser Besuch diene zur Einschätzung des Gefahrenpotenzials, Mr. Kilbride. Ich glaube nicht, dass Agent Driscoll eine drohende Gefahr sieht, und ich würde mich ihm anschließen. Die Regierung der Vereinigten Staaten bekommt Tag für Tag Nachrichten von«, sie unterbrach sich, um ihre Worte sorgfältig zu wählen, »Personen, die oft eine recht eigenwillige Interpretation davon haben, was um sie herum geschieht. Zu neunundneunzig Prozent stellen sie keine erkennbare Bedrohung dar – sie sind harmlos, aber wir investieren viel Zeit, die aufzuspüren, die nicht harmlos sind.«

Ich hatte das Gefühl, die letzte Stunde mit angehaltenem Atem zugebracht zu haben. Ich deutete Parkers Worte als gute Nachricht, trotzdem hatte mein Adrenalinspiegel ungeahnte Höhen erreicht. Außerdem war ich stinksauer auf Thomas. Ich wusste, ich musste Nachsicht mit ihm haben. Aber auch, wenn er uns das FBI auf den Hals hetzte? Das Blut, das durch meine Adern rauschte, war elektrisch geladen.

»Ihr Bruder muss sich ein anderes Hobby suchen«, fuhr Parker fort. »Wenn er weiterhin Regierungsstellen mit seinen Geschichten über einen bevorstehenden Totalausfall sämtlicher Computersysteme bombardiert, werden Sie bald wieder Besuch bekommen. Wenn nicht von uns, dann von jemand anderem.«

»Alles klar.«

»Es ist nicht mehr so wie vor zwanzig Jahren«, sagte sie. »Heute nimmt so was niemand mehr auf die leichte Schulter. Schauen Sie sich an, was in Tucson passiert ist. Thomas hat vorhin von einer Psychiaterin gesprochen. Geht er da regelmäßig hin?«

»Ja.«

Schon hatte sie wieder ihr Notizbuch in der Hand. »Name?«

Ich wollte ihn ihr nicht sagen, doch wie lange hätte sie gebraucht, um ihn selbst herauszufinden? Fünf Minuten? Zehn, maximal. Ich konnte nur hoffen, dass Laura Grigorin Thomas in einem möglichst günstigen Licht zeichnete. Oder die beiden einfach zum Teufel jagte.

Ich gab Parker den Namen.

»Guten Tag, Mr. Kilbride«, sagte sie.

Driscoll nickte, sagte aber nichts. Ich sah den beiden nach, wie sie die Verandastufen hinabstiegen und zu ihrem Dienstwagen zurückgingen.

Auf das, was ich als Nächstes tat, bin ich nicht stolz.

Sechzehn

Howard Talliman versteht, warum Bridget Sawchuck ihm die Einzelheiten ihrer misslichen Lage an einem öffentlichen Ort schildern wollte. Einerseits muss er hier an sich halten, und andererseits ist es absolut unverdächtig, wenn man sie zusammen sieht. Was ist schließlich dabei, wenn Howard sich mit der Frau seines besten Freundes zum Mittagessen trifft? Er ist ebenso sehr ihr Berater wie seiner.

Mit Allison Fitch jedoch will Howard keineswegs zusammen gesehen werden. Von diesem Treffen soll niemand etwas erfahren.

Er bucht also eine Tagessuite im Roosevelt an der Ecke Madison Avenue und 45. Straße. Er will ein Zimmer mit getrenntem Wohn- und Schlafbereich, denn er denkt, dass es Allison vielleicht nicht ganz geheuer wäre, einem ihr völlig unbekannten Mann auf engstem Raum zu begegnen, noch dazu, wenn das Möbelstück, das diesen Raum dominiert, ein großes Doppelbett ist. Geradezu ein Wink mit dem Zaunpfahl. Er weist Bridget an, Allison für zwei Uhr Nachmittag in das Hotel zu bestellen, um deren Ansinnen zu erörtern. Was Allison nicht weiß, ist, dass Howard ihr Gesprächspartner sein wird.

Für zehn vor zwei bestellt er beim Zimmerservice Kaffee für zwei Personen. Er hat zwar keine Ahnung, ob Allison zur Pünktlichkeit neigt, geht aber davon aus, dass hunderttausend Dollar ein durchaus überzeugendes Argument für Höflichkeit sind.

Die Porzellantassen samt Untertassen stehen bereits auf dem kleinen Tisch, Silberlöffel und weiße Leinenservietten liegen daneben, als es eine Minute vor zwei leise an der Tür klopft. Howard erhebt sich von dem Sofa, auf dem er, ein Bein auf dem Knie des anderen, schon eine Weile gesessen hat. Er öffnet die Tür einen Spaltbreit.

Allison klappt die Kinnlade herunter. »Verzeihung. Ich habe mich in der Tür –«
»Ms. Fitch, erfreut, Sie kennenzulernen«, sagt er. Er öffnet die Tür weit und macht eine ausholende Armbewegung ins Zimmer hinein. »Sie sind auf die Minute pünktlich.«

Sie zögert, dann tritt sie ein.

»Wo ist Bridget?«, fragt sie.

»Ich werde hier heute Bridgets Interessen vertreten«, antwortet er.

»Wer zum Teufel sind Sie?«

»Ich heiße Howard Talliman.« Er hält es für überflüssig, ein Pseudonym zu verwenden. Wenn diese Frau sich im Internet über Bridget und Morris schlaugemacht hat – wovon er überzeugt ist –, dann ist sie irgendwann bestimmt auch auf seinen Namen und sein Foto gestoßen. »Ich bin ein Freund der Familie.«

»Ja, klar, ich weiß wer Sie sind«, sagt sie. »Sie sind ... so was wie sein Wahlkampfleiter.«

»Nehmen Sie doch Platz. Ich habe Kaffee bestellt.«

Auf dem Weg zum Sofa lässt Allison das Zimmer auf sich wirken. »Wo ist das Bett?«, fragt sie. »Ich meine ... nicht, dass ... ich hab nur noch nie ein Hotelzimmer ohne Bett gesehen.«

Howard zeigt auf eine geschlossene Tür. »Dort ist das Schlafzimmer.«

Allison ist beeindruckt. »Ein Hotelzimmer mit einem separaten Schlafzimmer?«

»Ja.«

»Darf ich sehen?« Mit einem Neigen des Kopfes deutet sie auf die geschlossene Schlafzimmertür.

»Bitte sehr.«

Sie öffnet die Tür und pfeift anerkennend. »Wow.« Sie kommt zum Sofa zurück und setzt sich. »Was müssen Sie für so ein Zimmer pro Tag hinblättern?«

»Das ist wohl nicht ganz das, worum es hier geht, nicht wahr?«

»Ich will damit nur sagen, wenn Bridget sich ein Zimmer wie das hier leisten kann, nur damit Sie und ich plaudern können, dann war ich vielleicht ein bisschen zu bescheiden.«

Auch in Howards Augen sind die hunderttausend Dollar keine besonders ambitionierte Forderung, doch das behält er lieber für sich. Er nimmt die silberne Kaffekanne beim Henkel und sagt: »Darf ich Ihnen eine Tasse einschenken?«

»Aber ja.«

Dampf steigt auf, als der Kaffee sich in die Tassen ergießt. Allison nimmt Zucker und Sahne, Howard trinkt seinen schwarz. Er lehnt sich bequem in seinem Sessel zurück, die Untertasse in einer, die Tasse in der anderen Hand.

»Also, Ms. Fitch. Sie haben da zweifellos für ein wenig Aufruhr gesorgt.«

»Na ja, ich weiß nicht, was genau Bridget Ihnen erzählt hat.«

»Sie hat mir genug erzählt. Dass Sie beide Freundschaft geschlossen haben, und zwar eine ganz besondere Freundschaft, dass Sie zusammen in Barbados waren und dass Sie danach erfuhren, dass Bridget mit Morris verheiratet ist.«

»Ja, das kommt ungefähr hin.« Sie trinkt einen Schluck Kaffee, verzieht das Gesicht, zuckert nach und rührt um.

»Und als Sie das erfahren hatten, witterten Sie eine Gelegenheit.«

Allison Fitch errötet. »So würde ich das vielleicht nicht nennen.«

»Wie würden Sie es denn nennen?«

»Vielleicht ... ich würde es vielleicht einen Gefallen nennen. Ich würde sagen, ich tu Bridget einen Gefallen.«

Howards buschige Augenbrauen schießen kurz nach oben. »Erklären Sie mir das.«

»Na ja, ich dachte mir, sie möchte vielleicht nicht, dass das mit uns beiden herauskommt, Sie wissen schon, dass wir was miteinander hatten, und ich habe ihr eine Möglichkeit gezeigt, wie sich das verhindern lässt.«

Howard nickt. »Verstehe. Sie sind eine wahrhaft edle Seele. Und wie genau wollten Sie verhindern, dass diese Information an die Öffentlichkeit gelangt?«

Ihre Augen werden schmal. »Und Sie sind ein ziemlich arroganter Klugscheißer, was?«

»Ich bin vieles, Ms. Fitch.«

»Hören Sie, Sie kennen die Antwort doch schon. Ich habe ihr gesagt, dass ich im Moment ein bisschen klamm bin, und wenn sie mir aushilft, dann Sorge ich dafür, dass nichts über sie rauskommt. Nichts, was ihrem Mann die Chance vermasseln könnte, Gouverneur oder Präsident oder Vorsitzender des Gesangsvereins zu werden oder was immer er sonst werden will, wenn er groß ist. Ich meine, es wär ja schon schlimm genug, wenn herauskäme, dass seine Frau mit jemand anderem ins Bett geht, aber dann auch noch mit einer anderen *Frau*? Da würden sich seine Anhänger aber freuen. Die ganzen Typen, die, wenn sie nicht gerade fünf Hunderter für ein Wohltätigkeitsdinner mit ihm hinblättern, Millionen ausgeben, um zu verhindern, dass Angehörige des gleichen Geschlechts heiraten können. Ich bitte Sie, was sind schon hundert Riesen für sie und ihren Mann? Geld fürs Mittagessen? Oder für einen kleinen Ausflug zu Gucci oder Louis Vuitton? Peanuts sind das für sie. Ich hätte noch viel, viel mehr verlangen können.«

Howard Talliman lächelt. »Haben Sie eigentlich keine Angst, dass die Polizei dieses Gespräch im Nebenraum mithört? Haben Sie keine Angst, dass sie jeden Moment hier hereinplatzen und Sie wegen räuberischer Erpressung verhaften könnten?«

Allison erstarrt. Ihr Blick verrät ihm, dass sie einen Moment lang tatsächlich damit rechnet. Doch gleich darauf lockern ihre Muskeln sich erkennbar wieder.

»Ich glaub nicht, dass Sie das tun würden. Dann würde nämlich alles rauskommen. Dass die Frau des Gouverneurs eine lesbische Beziehung hatte.«

»Sie glauben, dass Sie diese Art Publicity überleben würden?«

»Na klar.«

»Wie würde Ihre Mutter in Dayton darauf reagieren, was glauben Sie?«

Das hat gegessen. Ihr trickfilmreifes *Schluck!* ist beinahe zu hören. Jetzt weiß sie, dass er seine Hausaufgaben gemacht hat. Doch sie fängt sich rasch. »Ich glaube, Mom hat schon seit Jahren so einen Verdacht.«

»Sie haben es ihr also nicht gesagt.«

»Nein. Aber damit würde ich mir wahrscheinlich eine unangenehme Aussprache ersparen. Die eigentliche Frage ist: Würden Bridget und ihr Mann es überleben?«

»Sie würden es einfach abstreiten«, sagt Howard. »Bridgets Aussage gegen Ihre. Sie ist die Frau eines Justizministers, und Sie, meine Liebe, sind eine Kellnerin.«

»Eine Kellnerin mit Beweisen.«

Darauf hatte er gewartet. Dass sie diesen Trumpf ausspielen würde. Die SMS. Die Telefonverbindungsanzeige.

»Beweise«, sagt er. »Und was wären das für Beweise?«

»Wir haben uns oft miteinander unterhalten. Und das lässt sich ganz leicht nachprüfen.«

»Auf Ihrem Handy?«

Sie nickt.

»Das will ich sehen. Ich will einen Beweis«, sagt er.

Allison schüttelt den Kopf. »Halten Sie mich für blöd?« Er antwortet nicht. »Ich geb Ihnen doch nicht mein Handy.«

»Wenn Sie die hunderttausend wollen, dann müssen Sie bei der Übergabe Ihr Handy herzeigen, damit ich mich vergewissern kann, dass diese Nachrichten gelöscht wurden.«

Über diesen Punkt scheint Allison nachzudenken. Damit würde sie ihr Druckmittel aus der Hand geben.

»Geht klar«, sagt sie.

Howard stellt Untertasse und Tasse auf den Tisch und räuspert sich. »Und was für Sicherheiten hat Bridget, dass Sie nicht mit immer neuen Forderungen kommen?«

»Da werden Sie auf mein Wort vertrauen müssen«, sagt Allison. Der Anflug eines boshaften Lächelns umspielt ihren Mund.

»Ja, das werde ich wohl müssen«, sagt Howard. Er schlägt sich auf die Knie.

»Gut, dann vielen Dank für Ihren Besuch. Sie hören von mir.«

Wie er das sagt, klingt es, als hätte sie für eine Rolle vorgesprochen.

»Und mein Geld? Haben Sie das nicht?«

»Im Augenblick nicht«, sagt Howard und steht auf. »Sie haben vielleicht damit gerechnet, dass Bridget es Ihnen heute übergibt, aber ich wollte mir erst einen Überblick über die Situation verschaffen. Es wird ein bisschen dauern, so viel Geld

zusammenzubekommen. Sie haben ja wohl nicht erwartet, dass ich Ihnen einen Scheck ausstelle?»

Auch Allison erhebt sich. Ein Ausdruck der Verlegenheit huscht über ihr Gesicht. »Nein, natürlich nicht. Aber, bekomme ich das ganze Geld in bar?«

»Ich glaube, wir sind uns einig, dass es für diese Transaktion besser keine Belege geben sollte«, sagt er.

»Mensch, wo soll ich denn mit dem ganzen Bargeld hin?«

»Ich würde Ihnen raten, sich ein Schließfach zu mieten. Und dann entsprechend Ihren Bedürfnissen Geld von dort zu entnehmen.«

Ihre Augen funkeln. Er erkennt, dass sie das viele Geld schon vor sich sieht, sich vorzustellen versucht, wie viel hunderttausend Dollar auf einem Haufen sind.

»Alles klar, das kann ich machen. Wo gibt es solche Fächer?«

Howard seufzt. »Ich würde es bei einer Bank versuchen.«

»Sie melden sich, wenn Sie das Geld haben?«

»Aber sicher.«

Howard denkt voraus, überlegt, welchen Schaden das Bekanntwerden dieser Geschichte anrichten würde. Mal angenommen, sie geht wirklich damit an die Presse. Howard ist zuversichtlich, dass sie genügend über diese Frau herausfinden würden, um sie in Misskredit zu bringen. Das hat er Bridget auch gesagt. Sie werden ihr Ansehen in der Öffentlichkeit ruinieren. Könnte zweifellos ziemlich kräfteraubend werden. Aber andererseits ist nicht Bridget die Kandidatin. Wenn sie diesem Skandal zum Opfer fällt, dann ist es eben so. Morris wird ihn überleben, selbst wenn er sich dazu von Bridget trennen muss. Es wäre sogar denkbar, dass ihm das Ganze einige Sympathien einträgt, sobald der ganze Zirkus vorbei ist. Außereheliche Beziehungen, Flecken auf blauen Kleidern, Ausrutscher mit Zimmermädchen – es gab kaum etwas, von dem Politiker sich nicht erholen konnten.

Aber angenommen, sie zahlen ihr die hundert Riesen, und es kommt heraus? Wie wird das aussehen? Howards Gedanken überschlagen sich. Er sieht eine Möglichkeit, das Steuer herumzureißen. Er wird die Schuld auf sich nehmen, behaupten, er habe es getan, um seinem Freund und dessen Frau Kummer und Bloßstellung zu ersparen. Als Sawchucks Berater zurücktreten, wenn es sein muss, zumindest offiziell, und im Hintergrund weiter die Strippen ziehen.

Ein Fiasko wird es auf jeden Fall, sollte es publik werden. Es wird Morris vielleicht nicht das Genick brechen, aber den Zeitplan noch ein wenig mehr durcheinanderbringen. Einiges mussten sie wegen dieser anderen Sache ohnehin bereits auf Eis legen. Wird ihnen die Scheiße bald um die Ohren fliegen? Im Augenblick sieht es allerdings nicht danach aus, und mit jedem Tag, der vergeht, verbessern sich

ihre Chancen, davonzukommen. Und was diese Frau angeht: Vielleicht, aber nur vielleicht, verschwindet sie ja wirklich, wenn sie ihr Geld hat.

Was man nicht alles tun musste.

Und da sagt Allison Fitch auf einmal: »Aber keine Tricks. Ich hab da nämlich so einiges aufgeschnappt.«

Howard blinzelt. »Wie bitte?«

Sie ist schon auf dem Weg zur Tür. »Jetzt, wo ich weiß, wer Bridget ist, mit wem sie verheiratet ist, da fällt mir manches wieder ein, was ich gesehen habe, was ich zufällig gehört habe, und da fügt sich halt eines zum anderen.«

Howard fröstelt. »Wovon reden Sie eigentlich?«

Das Letzte, was sie sagt, als sie in den Flur hinaustritt, ist: »Kümmern Sie sich um die hundert Riesen, dann müssen Sie sich um nichts anderes mehr kümmern.«

Howard starrt die sich schließende Tür an.

Er wird sich Bridget noch einmal zur Brust nehmen müssen. Und davor wird er Lewis anrufen. Wenn die Dinge außer Kontrolle zu geraten drohen, wendet er sich an Lewis.

Siebzehn

Ich gehe hinauf zu Thomas. Er sitzt mit dem Rücken zur Tür und blickt unverwandt auf den Bildschirm. »Die waren ja ganz nett«, sagte er, »aber sie hätten jemand von der CIA schicken sollen.«

Ich trat neben seinen mit Landkarten und Computern überhäuften Schreibtisch, ging in die Hocke, langte an das Kabel der Steckerleiste und riss es aus der Steckdose. Es gab ein kaum hörbares »Pop«, und augenblicklich verstummte das leise Brummen des Computers.

»Hey!«, kreischte Thomas.

Dann griff ich noch ein Stück weiter nach hinten, packte das Telefonkabel, das dort in der Wand steckte, und riss auch das heraus. Fassungslos starrte Thomas die nun völlig schwarzen Bildschirme an.

»Mach sie an!«, schrie er. »Mach sie sofort wieder an.«

»Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?«, schrie ich noch lauter zurück. »Kannst du mir das vielleicht sagen? Was, in drei Teufels Namen, hast du dir dabei gedacht? Funkst einfach mal schnell die CIA an. Schreibst denen reihenweise E-Mails. Bist du jetzt völlig übergeschnappt?«

Noch während ich es aussprach, wusste ich, dass es ein Fehler war. Aber ich konnte mich nicht zurückhalten.

»Herrgott im Himmel, es ist nicht zu fassen! Das FBI! Das gottverdammte FBI bei uns zu Hause! Du kannst von Glück sagen, dass sie dich nicht verhaftet haben, Thomas. Oder uns beide! Ich versteh gar nicht, dass die nicht gleich deinen Computer kassiert haben. Gott sei Dank hast du niemanden bedroht. Hast du überhaupt eine Ahnung, wie's heute auf der Welt zugeht? Du kannst nicht einfach hergehen und Regierungsbehörden mit E-Mails bombardieren, dass ein katastrophales Ereignis bevorsteht. Kannst du dir vorstellen, wie viele Alarmglocken da losschreien?«

»Schließ ihn wieder an, Ray!« Schon war er aufgesprungen, hatte sich hingekniet und tastete hektisch nach dem Kabel der Steckerleiste.

Ich packte ihn bei der Schulter und zerrte ihn weg. »Nein! Das war's, Thomas! Ich hab den Kanal voll! Es reicht!«

Doch Thomas krabbelte wieder los wie ein Krebs, schaffte es unter den Tisch. Ich packte ihn an den Beinen und zog ihn hervor.

»Ich hasse dich!«, schrie er. Tränen liefen ihm über die zornroten Wangen.

»Du hörst jetzt damit auf!«, sagte ich. »Ein für alle Mal. Du verlässt dieses Zimmer und gehst an die frische Luft! Du fängst jetzt an, wie ein normaler Mensch zu leben!«

»Lass mich in Ruh, lass mich in Ruh, lass mich in Ruh«, wimmerte er. Ich schleifte ihn in die Mitte des Zimmers. Dort lagen wir schließlich beide, alle viere von uns gestreckt. Es war nicht schwierig gewesen, ihn über den nackten Holzboden zu ziehen, doch dabei waren auch mehrere Landkarten und Ausdrucke mitgeschleift worden. Er holte eines der zerknitterten Blätter unter seinem Bein hervor, faltete es auseinander und bemühte sich, es auf seinem Schenkel glatt zu streifen.

»Schau, was du gemacht hast!«, sagte er.

Ich riss ihm die Karte aus der Hand, zerknüllte sie und schleuderte die Papierku-
gel quer durchs Zimmer.

»Nein!«, schrie mein Bruder.

Ich wusste, dass ich das nicht hätte tun dürfen. Thomas anschreien, den Computerstecker ziehen, und, was vielleicht am allerschlimmsten war, mit einer seiner kostbaren Karten wie mit einem benutzten Papierhandtuch umgehen. Ich hatte die Kontrolle verloren, über die Situation und über mich. Gut, ich hatte meinen Vater verloren, war hier hergekommen, um mir klarzuwerden, was mit dem Haus und Thomas geschehen sollte, und auf einmal standen auch noch zwei Agenten der Bundespolizei auf der Matte – das war mir einfach zu viel geworden. Aber derart auf Thomas loszugehen, dafür gab es keine Entschuldigung.

Vielleicht hätte ich darauf vorbereitet sein müssen, dass es Thomas genauso ging.

Wie aus der Kanone geschossen stürzte er sich mit ausgestreckten Armen auf mich und packte mich an der Kehle. Ich fiel hintenüber, und er landete auf mir. Unsere Beine waren ineinander verschlungen, seine Hände umklammerten immer noch meinen Hals.

»Du bist genau wie Dad!«, schrie er mit weit aufgerissenen Augen und irrem Blick. Ich bekam keine Luft mehr und packte seine Handgelenke, konnte seinen Griff aber nicht lösen.

»Thomas! Lass ... los!« Ich konnte nur noch krächzen.

Da erwischte ich mit der rechten Hand sein linkes Ohr und riss mit aller Kraft daran.

Thomas heulte auf und ließ mich los. Mich zur Seite rollend schüttelte ich ihn ab. Der Schmerz am Ohr hatte ihn anscheinend in eine Art Schockzustand versetzt. Er sah sich das Chaos um uns herum an, dann mich, dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, nein, nein«, sagte er, und statt seine Wut weiter an mir auszulassen, fing er an, sich selbst zu schlagen. Abwechselnd drosch er einmal mit dem linken, einmal mit dem rechten Handballen auf seine Stirn ein. Erbarmungslos.

»Thomas!«, sagte ich. »Hör auf!«

Ich versuchte, seine Arme festzuhalten, doch sie gingen auf und ab wie Kolben. Er trommelte so heftig auf seinen Schädel ein, dass es klang, als ob Holz gegen Holz schlug. Ich warf mich auf ihn und drückte ihn zu Boden, damit er aufhörte.

Unverständliche Laute des Unmuts drangen aus seiner Kehle.

»Ist ja gut!«, sagte ich. »Thomas, hör auf.« In der Hoffnung, ihn zur Ruhe bringen zu können, indem ich seine Bewegungsfreiheit einschränkte, drückte ich ihn mit meinem ganzen Gewicht zu Boden.

»Ist ja gut«, wiederholte ich. »Es tut mir leid.«

Von einer Sekunde auf die andere hörte er auf, als wäre ein Schalter umgelegt worden. Seine Stirn war rot und begann sich allmählich blau zu verfärben. Mit den Hieben, die er sich gerade selbst versetzt hatte, und den roten, geschwollenen Augen sah er aus, als hätte er gerade bei einer Kneipenschlägerei den Kürzeren gezogen.

Er weinte.

Ich spürte, wie ich die Fassung verlor. Meine Kehle wurde eng, mein Atem ging schneller.

Jetzt weinte auch ich.

»Thomas, es tut mir leid«, sagte ich. »Es tut mir so leid. Ich geh jetzt von dir runter, ja?«

»Ja«, sagte er.

»Ich steh jetzt auf. Versprich mir, dass du dich nicht mehr schlägst, ja.«

»Versprochen.«

»Ja, so ist's gut. Alles ist gut.« Ich half ihm, sich aufzusetzen, und strich ihm über den Rücken.

Er sah zur Steckerleiste hinüber. »Ich steck sie wieder an.«

»Lass nur, ich mach das.« Ich kroch zum Schreibtisch und schob den Stecker in die Dose. Der Computerturm fing an zu brummen. Ehe Thomas sich erheben konnte, sagte ich zu ihm: »Aber wir müssen uns auf ein paar Regeln einigen, ja? Bevor du dich wieder auf Entdeckungsreisen begibst.«

Er nickte langsam.

»Als Erstes brauchen wir einen Eisbeutel für deinen Kopf. Einverstanden?«

Er überlegte. »Einverstanden«, sagte er.

Ich streckte ihm eine Hand hin und war froh, als er sie ergriff. Mir fiel auf, dass auch seine Hände ganz blau waren. »Mensch, du hast dich ja ganz schön zugerichtet.«

Er sah mich an. »Wie geht's deinem Hals?«

Er tat weh. »Gut«, sagte ich.

»Es tut mir leid, dass ich versucht habe, dich umzubringen«, sagte er.

»Du hast nicht versucht, mich umzubringen. Du warst nur wütend. Ich war ein Arschloch.«

Er nickte. »Stimmt. Ein Wichser.«

Er saß am Küchentisch, während ich in der Kühltruhe einen Eisbeutel suchte. Dad hatte immer irgendeine Verspannung oder Muskelzerrung, und es gab genügend Eisbeutel, um eine ganze Pinguinkolonie glücklich zu machen. »Halt dir das an den Kopf«, sagte ich und reichte Thomas einen davon.

Ich nahm mir einen Stuhl, setzte mich zu ihm und legte ihm einen Arm um die Schulter.

»Das hätte ich nicht tun dürfen«, sagte ich.

»Nein«, sagte Thomas.

»Es ist irgendwie mit mir durchgegangen.«

»Hast du deine Tabletten genommen?«, fragte er mich.

Ich hatte kein einziges M&M genommen, seit wir bei Dr. Grigorin gewesen waren. »Nein, die hab ich ganz vergessen.«

»Du bekommst Probleme, wenn du deine Tabletten nicht nimmst«, sagte er.

Den Arm noch immer um seine Schulter gelegt sagte ich: »Es gibt keine Entschuldigung für das, was ich getan habe. Ich weiß ... ich weiß, du bist, wie du bist, und wenn ich dich anschreie, bringt das gar nichts.«

»Wie lauten die Regeln?«, fragte er.

»Ich möchte ... ich will nur, dass du mir Bescheid sagst, bevor du irgendwelche Mails verschickst oder Leute anrufst. Aber du kannst so viele Städte abklappern, wie du willst. Kannst du damit leben?«

Er überlegte. Den Eisbeutel hielt er an die Stirn gepresst. »Ich weiß nicht.«

»Thomas, nicht alle in der Regierung verstehen, dass du nur helfen willst. Sie kapieren nicht, dass du ein anständiger Kerl bist. Ich will nur sichergehen, dass es keine Missverständnisse gibt. Dann würden wir nämlich alle beide Ärger bekommen, nicht nur du.«

»Wahrscheinlich«, sagte er. Er nahm den Eisbeutel von der Stirn. »Der ist ganz schön kalt.«

»Sieh zu, dass du's noch ein bisschen aushältst. Das hilft gegen die Schwellung.«

»Na gut.«

»Ich hab dich noch nie so wütend gesehen«, sagte ich. »Ich meine, geschieht mir ja recht, aber ich wusste nicht, dass du so ausrasten kannst.«

Der Eisbeutel, den Thomas sich jetzt wieder an die Stirn hielt, verdeckte seine Augen.

»Ich mach mich wieder an die Arbeit«, sagte er, duckte sich unter meinem Arm durch und ging zur Treppe. Den Beutel ließ er auf dem Tisch zurück.

Mit dem Rücken zu mir fragte er: »Muss ich noch immer Abendessen machen?«

Das hatte ich ganz vergessen. »Nein«, sagte ich. »Mach dir darüber keine Gedanken.«

Achtzehn

Bridget kommt aus dem Gebäude an der 35. Straße, wo die PR-Firma, für die sie arbeitet, ihren Sitz hat. Sie sieht, dass er auf sie gewartet hat.

Er packt sie am Ellbogen und dirigiert sie den Bürgersteig entlang.

»Howard!«, sagt sie mit einem Blick auf seine Hand. »Lass meinen Arm los. Du tust mir weh.«

Howard Talliman sagt nichts. Er schiebt Bridget, die auf ihren hohen Absätzen Schwierigkeiten hat, das Gleichgewicht zu halten, nur flink voran, hinein in die Eingangshalle des erstbesten Gebäudes, in dem er unbelauscht mit ihr reden kann.

»Was weiß sie?«, fragt Howard, sobald sie im Haus sind. Er hat Bridget an eine Marmorwand gedrängt und seinen Griff noch immer nicht gelockert.

»Howard, was in aller Welt —«

»Sie sagt, sie hat was gehört«, zischt er, beinahe wie eine Schlange.

»Was? Wovon redest du?«

»Ich hab mich mit ihr getroffen. Beim Gehen sagte sie, sie hätte so einiges gehört.«

»Gehört? Was denn? Was will sie denn gehört haben?«

»Das hat sie nicht gesagt. Aber sie hat angedeutet, es sei etwas Kompromittierendes. Dinge, die du gesagt hast, und die jetzt, wo sie weiß, wer du bist, für sie einen Sinn ergeben.«

»Howard, ich schwöre —«

»Hast du mit Morris gesprochen, während du in Barbados warst?«

»Natürlich. Wir reden ständig miteinander.«

»Hast du auch mit ihm geredet, als Allison Fitch da war?«

»Ja. Ja sicher. Howard, ich spüre meine Hand nicht mehr. Du schnürst mir das Blut ab.«

Er lockert seinen Griff, weicht aber keinen Schritt zurück. Sein Gesicht ist nur ein paar Zentimeter von ihrem entfernt. »War sie dabei, wenn ihr euch unterhalten habt?«

»Nein, ich meine, kann sein, dass sie im Nebenzimmer war. Vielleicht war ich im Bad, als ich mit ihm telefoniert hab, oder vielleicht war Allison im Bad. Einmal hab ich am Pool mit ihm telefoniert, während sie uns was zu trinken holte.«

»Sie kann also jede eurer Unterhaltungen mit angehört haben? Sie hätte hinter dir stehen können oder im Zimmer nebenan«, sagt Howard.

»Na gut, wäre möglich, aber selbst wenn, wir haben nicht – ich bin sicher, wir haben nie etwas gesagt, das –«

»Du weißt, in welcher Lage Morris sich gerade befindet«, sagt Howard missmutig.

»Er erzählt mir nicht alles.«

»Aber du weißt Bescheid.«

»Gut, ich weiß, hinter was sie her sind. Wie sollte ich nicht? Morris dreht halb durch deswegen. Er glaubt, dass es früher oder später rauskommt, dass Goldsmith ihn da mit hineinziehen wird.«

Sie wusste also Bescheid.

Howard hat immer wieder versucht, Morris davon zu überzeugen, nichts mit seiner Frau zu besprechen, was ihm politisch gefährlich werden konnte. Vergeblich. Offensichtlich hat Morris ihr erzählt, dass Barton Goldsmith, der Direktor der CIA, ihn genötigt hatte, bei einem seiner Deals mit einer Handvoll Terrorverdächtiger mitzumachen. Goldsmith argumentierte, er tue es, um das Volk der Vereinigten Staaten zu schützen. Doch wie sich herausstellte, sah das Volk der Vereinigten Staaten das ein wenig anders, nachdem die *New York Times* berichtet hatte, dass Goldsmith Staatsanwälte und Vollzugsbehörden im ganzen Land unter Druck gesetzt hatte, bestimmte Terrorverdächtige gegen Weitergabe von Informationen freizulassen.

Wie diese beiden Irren, die drauf und dran gewesen waren, in einem Freizeitpark in Florida eine Bombe hochgehen zu lassen, als sie geschnappt wurden. Kaum hatte Goldsmith von deren Festnahme erfahren, nötigte er die höchsten Vertreter der Vollzugsbehörden in Florida, die beiden Männer in Gewahrsam zu halten, bis seine Leute eintrafen. Goldsmiths Experten behaupteten, da käme noch etwas viel Größeres nach, und diese Witzfiguren in Florida wären bereit, als Gegenleistung für zwei Flugtickets in den Jemen alles auszuapludern, was sie wussten. (Die Regierung der Vereinigten Staaten sei sogar für die Ticketkosten aufgekommen, schrieb die *Times*. Die Entrüstung darüber war fast so groß wie das Entsetzen über die Verwüstung, die die beiden beinahe angerichtet hätten.)

Auf diesen Deal führte Goldsmith es zurück, dass Attentate weiterer Unterhosen- oder Schuhbomber vereitelt werden konnten. Sprach's und bestieg ein Flugzeug, das ihn von Paris nach Washington brachte. Doch der Artikel in der *Times* konnte keinen eindeutigen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen herstellen, vielmehr ließ er durchblicken, dass Goldsmith den Wert der Inform-

ationen, die er von den beiden Freizeitpark-Terroristen erhalten hatte, bewusst aufblähte, um deren Heimflug zu rechtfertigen.

Hohn und Spott ergossen sich über Goldsmith. Er trat zurück. Der Justizminister von Florida folgte.

Was die *Times* nicht wusste, war, dass dies nicht der erste Vorfall seiner Art war.

Ein illegaler Einwanderer aus Saudi-Arabien und Al-Qaida-Sympathisant hatte versucht, einen mit Sprengstoff beladenen Ford F-150 in nächster Nähe des Guggenheim-Museums in die Luft zu jagen. Er hatte den Wagen mitten in der Nacht dort geparkt und die Bombe so programmiert, dass sie um neun Uhr morgens explodieren sollte. Doch eine Anwohnerin, die gerade aus dem Fenster sah, wunderte sich, dass der Mann immer wieder etwas auf der Ladefläche des Kleinlasters überprüfte, und verständigte die Polizei. Eine Spezialeinheit kam und entschärfte den Sprengsatz, noch bevor die Bagel-Verkäufer am nächsten Morgen ihre Karren aufgestellt hatten. Der Wagen wurde zu seinem Eigentümer zurückverfolgt, und der Mann wurde verhaftet. Goldsmith war von Anfang an eingeweiht, quetschte den Verdächtigen aus und erfuhr, dass er einen Haufen ähnlich gesinnter Freunde hatte, die er als Gegenleistung für einen Flug nach Hause zu verpfeifen bereit war.

Goldsmith rief Morris an.

Anfangs weigerte Morris sich. Er würde das Schwein anklagen. Erklärte Goldsmith, er habe kein Interesse daran, Geschäfte mit Terroristen zu machen. Goldsmith sagte: »Wissen Sie, Terrorverdächtige sind nicht die Einzigen, über die wir eine Menge Hintergrundinformationen haben, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Es gibt keinen lebenden Politiker, der nicht irgendeine Leiche im Keller hat, von der er hofft, sie möge nie gefunden werden. Morris Sawchuck hätte nur raten können, was Goldsmith gegen ihn in der Hand hatte. Vielleicht wusste er von dem einen oder anderen schmutzigen Trick, dessen Howard sich seinetwillen bedient hatte. Wahlkampfspenden, die ihm nicht durch die offiziellen Kanäle zugeflossen waren. Vielleicht sogar etwas über Bridgets sexuelle Vergangenheit. Oder seine eigene.

Sawchuck ließ sich umstimmen.

Der Attentäter flog nach Hause.

Als die *Times* die Geschichte veröffentlichte, warteten Howard und Morris stündlich auf die nächste Hiobsbotschaft. Die *Times* würde weitergraben und herausfinden, dass Morris den Schwanz eingezogen hatte. Sie sahen schon die Schlagzeilen: »Justizminister von New York lässt Guggenheim-Bomber entkommen.«

Das wäre sein Ende gewesen.

Niemand, der Terroristen freiließ, schaffte es auf den Stuhl des Gouverneurs, geschweige denn ins Weiße Haus. Mit viel Glück hätte Morris vielleicht noch Chancen auf einen Platz im Verwaltungsrat einer Volkshochschule, sollte diese Bombe eines Tages platzen.

Und genau das ist es, was Howard befürchtet: dass Allison Fitch mitangehört hat, als Bridget mit Morris am Telefon über diese Affäre gesprochen hat.

»Herrgott noch mal, Bridget, wie blöd kann man denn sein?« Howard schüttelt den Kopf.

»Er hat nie etwas Bestimmtes erwähnt. Nur ganz allgemein davon gesprochen, dass er sich Sorgen macht und hofft, das alles bald Schnee von gestern ist.«

»Das ist genau der Punkt, Bridget. Wir glauben, das alles *ist* bald Schnee von gestern. Die Chancen stehen sehr gut, dass die Sache bald ausgestanden ist.« Er spricht sehr leise. »Aber nicht, wenn ihr euch am Telefon darüber ausquatscht, während so ein lesbisches Luder alles mithört und euch dann erpresst.«

»Howard, glaub mir, sie blufft. Sie kann nichts gehört haben. Da bin ich mir ganz sicher.«

Er wendet sich ab, entfernt sich zwei Schritte von ihr, dreht sich wieder um und sieht sie an. Er kommt zurück und sagt: »Das mit der Erpressung – aus der Nummer können wir rauskommen. Aber wenn dieses Weib tatsächlich etwas aufgeschnappt hat, dann hat sie was in der Hand, dagegen ist euer Frauenturnen der reinste Kinderkram. Das ist Dynamit. Verstehst du, was das heißt, Bridget? Dynamit. Die hat die Atombombe.«

»Howard, wirklich, ich bin sicher, selbst wenn sie jedes einzelne Wort gehört hat, das ich gesagt habe, sie hat bestimmt nichts –«

»Genug«, sagt er. »Genug.« Er schüttelt den Kopf. Langsam. Nachdenklich. Er zeigt mit dem Finger auf sie und sagt: »Nicht ein Wort zu Morris. Kein Sterbenswörtchen.«

Dann lässt er sie von einer Sekunde auf die andere stehen, geht hinaus auf die Straße und wendet sich Richtung Osten.

Bridget lehnt sich an die Wand, ringt um Fassung. Howard muss sich keine Sorgen machen, dass sie Morris etwas sagt. Ihn fürchtet sie weit mehr als ihren Ehemann.

Neunzehn

Jemand vom FBI war bei mir, Herr Präsident.«

»Ja natürlich, das ist ja auch naheliegend.«

»Haben Sie die geschickt?«

»Das ist das normale Prozedere.«

»Na gut. Sie waren nämlich nicht nett. Sie haben gefragt, ob ich schon mal Ärger hatte.«

»Was haben Sie gesagt?«

»Sie wussten von der Sache mit Mrs. Hitchens. Als ich sie nackt sah. Aber von der anderen Sache wussten sie nichts.«

»Und Sie haben ihnen auch nichts erzählt.«

»Nein. Und ich glaube, die meinten auch was anderes. Ärger, an dem ich schuld war. Aber das, das war nicht meine Schuld. Ich will nicht darüber reden. Dad wollte darüber reden, kurz bevor er gestorben ist. Er wollte, dass *ich* darüber rede. Ich habe das nicht verstanden, denn zuerst durfte ich jahrelang überhaupt nicht darüber reden. Mit niemandem. Und ich hab's auch nicht getan. Nicht einmal Dr. Grigorin weiß Bescheid.«

»Ich weiß.«

»Aber Ihnen kann ich es erzählen.«

»Und Ihrem Bruder? Sollten Sie es ihm erzählen?«

»Nein. Nein, ich glaube nicht.«

Zwanzig

Auf dem Heimweg überkommt es Michael Lambton.

Er kann nach Hause fahren und sich Erleichterung verschaffen – Vera wecken, damit sie sich auf den Rücken dreht –, doch eigentlich steht ihm der Sinn nach etwas anderem. Schließlich gibt es einen Grund zum Feiern. Und wer begnügt sich zum Feiern mit Hausmannskost, die er jeden Tag haben kann?

Ja, heute ist wahrhaftig ein Tag zum Feiern. Er hat es geschafft. Jedenfalls sieht es verdammt danach aus. Die Abstimmung findet kommenden Sonntag statt, und alles sieht danach aus, dass diese Vollidioten zustimmen werden. Es wird knapp werden, doch am Ende werden sie einen Vertrag absegnen, der ihnen eine Nullrunde bringt und eine Zulagenkürzung, dafür aber keine Arbeitsplatzgarantie. Immerhin haben sie noch ihre Arbeitsplätze, und sie wollen bestimmt nicht, dass die nach Mexiko oder China oder Taiwan oder in eins dieser anderen verfluchten Länder verschwinden.

Sie wollen auch in Zukunft Komponenten für die Automobilindustrie herstellen – Türverkleidungen und Armaturenbreter und Lenksäuleneinheiten – und sie an GM, Toyota, Honda und Ford liefern, nicht nur hier in den guten alten Staaten, sondern auf der ganzen Welt. Seit Jahren sehen sie nun schon, was in diesem Land los ist, wo die Arbeitsplätze hinwandern. Und wenn diese Arbeitsplätze einmal das Land verlassen haben, werden sie je wieder zurückkommen? Einen Scheiß werden sie.

Das ist, was Lambton ihnen bei der Präsentation des Angebots der Werksleitung erzählt. Er nennt es »hundserbärmlich«. Er nennt es eine »Affenschande«. Er nennt es einen »Schlag in die Magengrube jedes Mannes und jeder Frau, die sich tagein, tagaus den Arsch für dieses Werk aufreißen«.

Er sagt es, wie es ist. Er nennt die Dinge beim Namen. Und er nennt es auch »unsere größte Hoffnung, unsere Jobs zu behalten«.

»Machen wir uns doch nichts vor, Leute. Diese Hurensöhne können den Laden dicht- und in Arschwisch, Südkorea, wieder aufmachen, bevor ihr von der Abendschicht zu Hause seid, euer erstes Bierchen gezischt und die Glotze angemacht habt. Will ich diesen Vertrag? Ich finde diesen Vertrag zum *Kotzen*. Und trotzdem stehe ich als euer Gewerkschaftsvertreter heute Abend hier und sage euch, dass ich am Sonntag für diesen Wisch stimmen werde. Und wisst ihr, warum? Weil ich Realist bin. Weil ich Mäuler zu stopfen habe, genau wie ihr. Weil ich eine Hypothek

abzuzahlen habe, genau wie ihr. Weil ich schulpflichtige Kinder habe, genau wie ihr. Weil es Menschen gibt, die auf mich angewiesen sind, jeden Tag, den Gott werden lässt. Genau wie ihr.«

Unmutsbekundungen werden laut im Gewerkschaftssaal, doch weniger heftig als Lambton befürchtet hat. Es gab Zeiten, da hätten sie mit Stühlen nach ihm geworfen. Doch das war damals, als noch Pontiacs und Oldsmobiles gebaut wurden. Bevor Hummer und Saturn verscherbelt wurden. Bevor Chrysler beinahe den Bach hinuntergegangen wäre. Heute ist heute. Und heute sind die Karten völlig neu gemischt. Auch wenn die Zeichen sich mehren, dass es wieder aufwärtsgeht, dass die großen Automobilhersteller auch in absehbarer Zeit noch Teile bei diesem speziellen Zulieferer kaufen werden – die Leute sind noch immer nervös. Sie wollen diesen Aufschwung nicht gefährden. Sie wollen ihre Häuser behalten.

Tief in ihrem Inneren wissen sie, dass Michael Lambton recht hat. Sie hören nicht gerne, was er ihnen zu sagen hat, aber sie kennen ihn als einen, der sich nicht verarschen lässt. Sie wissen, Michael Lambton lässt sie nicht im Regen stehen. Sie wissen, Michael Lambton ist eine ehrliche Haut.

Einen Scheißdreck wissen sie.

Schon vor Wochen hat die Werksleitung ihn zu einer kleinen Plauderrunde geholt. Drei Bosse auf der einen Seite eines langen Mahagonitischen, Lambton auf der anderen.

Sie schieben ihm ein paar Papiere über den Tisch, und der Direktor sagt: »Sie werden Ihren Leuten unser Angebot verkaufen. Sie können es nach Herzenslust schlechtreden. Sie können ihnen erzählen, dass sie was Besseres verdient haben. Sie können ihnen erzählen, die Firma zwingt sie, Scheiße zu fressen, beim Schlucken zu lächeln und zu sagen: ›Kann ich noch etwas haben, Sir?‹ Aber letzten Endes werden Sie ihnen dieses Angebot verkaufen, denn es ist das beste, das sie bei dem gegenwärtigen Klima bekommen werden. Sagen Sie ihnen, wenn es ihnen lieber ist, dass irgendein Juan oder Felipe oder Huang Lang Li diese Teile fertigt, dann sollen sie ruhig für Nein stimmen. Aber wenn sie ihre Jobs behalten wollen, dann stimmen sie diesem Vertrag zu.«

Seelenruhig schiebt Michael Lambton seinen Stuhl zurück, steht auf, öffnet den Reißverschluss seiner Jeans und lässt eine Urinfontäne auf die Platte des Mahagonitischen sprudeln, bis der Vertrag völlig durchweicht ist.

Die Arbeitgeberseite rückt ihre Stühle ein wenig zurück, als die Lache sich ausbreitet.

Lambton stopft seinen Penis zurück in die Hose, zieht den Reißverschluss hoch und sagt: »Das ist meine Meinung zu diesem Angebot. Die Wirtschaft kommt wieder in Fahrt. GM hat ein gutes Jahr. Chrysler genauso. Die Rettungsmaßnah-

men haben gegriffen. Ihr macht Gewinne und könnt es euch leisten, meinen Leuten auch in Zukunft anständige Löhne zu zahlen. Kürzungen könnt ihr euch abschminken.« Er lächelt. »War's das?«

Der Direktor wendet sich an den neben ihm Sitzenden. »Holen Sie Papiertücher und wischen Sie das auf.«

Der Mann kann kaum fassen, was ihm da zugemutet wird, doch er gehorcht. Als die Schweinerei vom Tisch ist, stellt der Direktor eine Ledertasche darauf.

»Eine halbe Million«, sagt er. »Sie können nachzählen, wenn Sie wollen. Sie müssen nur dafür sorgen, dass Ihre Leute für den Vertrag stimmen.«

Lambton überdenkt einen Augenblick seine Verhandlungstaktik. »Das ändert natürlich einiges.«

Es wäre nicht das erste Mal, dass er sich seine schmutzigen Hände vergolden lässt. Michael Lambton ist ein Pragmatiker.

»Eine Hälfte jetzt, die andere nach der Abstimmung, vorausgesetzt, sie zeitigt das gewünschte Ergebnis«, sagt der Direktor.

Jetzt, nach der Gewerkschaftsversammlung, ist er sich sicher, dass er auch die zweite Viertelmillion bekommt. Nur noch ein paar Tage, dann werden die letzten Mitglieder ihre Stimmzettel abgeben. Michael Lambton ist schon lange im Geschäft und hat schon viele Reden gehalten. Und er hat ein Gespür für Stimmungen. Die Abstimmungen, die er bisher erlebt hat, gingen immer so aus, wie er es erwartet hatte.

Sie werden das Angebot annehmen. Sie werden sich die Nase zuhalten, aber sie werden es annehmen.

Jetzt, auf der Heimfahrt von der Versammlung, in seinem luxuriösen Geländewagen mit dem elektrisch verstellbaren, beheizbaren, üppig gepolsterten Fahrersitz, wird bei dem Gedanken an das Geld, das auf ihn wartet, aus seinem träumenden kleinen Prinzen ein strammer Riese.

Einen Augenblick denkt er daran, eine Bar anzufahren und dort sein Glück zu versuchen. Doch da wäre er völlig dem Zufall ausgeliefert, und es könnte darauf hinauslaufen, dass er dafür bezahlen musste. Nicht, dass er es sich nicht leisten könnte, doch er hält das für unter seiner Würde. Schließlich sah er nicht schlecht aus. Vielleicht ein bisschen füllig um die Leibesmitte, aber auch Tony Soprano war gut gepolstert, und der kriegte auch jede rum, wenn ihm danach war.

Er fährt auf der Schnellstraße dahin. Alle zehn Sekunden schalten sich die Wischer ein, um die Tropfen des leichten Nieselregens von der Windschutzscheibe zu entfernen. Da sieht er etwa hundert Meter vor sich einen Wagen am Straßenrand stehen.

Irgendein Japaner mit offener Heckklappe. Nach Lambtons Lesart sind nicht zuletzt die Japsen schuld, dass er das Geld genommen, seine Prinzipien verraten hat. Schließlich waren sie es, die der nordamerikanischen Automobilindustrie beinahe den Garaus gemacht hätten. Und die Deutschen. Zwei ehemalige Feinde, die endlich Gelegenheit hatten, sich zu rächen. Wenn Lambton jetzt das Geld genommen hat, damit seine Leute ihre Arbeit behalten können, dann waren es die Japsen und die Krauts, die ihn dazu gezwungen hatten. Wenn man es nämlich recht bedachte –

Hoppla, was ist das denn?

So eine Püppi, die sich damit abplagt, einen Reservereifen aus dem Kofferraum zu hieven. Er sieht sie nur von hinten, doch was er sieht, gefällt ihm. Schulterlanges blondes Haar, schwarze Jacke, Jeans, Lederstiefel bis über die Knie hinauf. Schlank. Könnte für Lambtons Geschmack ein bisschen mehr Fleisch auf den Knochen haben, aber nicht übel.

Sie hat die Abdeckplatte im Kofferraum hochgeklappt und den Reifen schon halb draußen.

Er nimmt den Fuß vom Gas, begutachtet sie im Vorüberfahren durch das beschlagene Beifahrerfenster. Sie schaut zu ihm herüber, und er sieht, dass sie wahrscheinlich Ende dreißig ist. Hübsches Gesicht.

Stehen bleiben und helfen oder nicht?

Er muss nicht lange nachdenken. Er fährt direkt vor ihrem Wagen an den Straßenrand, schaltet den Motor aus und zieht den Schlüssel ab. Er hat die Hand schon am Türgriff, da klingelt sein Handy.

»Scheiße.«

Er greift in die Jackentasche, wirft einen Blick auf die Nummer. Niemand, den er kennt. Doch es gibt viele Leute, die Michael Lambton anrufen, manche benutzen auch jedes Mal ein anderes Telefon. Sind kaum zurückzuverfolgen. Er weiß, wie wichtig das sein kann.

Doch er will jetzt mit niemandem reden. Er muss einer Jungfer in Nöten beistehen. Er steckt das Handy wieder ein.

Kein anderer Wagen ist auf diesem Straßenabschnitt unterwegs, weder in die eine noch in die andere Richtung. *Nicht viel Verkehr hier draußen*, denkt Lambton. Wenn hier jemandem etwas zustieß, kein Mensch würde es mitkriegen.

Nicht mal dran denken, sagt er sich. Und dann: *Gut, aber nur eine Minute.*

Er zieht sich die lange Jacke vor der Brust zusammen und knöpft sie zu. Nicht nur, um sich vor dem Regen zu schützen. Er will die Kleine nicht gleich vom Start weg mit der frontalen Ausbeulung in seiner Hose vergraulen.

»Panne?«, ruft er.

Was ihm vorschwebt, ist Folgendes: Er hilft ihr, den Reifen zu wechseln, lädt sie danach auf einen Kaffee ein. Inzwischen ist er völlig durchnässt. Er tut ihr leid, sie ist ihm was schuldig. Es wird ihr schwerfallen, ihm einen Korb zu geben. Vielleicht lädt sie ihn sogar zu sich nach Hause ein. Zum Trocknen.

Die Frau späht hinter ihrem Wagen hervor.

»Mensch, vielen Dank, dass Sie angehalten haben!«, sagt sie. »Ich muss über einen Nagel oder so was gefahren sein!«

»Haben Sie schon den Pannendienst angerufen?«, fragt er in der Hoffnung, dass sie verneint. Was er jetzt nicht braucht, ist ein Pannenhelfer, der ihm die Tour vermasselt.

»Ich könnte mich wirklich ohrfeigen. Ständig hab ich diese Werbung in der Post, dass ich Mitglied werden soll. Und ich schmeiß das Zeug immer weg. Echt beschuert, was?«

Er steht jetzt hinter dem Wagen und kann sie sich richtig ansehen. Eins fünfundsechzig, sechzig vielleicht fünfundsechzig Kilo, hohe Wangenknochen. Kleine Möpfe, aber man kann schließlich nicht alles haben. Sieht irgendwie europäisch aus. Lange Beine. Ihre enganliegenden Jeans stecken in den Stiefeln. Lederhandschuhe. Hat was Athletisches. Wie sie sich bewegt.

»Sie sollten wirklich Mitglied werden«, sagt er und sorgt sich gleich darauf, sie könnte ihn auffordern, anzurufen und seine eigene Mitgliedsnummer anzugeben. Er ist keinen Meter mehr von ihr entfernt. Will ihr nicht zu nahe kommen, sie nicht erschrecken. Sie ist auf der Hut. Nach dem Motto: *Ich bin ja froh, dass du angehalten hast, aber bitte bleib mir vom Leib!*

»Da hab ich ja wirklich Glück gehabt, dass Sie angehalten haben«, sagt sie.

»Wie heißen Sie denn?«

»Nicole.«

»Ich heiße Frank«, sagt er. Warum seinen richtigen Namen nennen. Das hier ist bestimmt nicht der Anfang einer langen Beziehung.

»Wollen Sie sich in meinen Wagen setzen, während ich das hier erledige?«

»Schon in Ordnung«, sagt Nicole.

Sein Handy klingelt wieder, doch er ignoriert es erneut.

»Kann ich irgendetwas tun?«, fragt Nicole. »Die Taschenlampe halten oder so?«

»Haben Sie eine? Ich hab eine im Handschuhfach.«

Sie holt ihr Handy aus der Innentasche ihrer Jacke. Michael findet das interessant, denn Frauen haben ihre Handys meistens in der Handtasche. »Ich hab da diese App, damit kann man das Handy als Taschenlampe benutzen.«

»Das wird doch ganz nass«, sagt er. Er hat den Reifen jetzt gepackt und hievt ihn über die Stoßstange, bereit, ihn gleich auf den Boden fallen zu lassen.

»Welcher Reifen ist denn überhaupt platt?« In diesem Moment wird ihm klar, was ihm bis jetzt nicht aufgefallen ist. Der Wagen hat weder Schlagseite, noch hängt eine der Ecken tiefer als die anderen.

»Der vordere auf der Beifahrerseite«, sagt Nicole.

Er späht um die Ecke nach vorne. Nicole bückt sich, als wolle sie einen ihrer extrahohen Stiefel hochziehen.

»Nicole, der Reifen schaut mir nicht –«

Blitzschnell und geräuschlos bohrt sich der Eispick in seine Seite. Ein Gefühl von Hitze direkt oberhalb der rechten Hüfte. In der Sekunde, die er braucht, um den Schmerz wahrzunehmen, hat Nicole den Eispick bereits wieder herausgezogen und ihm das glänzende rote Ding ein weiteres Mal in den Leib gestoßen, diesmal weiter oben, zwischen den Rippen.

Noch einmal zieht sie es heraus, noch einmal sticht sie zu.

Mit aller Kraft.

Michael Lambton ächzt und fällt auf den nassen Kies. Er will etwas sagen, doch das Einzige, was zwischen seinen Lippen hervorkommt, ist Blut.

Nicole kniet sich neben ihn und sagt: »Deine Leute lassen dir ausrichten, sie wissen, dass du sie verkauft hast. Sie wissen von deinem Verrat. Sie wissen, dass du sie beschissen hast.«

Und dann, um auf Nummer sicher zu gehen, rammt sie ihm den Eispick ein viertes Mal in den Körper. Diesmal ins Herz.

Sie steht auf und hebt ihr Gesicht dem Regen entgegen. Gut fühlt sich das an. Reinigend.

Sie rollt Michael Lambton in den Straßengraben und legt den Reservereifen zurück in die Vertiefung unter der Kofferraumabdeckung. Sie sitzt bereits wieder hinter dem Steuer und fährt auf dem schwarzen Asphalt dahin, als ihr eigenes Handy klingelt.

»Ja.«

»Ich bin's.« Kein Hallo, kein Name. Aber sie erkennt die Stimme des Mannes. Es ist Lewis.

»Hey«, sagt sie.

»Ich rufe an, weil ich wissen will, ob du einen Auftrag übernehmen kannst. Ich meine, du arbeitest ja nicht mehr ausschließlich für Victor.«

»Bin ziemlich ausgebucht im Moment«, sagt sie.

»Ich hätte da vielleicht was für dich.«

»Ich bin schon über der Grenze. Brauch eine Pause.«

»Aber falls ich was für dich hätte, könntest du das übernehmen? Es würde sich lohnen.«

»Was meinst du mit ›falls‹?«

»Ich muss erst mit meinem Boss darüber reden. Schätze, er wird einverstanden sein. Ich werde es sehr bald wissen.«

Sie überlegt. Sie braucht wirklich eine Auszeit. Aber sie lehnt auch nur ungern einen Auftrag ab.

»Was für ein Auftrag?«

»Eine Kellnerin in einer Bar«, sagt er. »Ein Kinderspiel.«

»Klingt nicht so, als muss unbedingt ich das machen.«

»Wir brauchen jemand von außerhalb.«

»Sag mir Bescheid, wenn du mit deinem Boss geredet hast.«

Sie legt auf.

Es ist seine Stimme. Irgendetwas daran erinnert sie an ihren Vater, auch wenn sie schon jahrelang nicht mehr mit ihm gesprochen hat. Dieser elende Mistkerl.

Aber aus ihrem Kopf lässt er sich nicht vertreiben, der gute alte Dad.

Noch heute hört sie, wie er sagt: »Himmelherrgott, *Silber*? Wir haben den ganzen weiten Weg nach Australien zurückgelegt, damit du *Silber* gewinnst? Weißt du, was die Leute sagen? Wenn du bei den Olympischen Spielen Bronze gewinnst, dann freust du dich, dass du überhaupt eine Medaille nach Hause bringst. Aber wenn du eine silberne gewinnst, wenn du die goldene nur um Haaresbreite verpasst, dann nagt das dein Leben lang an dir. Das ist, als wärst du der zweite Mensch, der den Mond betreten hat. Wer kennt den heute noch?«

Sie erinnert sich noch genau an die Ohrfeige, die sie sich mit ihrer Antwort einhandelte: »Buzz Aldrin.«

Einundzwanzig

Am nächsten Morgen war alles, als wenn nichts geschehen wäre.

Thomas kam zum Frühstück herunter wie an jedem anderen Tag. Ich hatte noch immer ein schlechtes Gewissen wegen dem, was ich nach dem Besuch der FBI-Agenten getan hatte, aber Thomas tat, was er auch sonst tat: Er blieb in seinem Zimmer und bereiste die Welt.

So vieles an ihm war mir ein Rätsel. Wie gern hätte ich gewusst, was in seinem Kopf vorging. Schon als wir noch Kinder waren, war er für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Er lebte in einer Blase, die es mir unmöglich machte, zu ihm durchzudringen, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Ich hatte mich immer gefragt, warum er und nicht ich? Warum war er derjenige, der von dieser psychischen Störung – wie hieß das noch? – affiziert war, und nicht ich? War das gerecht? Hat Gott auf meine Eltern heruntergeschaut und gedacht: »Ich geb ihnen einen mit einem gesunden Kopf auf den Schultern, und mit dem anderen – mit dem amüsier ich mich ein bisschen.«

An Theorien darüber, warum Thomas schizophran war, gab es keinen Mangel. Als wir Kinder waren, musste elterliche – oder genauer gesagt: mütterliche – Vernachlässigung als Erklärung herhalten, was bei unserer Mutter auf äußerst geringe Resonanz stieß. Sie war nämlich eine geduldige, liebevolle Frau, die mit ihrer Fürsorge und Zuwendung die Auswirkungen einer seelischen Störung eher gemildert als verschlimmert hätte. Im Lauf der Zeit folgte eine Theorie der nächsten. Es war genetisch. Umweltbedingt. Ein chemisches Ungleichgewicht im Gehirn. Stress. Ein Kindheitstrauma. Konservierte Lebensmittel. Eine Kombination aller Faktoren.

Oder vielleicht etwas völlig anderes.

Der langen Rede kurzer Sinn: Niemand hatte auch nur die leiseste Ahnung. Ich konnte ebenso wenig erklären, warum Thomas war, wie er war, wie ich erklären konnte, warum ich war, wie ich war. Thomas war zwar in manchem ein wenig eingeschränkt, gleichzeitig aber unglaublich begabt. Seine Fähigkeit, sich an alles zu erinnern, was er einmal auf Whirl360 gesehen hat, überstieg mein Fassungsvermögen. Auf meine Frage, ob er ohne diese sogenannte Begabung glücklicher wäre, kam sofort die Retourkutsche: Wäre ich glücklicher ohne meine künstlerische Begabung? Was ich für seinen Fluch hielt, darin sah er sein Talent. Das unterschied ihn

von anderen. Das erfüllte ihn mit Stolz. Seine Manie war die Quelle seiner Freude. Und wenn man es recht bedachte, galt das nicht für alle begabten Menschen?

Ich wusste es nicht.

Was ich wusste, war, dass meine Eltern alles taten, um Thomas zu helfen, und dass sie ihn bedingungslos liebten. Sie brachten ihn zu den verschiedensten Ärzten und Spezialisten. Sie sprachen mit all seinen Lehrern. Sie waren in ständiger Sorge um ihn. Ich als der ältere Bruder wurde oft mit einbezogen. Einmal – ich glaube, damals war ich fünfzehn – war Thomas stundenlang unauffindbar. Er fuhr oft mit dem Fahrrad kreuz und quer durch Promise Falls, kartographierte alles minutiös. Wenn er heimkam, war sein Notizbuch voller Straßenpläne, sogar Stoppschilder und Hydranten waren detailgetreu eingezeichnet.

An dem bewussten Tag war Thomas zum Abendessen nicht nach Hause gekommen. Das sah ihm gar nicht ähnlich.

»Geh und schau, ob du ihn findest«, sagte Mom.

Ich schwang mich auf mein eigenes Rad und fuhr in die Innenstadt. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dort würde ich ihn finden. Das komplizierte Gewirr der Straßen und Gassen im Zentrum war für jemanden mit Thomas' Interessen von größtem Unterhaltungswert. Ich fand ihn nicht.

Aber ich fand sein Fahrrad.

Es stand halb versteckt in einer Seitengasse der Saratoga Street, zwischen einem Herrenfriseur und der Promise Falls Bakery, die die besten Zitronentörtchen des Universums machte. Ich dachte, Thomas sei vielleicht hineingegangen, um sich eines zu kaufen, doch die Verkäuferin hatte ihn nicht gesehen.

Ich lief die ganze Straße ab, fragte in jedem Büro, in jedem Laden nach, ob jemand meinen Bruder gesehen hatte. Vor einem Schuhgeschäft überwand ich schließlich meine Angst aufzufallen und rief ganz laut: »Thomas!«

Als ich zu der Stelle zurückkam, an der ich sein Fahrrad gefunden hatte, war es verschwunden.

Wütend radelte ich nach Hause, wo ich zehn Minuten nach ihm ankam. An diesem Abend war Thomas besonders schlecht drauf. Während des Essens sagte er kein einziges Wort. Aber später hörte ich ihn im Keller mit unserem Vater streiten, oder, genauer gesagt, ich hörte meinen Vater mit ihm schimpfen. Ich nahm an, er bekam einen Rüffel, weil er so spät nach Hause gekommen war. Doch als ich ihn später danach fragte, sagte er, da sei nichts gewesen.

Was er an diesem Tag getrieben hatte, kam nie wieder zur Sprache. Ich saß am Küchentisch, dachte über alles Mögliche nach und sah Thomas zu, wie er seine Frühstücksflocken aß. »Weißt du was«, sagte ich. »Statt Abendessen machen habe ich eine andere Aufgabe für dich.«

Er sah von seiner Schale auf. »Was denn?« Er klang beunruhigt.

»Das Haus. Hier muss sauber gemacht werden.«

Er ließ seinen Blick durch die Küche und das Wohnzimmer schweifen, so weit er es von hier aus sehen konnte. »Sieht doch alles ganz ordentlich aus.«

»Staubsaugen ist auch fällig. Hier wird jede Menge Dreck hereingetragen. Ich putze die Bäder, du saugst Staub.«

»Dad hat immer sauber gemacht«, sagte er. Ich sagte nichts. »Er hat's halt immer gemacht«, fuhr Thomas fort. »Ich hab den Staubsauger noch nie benutzt.«

»Stimmst du mir zu, dass das Haus geputzt werden muss?«, fragte ich ihn.

Er zögert mit der Antwort. »Schon«, sagte er schließlich.

»Und wenn Dad nicht mehr da ist, was meinst du, wie wir dieses Problem lösen sollen? Jetzt wohnen wir beide hier, im Moment zumindest, und ich möchte, dass du dich an der Problemlösung beteiligst.«

Er überlegte. »Aber jetzt könntest du das doch machen.«

»Ich erledige schon die Einkäufe. Und bis jetzt habe immer ich mich ums Essen gekümmert. Und war beim Anwalt. Und, Thomas, ich hab auch noch einen Beruf. Ich muss entweder auf einen Sprung nach Burlington –«

Er war drauf und dran, es zu sagen, doch ich hob warnend den Zeigefinger, und er ließ es sein.

»Ich muss entweder auf einen Sprung nach Burlington, oder ich muss von hier arbeiten. Auf jeden Fall hab ich zu tun.«

»Ich auch« sagte er.

»Das stimmt. Ich dachte, wenn ich meine Arbeitszeit drangeben muss, um alles Mögliche zu erledigen, dann ist es nur gerecht, dass du das auch tust.«

Thomas sah sich nervös und ängstlich um. »Ich weiß gar nicht, wo der Staubsauger ist.«

Ich zeigte auf den Schrank neben der Hintertür. »Da drin ist er.«

»Wann wolltest du denn, dass ich das für dich tu?«, fragte er.

»Damit wir uns recht verstehen, Thomas. Du tust das nicht für *mich*. Hier geht's um Hausarbeit. Die wird gemeinsam erledigt. Jeder trägt seinen Teil bei. Jeder tut das für den anderen und für sich selbst. Verstehst du, worauf ich hinauswill?«

»Ja. Ich glaube schon. Also, wann soll ich das tun?«

Ich hob die Hände. »Wir wär's mit jetzt gleich? Wenn du's hinter dich bringst, hast du den Rest des Tages frei. Mehr verlange ich heute nicht von dir.«

»Wie viele Zimmer muss ich saugen?«

»Alle.«

»Auch den Keller?«

»Na gut, der Keller muss nicht sein.«

»Und die Treppe?«

»Die schon.« Seine Schultern spürten bereits die Last der übertragenen Aufgabe und sackten herunter. »Hol den Staubsauger aus dem Schrank, ich zeig dir das Nötigste.«

Er schob seinen Stuhl zurück, schlurfte zum Schrank und zerrte das Gerät heraus, anmutig und routiniert wie ein Yak beim Schwingen eines Golfschlägers.

»Wie macht man den an?«, fragte er. »Das Kabel kommt gerade mal ein paar Zentimeter raus. Das reicht nicht bis zur Wand.«

»Steig auf den Fußschalter da – nein, den rechts daneben –, dann kannst du's rausziehen. Zieh, bis es nicht mehr geht.« Ich stand auf. »Jetzt zeig ich dir ein paar Handgriffe.«

Ich gab ihm eine kurze Einweisung. Wie man den Staubsauger ein- und ausschaltete, wann die Elektrobürste zugeschaltet wurde und wozu die verschiedenen Aufsätze dienten. »Der ist für Teppiche«, sagte ich, »und der ist für glatte Böden.«

»Und für Fliesen?«, fragte er.

»Derselbe wie für glatte Böden. Schieb ihn einfach über den Boden. Da ist gar nichts dabei.«

Hätte mich jemand ins Cockpit des Space Shuttle gesetzt, hätte ich wahrscheinlich genauso dreingesehen wie Thomas jetzt. Auf mein Drängen drückte er auf den Schalter, und dröhnend erwachte der Staubsauger zum Leben. »Ich hab Post zu erledigen und anderen Kram«, brüllte ich. »Ich überlass dich jetzt deinem Schicksal.«

Ich war so überstürzt nach Promise Falls abgereist, dass ich mein Laptop nicht eingepackt hatte. Also benutzte ich die E-Mail-Funktion meines Handys und musste jede Nachricht, die aus mehr als ein paar Worten bestand, mühsam über die Handy-Tastatur eingeben. Außerdem waren ein paar Rechnungen zu bezahlen, was ich ebenfalls online tun konnte.

Dad hatte ein Laptop. Es war schon sein zweites. »Das hier ist leichter und schneller«, hatte er mir vor ein paar Monaten geschrieben. Er hatte angefangen, Zeitungen online zu lesen, kaufte aber trotzdem jeden Tag die Druckausgabe, angeblich wegen des örtlichen Anzeigenteils, doch eigentlich ging es ihm um das Ritual des sich ins Auto Setzens und in die Stadt Fahrens, um dort eine im Laden zu kaufen. Das war sein tägliches Morgenabenteuer. Er kaufte sich auch stets einen Kaffee, und war dennoch rechtzeitig wieder zu Hause, um Thomas sein Frühstück zu machen.

Das Laptop stand in der Küche. Ich nahm es mit hinaus auf die Veranda. Dort hatte ich auch Internetempfang, konnte aber dem Staubsaugerlärm entfliehen. Auf dem Weg hinaus, bekam ich einen Eindruck von Thomas' Arbeitsmethode. Mit

gebeugtem Rücken, als sei er tatsächlich auf der Pirsch nach dem Staub, den er zu saugen hatte, wanderte er auf und ab. Allem Anschein nach glaubte er, die Elektrobürste müsse ein paar Sekunden auf jedem Stück Teppich verharren, um ihre Arbeit zu tun. Bei diesem Tempo würde er es nicht vor Mittag bis nach oben in sein Zimmer schaffen.

Ich setzte mich in einen der Korbsessel, klappte den Computer auf und drückte auf den Schalter. Ein Pullover wäre hier draußen nicht schlecht gewesen, doch um jetzt noch mal aufzustehen, hineinzugehen und einen zu suchen, dazu war es wieder nicht kalt genug.

Ich gab das Passwort für mein E-Mail-Programm ein. Junk, ein paar Nachrichten von Jeremy Chandler, eine von einem Redakteur der *Washington Post*, voll des Lobes über meine letzte Illustration, die den Kongress als einen Sandkasten voller Kinder darstellte.

Von drinnen kam ein Geräusch, als hätte der Staubsauger gerade ein Eichhörnchen verschluckt. Offensichtlich hatte Thomas gerade die Teppichfransen erwischt. Er würde schon zurechtkommen.

Ich klickte die Website des *Promise Fall Standard* an. Ich fand zwar nicht direkt Julies E-Mail-Adresse, aber unter »Kontakt« las ich, dass man jeden Mitarbeiter erreichen konnte, indem man den Anfangsbuchstaben seines Vornamens sowie den Nachnamen und dann @pfstandard.com eintippte.

Ich schrieb:

Danke fürs Bier und dass du dir Zeit zum Reden genommen hast. Hab mich gefreut, dich wiederzusehen. Wie gesagt, wenn du mal in der Nähe bist, komm doch rein und sag Thomas hallo.

Und klickte auf »Senden«.

Seit unserem Treffen im Grundy's hatte ich immer wieder an sie gedacht, und ich hoffte, sie würde mich beim Wort nehmen und uns besuchen. Viel Zeit hatten wir zwar nicht gehabt, aber für mich genug, um festzustellen, dass ich mich gut mit ihr unterhalten konnte. Bei ihr musste man nicht um den heißen Brei herumreden. Und im Moment hatte ich kaum Gelegenheit, überhaupt mit jemandem zu sprechen. Mit Thomas konnte ich nicht reden. Er war ohnehin nur daran interessiert, so schnell wie möglich zu seinem Whirl360 zurückzukehren. Für ihn war es wichtiger, der CIA bei der Bewältigung einer nicht existierenden globalen Katastrophe zu helfen, als mit mir gemeinsam zu überlegen, wie es mit dem Haus und mit ihm weitergehen sollte.

Seufzend öffnete ich Safari. Ich wollte mir das Wohnheim ansehen, das nach Laura Grigorins Meinung eventuell für Thomas in Frage käme. Ich gab ein paar Stichwörter ins Suchfeld von Google ein.

Schon bei den ersten Buchstaben erschien eine Liste früherer Suchbegriffe auf dem Bildschirm. Es mussten die letzten sein, die mein Vater aufgerufen hatte, bevor er starb.

Die Liste war kurz. Sie bestand aus drei Wörtern:

Smartphones

Depression

Kinderprostitution

Ich konnte den Blick nicht davon losreißen. Hatte das Gefühl, der Boden unter meinen Füßen werde sich gleich öffnen und mich verschlingen.

Die Tür ging auf. »Ich glaube, der Staubsauger ist kaputt«, sagte Thomas.

Zweiundzwanzig

Howard Talliman sitzt auf einer Bank im Central Park, zwischen der Arsenal Street und der 35. Straße. Er wartet auf Lewis Blocker.

Howard hat den ehemaligen New Yorker Polizisten schon vor Jahren engagiert. Anfangs arbeitete Lewis nur gelegentlich freiberuflich für ihn und hatte deshalb nicht immer Zeit, wenn Howard ihn brauchte. Das war diesem bald zu wenig. Also zahlte er Lewis ein Gehalt, das Doppelte von dem, was er als Polizist verdient hatte, und stellte damit sicher, dass Lewis' spezielle Fähigkeiten ihm zur Verfügung standen, wann immer er ihrer bedurfte.

Im Augenblick braucht Howard Lewis dringender als je zuvor. Eine Krise wie diese hat er noch nie zu bewältigen gehabt.

Howard blickt Richtung Süden und sieht Lewis kommen. Der Polizist ist gut eins achtzig groß, und hätte er noch Haare auf dem Kopf, brächte er es wahrscheinlich auf eins fünfundachtzig. Feister Nacken, breite Schultern, Bauch ein wenig wabbelig. Doch das ist nur die Polsterung über dem Sixpack, Howard weiß das genau. Er könnte ihm mit ganzer Kraft in den Bauch boxen, Lewis würde nicht mit der Wimper zucken, doch er, Howard, stünde mit einem gebrochenen Handgelenk da. Der Ex-Polizist hat kleine Augen und einen durchdringenden Blick. Seine Nase ist leicht nach links gebogen. Sie wurde ihm schon vor Jahren gebrochen, eine Operation hatte er nicht für nötig befunden. Die Leute sollten gleich sehen, dass er eingesteckt und überlebt hatte, und dass es ihm nichts ausmachte, vielleicht wieder einstecken zu müssen.

Lewis Blocker nickt Howard zu und setzt sich neben ihn.

»Und?«, fragte Howard.

»Du könntest ihr die hundert Riesen geben«, sagt Lewis, »aber damit wärest du dein Problem nicht los.«

»Erzähl.«

»Ich hab mich umgehört.« Howard muss Lewis nicht erst fragen, ob er diskret war. Dafür wird der Mann bezahlt. Lewis weiß, wie man an Informationen kommt, ohne auf sich aufmerksam zu machen.

»Allison Fitch bleibt Geld schuldig. Sie stellt ungedeckte Schecks aus. Sie leiht sich Geld und zahlt es nicht zurück. Sie zahlt schon seit längerem ihren Anteil an der Miete nicht, und ihre Hausgenossin würde sie am liebsten umbringen. Wenn sie

mal bei Kasse ist, dann zahlt sie nicht ihre Schulden zurück, sondern verjubelt alles wieder.«

»Aha.«

»Ich glaube, wenn du ihr das Geld gibst, dann schnappt sie über. Es wird ihr schneller durch die Finger rinnen als einer Gans die Scheiße aus dem Hintern. Wenn du mich fragst, die hunderttausend werden sie in null Komma nix noch tiefer hineinreiten. Sie wird sich eine eigene Wohnung nehmen, einen teuren Wagen anschaffen, ein Kundenkonto bei Bloomie's eröffnen.«

Howard nickt nachdenklich. »Und dann steht sie wieder auf der Matte.«

»Gar keine Frage. Und wie sie mit Geld um sich schmeißt, wird Interesse erregen. Großes Interesse. Man wird sich fragen, wie sie zu diesem Vermögen gekommen ist. Es gibt Leute, die zapfen dich an und hängen's nicht an die große Glocke. Verstecken es, legen es für schlechte Zeiten auf die hohe Kante, solche Sachen. Aber diese Leute sind in der Minderheit. Wenn dir einer unterkommt, der vernünftig mit Geld umgehen kann, dann ist das normalerweise kein Erpresser. Du verstehst, was ich meine?«

»Nur zu gut«, sagt Howard. »Was wäre denn, wenn wir ihr – wie komme ich eigentlich auf diese Schnapsidee? – gleich mehr in die Hand drücken, aber klarmachen, dass es auf keinen Fall einen Nachschlag gibt? Unter keinen Umständen?«

Lewis sieht ihn missbilligend an.

»Ist ja gut. Vergiss es. Vielleicht könnten wir ihr die hunderttausend geben, aber du nimmst sie dir zur Brust. Du kannst sehr überzeugend sein. Heiz ihr so richtig ein. Dass sie kapiert, sie tut sich absolut keinen Gefallen, wenn sie mit Geld um sich wirft, Aufsehen erregt oder neue Forderungen stellt.«

»Dazu noch ein bisschen Schmerztherapie.«

Howard kann dem Ex-Polizisten nicht in die Augen sehen. Er beobachtet eine Filipina, die drei kleine, in Burberry gehüllte Kinder Richtung Zoo scheucht. Offensichtlich eine Nanny von der Upper East Side mit ihren Schützlingen.

»Das ist deine Sache«, sagt Howard. »Du bist der Fachmann.«

»Genau«, antwortet Lewis. »Deshalb solltest du dir anhören, was meiner Meinung das Richtige wäre. Dein zweites Problem haben wir nämlich noch nicht mal gestreift.«

Howard sieht ihn an. »Was sie vielleicht weiß?«

Lewis nickt.

»Ich habe mit Bridget gesprochen. Sie hält es für *möglich*, dass die Fitch das eine oder andere Telefonat mit Morris belauscht hat. Und *möglicherweise* haben sie dabei über sein Problem geredet.«

»Aber sicher ist sie sich nicht.«

Howard schüttelt den Kopf. »Nein.«

»Aber so was sollte man nicht dem Zufall überlassen.«

Howard reibt sich die Hände. »Vielleicht könntest du ja ein bisschen mit ihr plaudern und herausfinden, was sie wirklich weiß.«

Lewis blickt auf seine Füße. Neben der linken Schuhspitze picken zwei Tauben Popcornkrümel vom Boden. Auf einmal schlägt er mit dem Fuß aus und trifft eine der Tauben am Kopf. Der Vogel taumelt davon, als hätte er zu tief ins Glas geschaut.

»Ich halte das für keine gute Idee, Howard. Wenn sie tatsächlich nichts weiß, stoßen wir sie erst richtig mit der Nase darauf, dass wir mehr zu vertuschen haben als die Tatsache, dass Bridget zu beiden Ufern tendiert. Damit geben wir ihr noch mehr in die Hand.«

»Na klasse«, murmelt Howard. »So eine verdammte Scheiße. Eins möchte ich jetzt wirklich wissen, Lewis: Wie, in Dreiteufelsnamen, konnte dir das mit Bridget entgehen?«

Lewis' Augen werden schmal. »Vielleicht, weil du mir nicht gesagt hast, dass du mehr willst als eine oberflächliche Überprüfung? Finanzen, Vorstrafen, unbezahlte Knöllchen – da war alles bestens. Die reinste Sauberfrau, so perfekt für Morris, dass du gar nicht zu tief schürfen wolltest, um's nicht zu vermässeln.«

Howard seufzt, denn er weiß, dass Lewis recht hat. Trotzdem kann er es sich nicht verkneifen zu sagen: »Dann hättest du eben ein bisschen Eigeninitiative entwickeln müssen. Du hättest mit maximalem Weitblick agieren müssen.«

»Interessant, dass du das sagst«, meinte Lewis.

»Was?«

»Ich werde dir jetzt nämlich mit maximalem Weitblick sagen, was du meiner Meinung nach wegen Allison Fitch unternehmen solltest.«

Howard wappnet sich. »Und das wäre?«

»Dafür sorgen, dass sie nicht zum Dauerproblem wird.«

»Und wie, verdammt noch mal?«

Lewis schweigt und wartet, dass Howard selbst darauf kommt.

Der Groschen fällt, und Howard erbleicht. »Das ist doch nicht dein Ernst?«

Lewis schweigt auch diesmal.

»Grundgütiger«, flüstert Howard. »Nein, das ist – hör mal, ich hab schon einige Dinger gedeichselt. Dinger, die sich nicht vermeiden ließen. Aber, Lewis, wir bringen niemanden um.«

Lewis nickt bedächtig. »Wir würden das auch nicht tun, Howard.«

»Was?«

»Nicht *wir* würden es tun. Du nicht und ich nicht. Es gäbe nicht die geringste Verbindung zu uns.«

Howards Mund ist sehr trocken. »Dann ...«

»Ich habe schon mal ein Sondierungsgespräch geführt, jemandem unsere Situation geschildert«, sagt Lewis ruhig. »Ich weiß, wie sie arbeitet, und sie kann das für uns erledigen.«

»Lewis, um Himmels willen!« Howard atmet tief ein und langsam wieder aus. »Sie?«

Lewis nickt.

Howard schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich weiß es einfach nicht.«

»Du musst dich nur fragen, wie lange du dich mit diesem Problem herum-schlagen willst. Wenn du damit leben kannst, dass diese Frau bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag mit immer neuen Forderungen kommt und herumerzählt, woher sie die Kohle hat. Wenn du das Risiko eingehen willst, dass sie etwas weiß, das Morris äußerst gefährlich werden könnte, dann lass dich nicht aufhalten: Gib ihr jetzt die hunderttausend.«

Einen Augenblick legt Howard das Gesicht in die Hände, dann richtet er sich auf und sagt: »Tu, was getan werden muss.«

Dreiundzwanzig

Der Staubsauger hat den Rand geschluckt«, sagte Thomas, als ich ins Haus kam. Dads Laptop hatte ich auf der Veranda gelassen. Allem Anschein nach hatte die Elektrobürste den halben Läufer inhaliert, der zwischen der Haustür und der Küche lag. Durch die Verstopfung hatte sich das Gerät ausgeschaltet.

»Zieh den Teppich halt raus, Thomas.«

»Mit der Hand?«

»Ja.«

»Und wenn er sich wieder einschaltet und meine Finger einsaugt?«

»Das wird nicht –«

Das Telefon klingelte.

»Verdammt noch mal.« Ich hob ab. »Ja.«

»Spreche ich mit Ray Kilbride?« Eine Frauenstimme.

»Ja.«

»Ray, hier ist Alice. Kanzlei Harry Peyton. Wir wollten fragen, ob Sie Zeit hätten, kurz vorbeizukommen und ein paar Papiere zu unterschreiben. Es geht um den Nachlass Ihres Vaters.«

»Äh, ja, klar«, sagte ich und versuchte, meine Gedanken zu sammeln. »Selbstverständlich. Wann soll ich denn kommen?«

»Also, im Moment ist es ziemlich ruhig. Wenn es Ihnen nicht ganz ungelegen kommt, dann wäre jetzt –«

»Ist gut. Ich bin gleich da.«

Ich legte auf. Als ich mich umdrehte, wäre ich fast mit Thomas zusammengestoßen, der mit dem außer Gefecht gesetzten Staubsauger dicht hinter mir stand und auf Anweisungen wartete.

»Was ist los?«, fragte er.

»Ich muss zum Anwalt und ein paar Papiere unterschreiben.«

»Ich mach mich wieder an die Arbeit«, sagte Thomas mit einem Blick nach oben. »Ich bin ganz schön im Rückstand.«

»Gut. Ich kümmere mich nachher um den Staubsauger.«

Auf der Fahrt in die Stadt zerbrach ich mir den Kopf, warum in aller Welt mein Vater das Netz nach Informationen über Kinderprostitution durchforstet hatte. Die ersten beiden Suchbegriffe leuchteten mir ja noch ein. Er hatte davon gesprochen,

sich ein neues Handy zuzulegen, mit dem er ins Internet gehen und fotografieren und sonst alles Mögliche tun konnte. Und nach dem, was ich von Harry und Len aufgeschnappt hatte, war es gut möglich, dass Dad unter Depressionen litt. Durchaus denkbar, dass er selbst auch zu dieser Diagnose gekommen war.

Aber Kinderprostitution?

Mir fiel einiges dazu ein, doch nichts, womit ich mich beschäftigen wollte.

Ich bemühte mich, einen plausiblen Grund zu finden, warum Dad darüber recherchiert hatte. Es musste einen geben.

Denk nach.

Also gut. Vielleicht hatte er etwas im Fernsehen gesehen, irgendwas in den Nachrichten, über die sexuelle Ausbeutung von Kindern. Und er war so entsetzt über das, was er gesehen hatte, dass er mehr darüber wissen wollte. Und was wäre der Grund dafür? Vielleicht wollte er eine Wohltätigkeitsorganisation unterstützen, deren Ziel es war, Kinder in aller Welt aus dieser Versklavung zu befreien.

Klang das nach meinem Vater? Hat er sich je für Organisationen interessiert, denen er etwas spenden konnte?

Nein.

Er war ein guter Mensch, daran bestand kein Zweifel. Wenn jemand Hilfe brauchte, half er. Ich erinnerte mich, als ich ein Kind war, brach bei unseren Nachbarn ein Feuer aus. Nicht bei den Hitchens, sondern im Haus der Nachbarn auf der anderen Seite. Die Feuerwehr war schnell genug da, um den größten Teil des Hauses zu retten, doch die Küche war verwüstet. Unsere Nachbarn waren nicht versichert und hatten auch kein Geld, um jemanden kommen zu lassen, der die Küche instand setzte. Also wollten sie es selbst machen. Leider stand ihre Kompetenz in keinem Verhältnis zu ihrer Entschlossenheit. Auch mein Vater war kein gelernter Installateur oder Zimmermann, aber ein ziemlich guter Heimwerker, das hatte er wiederum von seinem Vater gelernt. Einen Monat lang arbeitete mein Vater in jeder freien Minute an dieser Küche.

Er war also durchaus ein hilfsbereiter Mensch, aber einer, der zupackte. Seine Zeit und seine Energie stellte er gern zur Verfügung, aber er war nicht der Typ, der irgendwo anrief und irgendwelchen Hilfsorganisationen seine Kreditkartennummer auf die Nase band.

Spendenbereitschaft als Motiv für seine Recherchen schied also aus.

Vielleicht hatte er ja gehört, dass Kinderprostitution sich im Staat New York zum Problem entwickelt hatte und wollte sich vergewissern, dass es nicht auch in Promise Falls so weit kam. *Dieses* Motiv schien mir noch weiter hergeholt.

Was gab es sonst noch?

Das Motiv, mit dem ich mich am wenigsten auseinandersetzen wollte, war, dass Dad selbst sich für das Thema interessierte.

Wenn ich vom Anwalt zurückkehrte, wollte ich in der Chronik der besuchten Websites nachsehen, wohin Dads Recherchen ihn geführt hatten. Vielleicht kam ich seinen Beweggründen mit ihrer Hilfe auf die Spur.

Im Laufe meines Lebens hatte ich immer wieder Geschichten gehört von Leuten, die nach dem Tod ihrer Eltern alle möglichen Geheimnisse entdeckt hatten. Der eine hatte eine Mutter, die ihr Kind zur Adoption freigegeben hatte, bevor sie heiratete. Die andere einen Vater, der ein Verhältnis mit seiner Sekretärin gehabt hatte. Die dritte eine Mutter, die jahrelang ihre Tablettensucht verheimlichen konnte. Der vierte einen Vater, der ein Doppelleben geführt und in einem anderen Teil des Landes eine Zweitfamilie hatte, von der niemand etwas geahnt hatte.

Auf so etwas nach dem Tod der Eltern zu stoßen war für die Kinder zweifellos ein Schock, aber nichts im Vergleich zu der Entdeckung, dass der eigene Vater ein Perverser war.

Wofür ich keinerlei Anhaltspunkte hatte. Und was ich auch nicht glauben konnte.

Eine Möglichkeit gab es noch.

Es war nicht Dad, der sich über Kinderprostitution informiert hatte.

Jemand anderer hatte seinen Laptop benutzt.

»Alles in Ordnung mit dir, Ray?«, fragte Harry Peyton, als ich meinen Stuhl näher an seinen Schreibtisch heranrückte, um ein paar Dokumente zu unterschreiben.

»Alles bestens«, sagte ich.

»Du siehst erschöpft aus.«

Ich kritzelte meine Unterschrift dahin, wohin sein Finger zeigte.

»Du brauchst dir keine Gedanken zu machen. Den Papierkram haben wir bald erledigt. Da läuft alles reibungslos.«

»Schön zu hören.«

»Und bei euch zu Hause? Wie geht's Thomas?«

Ich legte den Stift auf den Tisch und lehnte mich zurück. »Wie geht's Thomas?«, wiederholte ich, ohne Harry anzusehen. »Gute Frage.«

»Was hast du auf dem Herzen, Ray?«

»Harry«, sagte ich, »in gewisser Weise sind Sie doch auch *mein* Anwalt, oder?«

»Aber natürlich.«

»Ich meine, ich weiß, Sie waren Dads Anwalt, und Sie kümmern sich um den Nachlass und das ganze Zeug, aber sind Sie auch in anderen Dingen mein Anwalt?«

»Ja«, sagte er. »Ich bin dein Anwalt. Mit mir kannst du reden.«

Das wollte ich auch, aber ich wusste nicht, womit ich anfangen sollte. Sicher nicht mit Dad und dem, was ich auf seinem Computer gefunden hatte. Aber schließlich war diese Entdeckung nicht das Einzige, was mich in den letzten vierundzwanzig Stunden aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

»Das FBI war bei uns«, sagte ich.

»Was? Mensch, Ray, du hättest mich anrufen sollen. Hatten sie einen Durchsuchungsbeschluss?«

»Sie haben mir nur ihre Ausweise gezeigt.«

»Du meine Güte.«

Ich erzählte ihm alles. Wie sie einfach ins Haus gekommen waren und Thomas und mir Fragen gestellt hatten. Wie ich von den unzähligen an Bill Clinton adressierten E-Mails erfahren hatte, die Thomas an die CIA geschickt hatte. Über das imaginäre Gespräch zwischen meinem Bruder und dem früheren Präsidenten, das ich belauscht hatte.

Harry legte die Hände flach auf den Tisch. »Unfassbar. Du hast ganz schön was am Hals, Ray.«

»Aber das ist noch nicht alles«, sagte ich.

»Raus mit der Sprache.«

»Es geht um Dad.«

»Ja?«

»Hat er je ... wissen Sie eigentlich irgendwas über sein Privatleben?«

»Was meinst du mit Privatleben? Etwa sein Liebesleben?«

»Mhm.«

Harry zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Du meinst nach dem Tod deiner Mutter?«

Eigentlich nicht. »Ja«, sagte ich.

»Da bin ich echt überfragt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er jemanden mit nach Hause gebracht hat, und er war auch nie länger weg. Wegen deines Bruders. Über Nacht war er bestimmt nie weg. Aber wenn er jemanden kennengelernt hätte, hätte er sich natürlich auch tagsüber mit ihr treffen können. Da traute er sich schon mal, deinen Bruder ein paar Stunden allein zu lassen.«

»Haben Sie ihn je mit einer Frau gesehen? Hat er mal erzählt, dass er jemanden kennengelernt hat?«

Harry schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ein Mann in seinem Alter, da gibt es keinen Grund, anzunehmen, dass er nicht mehr, na ja, sexuell aktiv war. Darf ich fragen, warum das für dich ein Thema ist, Ray? Denkst du vielleicht, dass bei euch plötzlich eine Frau hereinschneit und Ansprüche auf euer Erbe anmeldet?«

»Nein. Nein, schon gut«, sagte ich. »Wissen Sie was? Vergessen Sie, dass ich überhaupt gefragt hab. Es ist nichts.«

Vielleicht hätte auch ich das tun sollen. Es einfach vergessen. So tun, als hätte ich dieses Wort nie auf dem Computer meines Vaters gesehen.

Aber zuerst wollte ich mir noch anschauen, auf welche Webseiten ihn seine Suche geführt hatte. Eigentlich wollte ich es gar nicht wissen. Aber ich *musste* es wissen.

Als ich heimkam, war Thomas da, wo ich ihn vermutet hatte. Dads Laptop stand zugeklappt auf dem Küchentisch. Thomas musste es von der Veranda hereingebracht und ausgeschaltet haben.

Ich klappte den Deckel hoch, drückte auf die Taste und wartete die halbe Minute, die der Computer zum Hochfahren brauchte. Dann öffnete ich den Browser.

Ich tippte einen Buchstaben ins Suchfeld, um mir die letzten Suchbegriffe anzeigen zu lassen.

Da war nichts.

Nichts über Smartphones, Depression oder Kinderprostitution.

»Das gibt's doch nicht«, sagte ich leise.

Ich bewegte den Cursor nach oben und klickte »Chronik« an. Die Liste sämtlicher Websites, die von diesem Computer aus aufgerufen worden waren, war gelöscht.

Vierundzwanzig

Selbst jetzt, nach all diesen Jahren, gibt es noch viele Nächte, in denen sie sich im Traum wieder auf dem Barren sieht.

Es ist das Jahr 2000. Die Olympischen Spiele in Sydney. Nicole ist fünfzehn. Sie absolviert gerade die Pflichtübungen auf dem Stufenbarren. Vor Tausenden von Zuschauern, Hunderten von Kameras, ihren Kameradinnen von der Kunstturnerriege, ihrem Trainer. Sie spürt die Magnesia auf ihren Händen, dann hechtet sie auf den unteren Holm, umklammert ihn, spürt den Zug in ihren Armen, wirbelt zweimal herum, bis sie genügend Schwung hat, um sich auf den oberen Holm zu katalapultieren, dann stößt sie sich ab, rotiert, das Stadion, die Menschen fliegen in ihrem Gesichtsfeld vorbei, doch sie sieht sie nicht. In diesem Moment gibt es sonst niemanden. Keine Zuschauer, keine Kameras, keine Teamkameradinnen, keinen Trainer. Es gibt nur Nicole und diese beiden Holme. Nichts und niemanden sonst gibt es in der kommenden Minute im ganzen Universum. In dieser Minute, die so viel länger dauert als sechzig Sekunden. In ihren Träumen kann diese Minute Stunden dauern. Sie schwingt sich in die Luft. Fliegt wie ein Vogel. Gewichtlos. Dieser Zustand ist unvergleichlich, unbeschreiblich. So unmöglich wie es für jemanden sein muss, der auf dem Mond spazieren gegangen ist, dieses Gefühl zu beschreiben, denkt sie. Sie geht nicht auf dem Mond spazieren, aber diese Euphorie, die sie spürt, wenn sie auf dem Barren ist, kann die wirklich so anders sein? Olga kennt sie. Nadia kennt sie. Es gibt keine Worte dafür. Es gibt den Barren, und dann kommt alles andere.

In den Nächten, in denen sie nicht vom Barren träumt, träumt sie von den Morden.

Auf ihre Art sind auch sie voller Anmut. Auf das Opfer herabstoßen, geräuschlos und geschmeidig wie vom oberen Holm auf den unteren. Minimaler Kraftaufwand. Sparsame Bewegungen. Auf ihre Art auch dies von makelloser Schönheit.

Von tödlicher Präzision.

Ob sie nun vom Stufenbarren träumt oder von Morden, ihre Darbietungen sind immer Gold wert. Niemals Silber. Niemals Bronze. Manchmal fließen ihre Träume ineinander. Wenn sie vom oberen Holm gleitet, sich zum letzten Mal abstößt, sich auf den Abgang vorbereitet, wenn sie die Hände wieder frei hat, dann sieht sie den

Dolch in ihnen. Wenn ihr Körper, auch er ein Instrument, herabstößt, dann der Dolch mit ihm.

Wehe dem, der unten wartet.

Sie ist in der Orchard Street.

Nicole hat die Adresse. Sie hat ihre Instruktionen. Sie hat ein Foto. Groß, langes dunkles Haar. Die Zielperson wird da sein. Allison Fitch. Sie teilt sich die Wohnung mit einer Freundin, doch die Freundin arbeitet tagsüber. Allison arbeitet nachts. In einer Bar. Bei Tag schläft sie.

Nicole weiß nicht, wer diese Allison Fitch ist oder was sie getan hat. Sie weiß nicht, wem genau diese Frau in die Quere gekommen ist, aber es war Lewis, der sie engagiert hat, das heißt, es muss ein sehr hohes Tier sein. Fitch stellt eine Gefahr dar, und das, was sie in der Hand hat, befindet sich möglicherweise auf ihrem Handy. Nicole hat ausdrückliche Anweisung, es sicherzustellen.

Doch eigentlich ist ihr das alles einerlei. Es ist ein Auftrag.

Sie überquert die Orchard Street und zieht sich dabei ihre schwarze Baseballkappe tiefer in die Stirn. Sie tastet nach der Tüte in ihrer Jackentasche. Sie ist aus starkem Plastik und wird nicht reißen, selbst wenn die Frau ihre Fingernägel hineinkrallt. Nicole verwendet keine Schusswaffen. Sie kann Schusswaffen nicht leiden. Mag den Lärm nicht, den sie verursachen. Es bedarf keiner großen Selbstanalyse, um zu verstehen, warum das so ist. Schon als sie mit Leichtathletik anfang, hasste sie die Startschusspistole. Mit angespannten Muskeln und angehaltenem Atem wartete sie auf den Knall. Diese letzten Millisekunden, bevor der Schuss abgefeuert wurde, hatte sie stets am meisten gehasst.

Und sie mag diese Dinger noch immer nicht, auch wenn sie mit einem Schalldämpfer versehen sind. Eine Schusswaffe ist schwer. Und schwer zu verbergen. Und sie verlangt so gut wie keinen Körpereinsatz. Damit kann jeder umgehen. Nicole liebt die körperliche Herausforderung. Um jemanden zu ersticken braucht man Kraft. Auch um mit einem Eispick zuzustoßen. Aber heute wird sie nur eine einfache Plastiktüte benutzen.

Wegen des Besitzes einer Plastiktüte ist noch nie jemand verhaftet worden. Allerdings trägt Nicole auch noch andere Gegenstände bei sich, und für die würde sich die Polizei durchaus interessieren, sollte man sie jemals kontrollieren. Sie steht vor dem Hauseingang und sieht sich nach links und rechts um.

Keine Polizeiwagen, nichts, weswegen sie sich Sorgen machen muss. Einen Häuserblock entfernt steht ein Wagen mit so einer komischen Vorrichtung auf dem Dach im Stau, aber das geht sie nichts an.

Nicole betritt die Eingangshalle, studiert die Liste der Namen und Klingeln. Sie drückt auf mehrere gleichzeitig, vermeidet jedoch sorgfältig die von Allison Fitchs Wohnung. Gleich darauf knackst eine Stimme im Lautsprecher. »Hallo?«

Doch ein anderer, weniger vorsichtiger Hausbewohner, hat den Türöffner bereits gedrückt. Nicole stößt die Tür auf und geht ins Haus, dann wartet sie ein paar Minuten. Niemand, der eventuell seine Wohnungstür aufmacht, um zu schauen, wer da geklingelt hat, soll sie sehen.

Dieses Gebäude hat keinen Aufzug. Sie steigt die Stufen in die zweite Etage hinauf. Zum Glück begegnet sie niemandem. Doch selbst wenn, sie weiß, dass alles, woran sich jemand vielleicht erinnert, außer dass er eine Weiße um die dreißig gesehen hat, unbrauchbar sein wird. Der Schirm ihrer Kappe und die Sonnenbrille verbergen den Großteil ihres Gesichts. Jetzt, am Nachmittag, ist ihr Haar schwarz, doch am Abend wird es blond sein.

Oben stellt sie fest, dass die zur Orchard Street gelegene Wohnung, Nummer 305, die letzte auf dem Flur ist. Sie geht zur Tür. Doch ehe sie sich die Mühe macht, das Schloss zu knacken, dreht sie mit ihrer behandschuhten Hand am Türknauf. Vielleicht hat sie Glück, und es ist nicht abgeschlossen.

Kein Glück. Aus der Tasche ihrer Windjacke fischt sie das Werkzeug, das sie für solche Gelegenheiten mit sich führt. Dieses Schloss sieht ziemlich einfach aus. Wenn drinnen eine Kette vorgelegt ist, hält sie das vielleicht noch einmal dreißig Sekunden auf. Sie hat mehrere Gummiringe dabei. Man befestigt so einen Gummiring an der Kette und zieht das Ende über den Türknauf. Wenn man dann die Tür wieder schließt, zieht der Gummi die Kette aus der Führung.

Millionenmal geübt. Jetzt beherrscht sie es im Schlaf.

Die Tür geht auf.

Die Kette ist nicht vorgelegt.

Nicole drückt die Tür einen winzigen Spaltbreit auf und lauscht. Sie sieht einen Streifen Küche und dahinter ein kleines Wohnzimmer. Ein Schlafsofa steht mit zerwühlten Laken aufgeklappt da. Zwei Personen teilen sich diese Wohnung. Wenn die Zielperson nicht auf dem Sofa schläft, dann muss sie im Schlafzimmer sein. Nicole vermutet, dass es links vom Wohnzimmer liegt.

Mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung und ohne das geringste Geräusch zu verursachen, öffnet Nicole die Tür, schlüpft hinein und schließt sie hinter sich.

Jetzt steht sie reglos in der Wohnung und lauscht wieder. Irgendwo muss ein Fenster offen sein, denn der Straßenlärm ist deutlich zu hören. Das ist gut. Sie bewegt sich zwar lautlos, doch ein gewisser Geräuschpegel im Hintergrund kann nicht schaden.

Nicole achtet auf Hinweise auf die Anwesenheit einer weiteren Person. Ein Schnarchen, leises Atmen. Eine laufende Dusche.

Ein klopfendes Herz.

Sie hört nichts, spürt jedoch, dass jemand da ist. Sie geht ein paar Schritte Richtung Wohnzimmer, so weit, bis sie auch die Schlafzimmertür sehen kann.

Vorsichtig drückt sie sich an einem Küchentisch mit zwei Stühlen vorbei, unverkennbar IKEA. Eine Monatsübersicht, auf der mit Bleistift Allison Fitchs Schichten in der Bar eingezeichnet sind, ist mit einem Magneten in Form einer Katze auf dem Kühlschrank befestigt.

O Gott, bloß keine Katze, denkt Nicole. Es fühlt sich nicht nach Katze an. Es riecht nicht nach Katze. Auf dem Boden steht keine Schüssel. Aber die Küche ist ziemlich unaufgeräumt. In der Spüle stapelt sich das Geschirr. Auf dem Tisch steht eine halbvolle Kaffeetasse.

Jetzt sieht Nicole die Schlafzimmertür und das Zimmer dahinter. Es ist das typische kleine Schlafzimmer einer kleinen New Yorker Wohnung. Keine zehn Quadratmeter. Gerade groß genug für das ungemachte Doppelbett. An der Wand gegenüber der Tür ein Fenster. Geöffnet.

Da ist sie.

Nicht im Bett, sondern am Fenster, mit dem Rücken zu Nicole. Schulterlanges dunkles Haar. Ihre Hände ruhen auf dem Gehäuse der Klimaanlage. Sie sieht auf die Straße hinunter. Sie ist angezogen. Dunkelblauer Rock, weiße Bluse. Wie sie da steht, trägt sie wahrscheinlich Schuhe mit hohen Absätzen, doch vom Knie abwärts sieht Nicole nichts mehr, das Bett steht im Weg.

Die Frau ist keine vier Meter von ihr entfernt.

Sie rechnet nach. Keine Zeit, ums Bett herumzulaufen. Sie muss drüber. Losrennen, abspringen, mit dem linken Fuß aufs Bett, mit dem rechten erreicht sie schon den Boden dahinter. Eine halbe Sekunde, dann hat sie sich auf sie gestürzt. Sie hat ihre Laufschuhe an.

Und da, gleich neben dem Fußende des Bettes, sieht sie eine Handtasche. Höchstwahrscheinlich wird sie da das Handy finden. Nicole greift in die Jackentasche und zieht geräuschlos die weiße Plastiktüte heraus. Schüttelt sie leicht, um sie zu öffnen.

Eine Sekunde später springt sie auf das Bett, benutzt es als Sprungbrett, um auf die andere Seite zu kommen. In dem Moment, als ihr Opfer bemerkt, dass es nicht allein ist, ist es schon zu spät. Nicole hat ihm die Tüte schon über den Kopf gezogen.

Ein erstickter Schrei und, genau wie Nicole es vorhergesehen hat, der Griff nach der Tüte, der verzweifelte Versuch, sie sich vom Gesicht zu reißen. Doch Nicole

hat sie sich mehrfach ums Handgelenk geschlungen und zieht die Tüte so fest zusammen, dass sie anliegt wie eine zweite Haut.

Ein letztes Japsen, und die Frau bricht über der Klimaanlage zusammen. In diesem Augenblick fährt der Wagen mit der seltsamen Dachkonstruktion unten auf der Straße vorüber. Die Frau rutscht von der Klimaanlage auf den Boden.

Nicole kniet sich hin und hält die Tüte eine gute Minute lang auf ihr Gesicht gepresst, nur um ganz sicherzugehen. Dann streift sie der Toten die Tüte vom Kopf, knüllt sie zu einer Kugel zusammen und steckt sie zurück in die Jackentasche.

Jetzt das Handy.

Sie nimmt die Tasche vom Bett, öffnet den Reißverschluss, findet das Handy auf Anhieb in einer Seitentasche. Sie steckt es zu der Tüte in ihrer Jackentasche.

Dann holt sie ihr eigenes Handy heraus, entsperrt es, drückt zweimal.

»Erledigt. Räumtrupp bereit?« Dieser Auftraggeber will nicht, dass eine Leiche zurückbleibt. Nicole ist eine Spezialistin auf ihrem Gebiet, aber Entsorgung ist nicht ihr Metier.

»Ja.« Lewis.

Sie beendet den Anruf ohne ein weiteres Wort. Eine goldwerte Darbietung. Keine Abstürze. Keine verschenkten Punkte wegen mangelhafter Ausführung oder Leerschwüngen. Kein verwackelter Abgang.

Bei aller Bescheidenheit: nicht *ein* Grund für einen Punkteabzug.

Leider auch kein frenetischer Beifall, aber man kann nicht alles haben.

Sie steht auf, wirft einen letzten Blick auf die tote Frau und macht sich bereit zum Abgang, da hört sie, wie die Wohnungstür aufgeht.

Für den Räumtrupp ist es noch zu früh.

Fünfundzwanzig

Ich klopfte bei Thomas, um ihm zu sagen, dass das Abendessen bald fertig sei.

»Was gibt's?«, fragte er.

»Burger vom Grill.«

Als das Essen vorbei und das schmutzige Geschirr in der Spülmaschine verstaubt war, legte ich Thomas die Hand auf den Arm, damit er nicht gleich wieder vom Tisch aufsprang und nach oben rannte.

»Ich muss jetzt wirklich wieder«, sagte er.

»Ich muss etwas mit dir besprechen.« Ich zog meine Hand zurück. Jetzt hatte ich das Gefühl, dass er mir jeden Moment entwischen konnte.

»Was willst du besprechen?«

»Du hast Dads Laptop von der Veranda hereingebracht.«

Er nickte. »Sonst hätte es doch jemand mitnehmen können.«

»Was hast du damit gemacht?«

»Ich hab es in die Küche gestellt.«

»Ich meine, hast du irgendwas *an* dem Laptop gemacht?«

Er nickte. »Ich hab's ausgeschaltet. Bis du wieder da gewesen wärst, hätte der Akku längst leer sein können.«

»Hast du sonst noch was damit gemacht?«

»Wie zum Beispiel?«

»Mit der Chronik vielleicht?«

»Die hab ich gelöscht«, sagte Thomas.

»Ach so?«

Er nickte.

»Und warum?«

»Das mach ich immer«, sagte er. »Ich lösche immer die Chronik, bevor ich einen Computer ausschalte. Jeden Abend, bevor ich ins Bett gehe, lösche ich die Chronik auf meinem Computer. Das ist wie, keine Ahnung, wie Zähneputzen oder so was. Damit der Computer am nächsten Tag wieder sauber ist.«

Ich war plötzlich sehr müde.

»Also gut, das machst du mit deinem Computer. Aber warum mit Dads?«

»Weil du weggefahren bist.«

»Hast du auch sonst seine Chronik immer wieder gelöscht?«

»Nein. Dad hat den Computer nämlich immer selbst runtergefahren. Kann ich jetzt gehen? Ich hab da was wirklich Wichtiges auf dem Bildschirm.«

»Das kann warten. Hast du dir die Chronik angeschaut, bevor du sie gelöscht hast?«

Thomas schüttelte den Kopf. »Wieso hätte ich das tun sollen?«

»Thomas«, sagte ich streng. »Ich möchte, dass du jetzt ganz ehrlich bist. Das hier ist nämlich sehr wichtig.«

»Ja, gut.«

»Benutzt du manchmal Dads Laptop?«

Er schüttelt energisch den Kopf. »Nein. Nie. Ich hab doch meinen eigenen Computer.«

»Hat Dad seinen Computer jemals verliehen? Oder hat ihn mal jemand benutzt, der zu Besuch war?«

»Ich glaub nicht. Kann ich jetzt gehen?«

»Noch eine Sekunde.«

»Ich hab schon heute Morgen so viel Zeit verloren. Mit dem blöden Staubsauger.«

»Thomas, bitte. Wenn seit Dads Tod niemand diesen Computer benutzt hat, warum gab es da noch eine Chronik, als ich ihn heute Vormittag angemacht habe? Warum hattest du die nicht gelöscht?«

»Weil Dad sein Laptop immer selbst ausgemacht hat, wenn er fertig war. Ich hab ihm immer wieder gesagt, er soll die Chronik löschen, aber ihm war das nicht so wichtig wie mir.«

Ich lehnte mich zurück. »Gut. Danke.«

»Dann kann ich jetzt gehen?«

Doch er ging nicht. Er blieb sitzen, als sei jetzt er derjenige, der eine Frage hatte.

»Was ist?«

»Ich weiß, du bist noch immer sauer wegen der Sache mit dem FBI. Und ich hab seither auch keine E-Mails mehr an die CIA oder Präsident Clinton geschickt.«

»Gut zu wissen.«

»Aber was ist, wenn ich etwas gesehen habe, das ich ihnen unbedingt sagen muss?«

»Und zwar?«

»Wenn ich etwas gesehen habe, was die CIA wirklich erfahren sollte, ein Verbrechen zum Beispiel, darf ich dann eine E-Mail schicken? Nur eine? Ganz kurz?«

»Thomas, und wenn du gesehen hast, wie jemand eine Atombombe in einen Schulbus gesteckt hat – du schreibst nicht an die CIA!«

Die Enttäuschung auf seinem Gesicht war nicht zu übersehen. »Thomas? Was ist denn jetzt wieder? Noch ein Parkschaden oder was in der Art?«

»Nein, etwas viel Ernsteres.«

»Ganz anders als das, worüber du dich beim letzten Mal so aufgereggt hast. Das war ja völlig bedeutungslos.«

»Aber das jetzt ist was ganz anderes.«

»Nämlich?«

»Es geht um ein Fenster.«

»Ein Fenster.«

»Genau.«

»Jemand hat ein Fenster eingeschlagen, und du willst es der CIA melden?«

Er schüttelte den Kopf. »Es geht um etwas, das hinter einem Fenster passiert. Manchmal passieren nämlich Dinge hinter Fenstern.«

»Thomas, hör zu, was es auch ist, mach dir keine Gedanken deswegen.«

Da stieß er seinen Stuhl zurück und stand auf. »Na gut.« Er marschierte zur Treppe.

»Thomas, ich beschwöre dich, schick keine Mail an die CIA!«

Er blieb stehen, die Hand schon auf dem Geländer. »Du bist der, der nicht zuhört, Ray. Ich bemühe mich, mit dir zu reden. Ich bemühe mich zu tun, worum du mich gebeten hast. Du willst nicht, dass ich die CIA einschalte, also frag ich dich, was ich tun soll wegen dem, was da hinter diesem Fenster passiert, und du hörst mir nicht zu.«

»Ist ja gut. Willst du, dass ich es mir anseh?«

»Ja«, sagte er.

»Gut. Ich seh's mir an.«

Ich folgte ihm die Treppe hinauf. Doch ehe ich sein Zimmer betreten konnte, forderte er mich auf, mir einen Stuhl zu holen, damit ich ihm nicht ständig über die Schulter gucken musste. Das Ganze würde also eine Weile dauern.

In Dads Kleiderschrank gab es einen Plastikklappstuhl. Ich holte ihn und kehrte in Thomas' Zimmer zurück. Er saß schon am Computer und schnippte gegen die Maus, um die Bildschirme wieder zum Leben zu erwecken. Ich klappte meinem Stuhl auf und stellte ihn neben seinen.

»Also, wo sind wir denn heute Abend?«, fragte ich.

»In der Orchard Street.«

»Und wo ist diese Orchard Street?«

»In New York. Lower Manhattan.«

»Alles klar«, sagte ich. »Zeig mir, was du entdeckt hast.«

Thomas zeigte mit dem Finger auf ein Fenster auf dem Bildschirm. Eines von mehreren in regelmäßigen Abständen aneinandergereihten Fenstern in einem Gebäude mit insgesamt anscheinend vier Etagen. Eins dieser alten Mietshäuser, spätes 19. Jahrhundert schätzte ich, obwohl die New Yorker Architektur dieser Epoche nicht gerade mein Spezialgebiet war.

»Siehst du das Fenster da?«, fragte Thomas. »Im zweiten Stock?«

Ich guckte genauer hin. Im unteren Teil des Fensters war irgendetwas Weißes zu sehen. »Ja, ich seh's.«

»Was glaubst du, was das ist?«

»Keinen Schimmer.«

»Ich zoom mal ran.« Thomas klickte zweimal auf das Bild. Es wurde größer, verlor jedoch ein wenig an Schärfe. Aber langsam nahm etwas Gestalt an.

»Und? Wie sieht das für dich aus?«, fragte mein Bruder.

»Sieht irgendwie ... das sieht wie ein Kopf aus«, sagte ich. »Aber mit irgendwas drum herum.«

»Genau. Und wenn du hier guckst, siehst du die Konturen der Nase und des Mundes. Da ist das Kinn, und das da oben ist die Stirn. Es ist ein Gesicht.«

»Ich glaub, du hast recht, Thomas. Es ist wirklich ein Gesicht.«

»Was hältst du davon?«

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Sieht aus wie jemand mit einer Tüte über dem Kopf.«

Thomas nickte. »Ja. Aber man kann die Einzelheiten recht gut erkennen, das heißt, die Tüte muss richtig eng anliegen.«

»Wahrscheinlich. Vielleicht ist es eine Maske oder so was.«

»Aber es gibt keine Löcher für die Augen oder den Mund oder die Nase. Wenn das eine Maske ist, wie soll der Mensch dann Luft holen?«

»Kannst du's noch ein bisschen vergrößern? Näher rangehen?«

»Ich könnte es schon noch größer machen, aber es ist schon ziemlich unscharf. Das ist das Beste, was ich rausholen kann.«

Ich starrte das Bild an und wusste nicht, was ich davon halten sollte. »Tja, Thomas, was soll ich sagen. Es ist, was es ist. Jemand, der mit einer Tüte auf dem Kopf rumkaspert. Die Leute machen einen Haufen Unsinn. Vielleicht wusste der da, dass der Whirl360-Wagen unterwegs war, und wollte irgendeinen Scheiß für die Kamera machen, als sie vorüberfuhr.«

»Im zweiten Stock? Wenn du dich zum Affen machen willst, dann würdest du doch runter auf die Straße gehen, oder?«

»Vielleicht. Keine Ahnung.«

»Ich glaub nicht, dass der hier rumkaspert«, sagte Thomas.

»Also gut, dann sag mir, was deiner Meinung nach hier los ist.«

»Ich glaube, dass dieser Mensch gerade umgebracht wird«, sagte Thomas. »Hier findet ein Mord statt.«

»Klar doch. Komm schon, Thomas.«

»Dieser Mensch wird gerade erstickt.«

Jetzt starrte ich statt dem Bildschirm meinen Bruder an. »Das glaubst du also.«

»Ja.«

»Und was zum Teufel soll ich jetzt tun?«

»Du sollst dem auf den Grund gehen.«

»Auf den Grund gehen«, wiederholte ich.

»Genau. Du sollst da hinfahren.«

»Ich soll also nach New York fahren und mir ansehen, was es mit diesem Fenster auf sich hat«, sagte ich. »Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Tja, dann muss ich halt ein bisschen herumtelefonieren«, sagte Thomas. »Und mir wird leider auch nichts anderes übrigbleiben, als der CIA eine Mail zu schicken, damit die sich darum kümmern.«

»Thomas, jetzt hör mir ganz genau zu. Erstens wirst du niemanden anrufen. Nicht die CIA, nicht den Heimatschutz, und auch nicht die Feuerwehr von Promise Falls. Und wenn du glaubst, dass ich extra nach New York fahre, um mir dieses dämliche Fenster anzusehen, dann bist du schief gewickelt.«

Ich ging hinunter.

Ein paar Minuten später, ich machte es mir gerade auf der Couch gemütlich und überlegte, was ich mir auf Dads Riesenschirm ansehen sollte, kam auch Thomas herunter.

Er sagte kein Wort, blickte nicht einmal in meine Richtung. Er ging zum Garderobenschrank neben der Haustür und holte eine Jacke heraus. Er schlüpfte hinein und zog gerade den Reißverschluss zu, da fragte ich ihn: »Wo soll's denn hingehen?«

»Nach New York.«

»Tatsächlich.«

»Ja.«

»Und wo dahin?«

»Ich geh mir dieses Fenster ansehen.«

»Und wie kommst du dahin?«

»Zu Fuß.« Pause. »Ich kenne den Weg.«

»Das kann eine Weile dauern«, sagte ich.

»Es sind 309,5 Kilometer«, sagte er. »Wenn ich einunddreißig Kilometer pro Tag gehe, bin ich in –«

»Ich bitte dich, hör auf.«

Sechszwanzig

Wenn nicht viel Verkehr ist, schafft man es in etwa dreieinhalb Stunden von Promise Falls nach New York. Wenn! Die größte Unbekannte ist das letzte Stück der Strecke. Man kommt wunderbar voran, die Skyline von Manhattan ist schon so nahe, dass man die Hand aus dem Fenster strecken und sie berühren könnte, dann schneidet irgendein Idiot in einem Lieferwagen ein Taxi, löst eine Massenkarambolage aus, und die nächsten zwei Stunden steht man Stoßstange an Stoßstange.

Also entschied ich mich für die Bahn. Ich wollte früh am Morgen abfahren, mein Versprechen einlösen und noch am selben Tag wieder zurückkehren, um Thomas nicht über Nacht allein zu lassen. Früher hätte ich es vielleicht gewagt, über Nacht wegzubleiben, doch seit der Sache mit dem FBI ließ ich ihn lieber nicht länger als unbedingt nötig aus den Augen.

Er hatte mir versprochen, in der Zwischenzeit nichts zu unternehmen, was mich aufregen könnte, vorausgesetzt, ich hielt meinen Teil der Abmachung ein.

Wenn Thomas sich einbildete, ich führe nur seinetwegen nach New York, dann sollte er das ruhig tun. Mir jedoch war in dem Moment, als er anfang, mich mit dieser Nachforschung zu nerven, die Frau wieder eingefallen, mit der ich mich Jeremys Meinung nach treffen sollte. Darum musste ich mich wirklich kümmern, denn das konnte Geld einbringen, und zwar ziemlich viel. Ich ließ Thomas wieder allein und rief umgehend Jeremy an. Konnte er vielleicht für den nächsten Tag ein Treffen arrangieren? Er sagte, er würde mich zurückrufen. Eine Stunde später richtete er mir aus, dass Kathleen Ford zwar eine Verabredung zum Mittagessen habe, wir uns aber danach auf einen Drink im Tribeca Grand Hotel treffen könnten.

Ich sagte, ich würde da sein.

Jeremy meinte, wir sollten vorher noch schnell zusammen zu Mittag essen. Wir einigten uns auf das Waverly Restaurant in der Sixth Avenue, zwischen Waverly Place und 8. Straße, weil von da aus sowohl das Hotel als auch das Ziel meiner Nachforschungen für Thomas gut zu erreichen war.

Als ich Thomas sagte, wo ich zu Mittag essen würde, schloss er die Augen und rezitierte: »In der Avenue of the Americas, meistens kurz Sixth Avenue genannt, glaub ich, gleich beim Waverly Place. Über der Tür hängt ein Neonschild, ›Waverly‹ grün, ›Restaurant‹ rot geschrieben. Direkt gegenüber gibt es einen Duane Reade Drugstore und südlich davon, gegenüber dem Waverly Place, da gibt's einen

Laden, der Vitamine verkauft. Das »t« von »Restaurant«, das erste meine ich, leuchtet nicht, wenn man von Westen den Waverly Place entlanggeht.«

Ich stand vor Sonnenaufgang auf, fuhr nach Albany, nahm den Zug am Bahnhof Rensselaer und bekam auf der zweieinhalbstündigen Fahrt sogar noch eine Mütze voll Schlaf. Solange ich wach war und die Landschaft am Fenster vorbeiflitzen sah, hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, ob es so klug gewesen war, Thomas nachzugeben und die Adresse in der Orchard Street, wo er den Kopf in der Plastiktüte gesehen hatte, in Augenschein zu nehmen. Möglicherweise stachelte ich seine Neugier nur noch mehr an.

Doch wenn ich meinen Bruder auf diese Art davon abhalten konnte, weitere Nachrichten an Bundesbehörden zu verschicken und damit noch mehr unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, dann *war* es klug. Wenn ich ihn nicht gleich in eine Zwangsjacke stecken wollte, dann war das der einzige Weg, solche Kommunikationsversuche zu unterbinden. Den Stecker seines Computers würde ich nie wieder ziehen, und selbst wenn ich bereit gewesen wäre, die verheerenden Folgen so eines Eingriffs noch einmal heraufzubeschwören, Thomas hätte immer noch die Möglichkeit, jemanden anzurufen. Er konnte auch Briefe schreiben und mit der Post befördern lassen. Er verließ zwar ohnehin ungern das Haus, trotzdem wollte ich nicht, dass er sich wie ein Gefangener vorkam, dessen Kontakt zu anderen Menschen streng kontrolliert wurde.

Einen Haken hatte es allerdings, meinem Bruder in dieser Sache seinen Willen zu lassen: Wie verhielt ich mich, wenn er morgen etwas anderes entdeckte? In einem anderen Fenster in einer anderen Stadt? Und wenn diese Stadt zufällig gerade Istanbul war? Erwartete er auch dann von mir, dass ich der Sache nachging?

Wahrscheinlich musste ich von Fall zu Fall neu mit Thomas verhandeln. Wenn er demnächst auf einer seiner virtuellen Reisen wieder auf etwas stieß, das ich für ihn überprüfen sollte, dann könnte ich ihn darauf hinweisen, dass mein letztes Entgegenkommen mich einen ganzen Tag gekostet hatte, von dem Geld für die Bahnfahrkarte gar nicht zu reden. Ob so eine Argumentation meinen Bruder allerdings von irgendetwas abbringen würde, darüber konnte ich nur spekulieren.

Bei diesem Bagatellschaden in Boston, wegen dem er so außer sich geraten war, hatte ich ihn immerhin davon abhalten können, voreilig etwas zu unternehmen. Es war also möglich, ihn von Nebensächlichkeiten abzulenken. Doch etwas an diesem verhüllten Gesicht hatte ihn anscheinend besonders aufgewühlt.

»Die Leute schauen zu wenig nach oben«, hatte er zu mir gesagt.

Ich war froh, dass ich im Zug Zeit für mich hatte und meinen Gedanken freien Lauf lassen konnte. Sie kehrten immer wieder zu meinem Vater zurück. Vielleicht projizierte ich ja zu viel in dieses Wort hinein, das er recherchiert hatte.

Er hatte etwas über Kinderprostitution in den Nachrichten gesehen.

Er war entsetzt.

Er wollte mehr erfahren.

Basta.

Wie hatte ich meinen Gedanken nur so die Zügel schießen lassen können?

Ich hatte mir einen Ausdruck der Szene am Fenster mitgenommen. Während der Zug den Hudson entlangfuhr, sah ich ihn mir noch einmal ganz genau an. Ich musste zugeben, von dem Bild ging eine besondere Wirkung aus. Dass der Kammerwagen von Whirl360 bei seinem Einsatz in Manhattan buchstäblich im Vorbeifahren einen gerade stattfindenden Mord aufgenommen haben sollte, schien mir im Gegensatz zu Thomas sehr weit hergeholt. Allerdings immer weniger, je länger ich das Foto betrachtete. Es sah tatsächlich so aus, als würde hier ein Mensch erstickt, als hätte sich jemand von hinten angeschlichen, ihm eine Tüte über den Kopf gestülpt und festgezogen.

Aber natürlich wusste ich, dass es auch zig andere Erklärungen geben konnte. Das Ding sah zum Beispiel aus wie einer dieser weißen Styroporköpfe, die zur Aufbewahrung von Perücken benutzt wurden. Vielleicht stand so einer ja auf diesem Gehäuse der Klimaanlage. Oder jemand war just in dem Moment, als das Foto geschossen wurde, mit so einem Kopf am Fenster vorbeigegangen.

Das Bild hatte eine sehr grobkörnige Auflösung.

Ich hatte Thomas angeboten, erst mal im Internet zu recherchieren, bevor ich zu dieser Aufklärungsfahrt aufbrach. Bei dem, wofür mein Bruder den Computer nutzte, war er eine Kanone, aber bei der Informationssuche im Internet hatte ich die Nase vorn. Ich holte also Dads Laptop mit der gelöschten Chronik und tippte »Orchard Street New York« ins Suchfeld ein. Bevor ich die Suche startete, fügte ich noch schnell das Wort »Mord« hinzu.

Ehrlich gesagt wollte ich damit nur Thomas den Wind aus den Segeln nehmen. Wenn wir bei unserer Suche keine Geschichten über Leute fanden, die an Fenstern erstickt wurden, dann würde er das Ganze hoffentlich ein bisschen weniger verbissen sehen.

Und tatsächlich gab es keine Geschichten von Leuten, die an Fenstern erstickt wurden. Doch die Suche ergab ein paar sehr interessante Treffer. Ich wurde auf eine Seite der *New York Times* geleitet, die sämtliche Artikel auflistete, in denen die Orchard Street vorkam. Ich las ein paar, in denen von Menschen die Rede war, die dort gestorben waren, und zwar keines natürlichen Todes. Im Mai 2003 war ein Mann von einem Mercedes-Cabrio überfahren worden, dessen Lenker Fahrerflucht beging. Mitte der neunziger Jahre veranlasste die Fehde zwischen zwei Besitzern eines Handtaschenladens den Sohn des einen dazu, einen Auftragskiller zu

engagieren, um den anderen aus dem Weg zu räumen. Durch das rechtzeitige Eingreifen der Polizei konnte die Ausführung der Tat verhindert werden. Vor sieben Jahren war ein junger Bankangestellter durch einen Schuss in die Brust getötet worden. Dieser Mord geschah ebenfalls in der Orchard Street, zwischen der Grand und der Broome Street. Die Polizei folgte bei ihren Ermittlungen einander widersprechenden Theorien. Kannte das Opfer den Täter oder war es der berühmte Unbekannte?

All das hatte sich ereignet, bevor es Whirl360 überhaupt gab. Wir wussten zwar nicht, wann das Foto des Kopfes am Fenster aufgenommen worden war, aber älter als zwei, drei Jahre war es bestimmt nicht. Aus dieser Zeit gab es keine Berichte über verdächtige Todesfälle in der Orchard Street, zumindest keinen, bei dem jemand gestorben war, weil man ihm eine Plastiktüte über den Kopf gezogen hatte. Der einzige einigermaßen interessante Artikel war eine Kurzmeldung über eine einunddreißigjährige Kellnerin namens Allison Fitch. Sie hatte in der Orchard Street (keine genauere Angabe) gewohnt und war in der letzten Augustwoche des vergangenen Jahres als vermisst gemeldet worden. Die Meldung stammte aus der ersten Septemberwoche. Da ich jedoch keine Folgeartikel fand, nahm ich an, dass die Sache sich von selbst erledigt hatte. In den Vereinigten Staaten verschwanden jeden Tag Tausende Menschen und tauchten innerhalb der nächsten Stunden wieder auf. Es gab genügend Statistiken darüber, wenn man es genau wissen wollte.

Ich stieg an der Penn Station aus und machte mich als Erstes auf den Weg in die Canal Street, zu Pearl Paint, einem Riesenladen für Künstlerbedarf. Fast zwei Stunden schlenderte ich ohne besonderes Ziel von einer Etage zur nächsten. Schließlich verließ ich das Geschäft mit einem Dutzend Airbrush-Nadeln und zwei Luftkappen, sowie je einer Schachtel schwarzer Fineliner mit feiner und mit breiter Spitze. Davon hatte ich zwar bereits einen ausreichenden Vorrat zu Hause in Burlington, aber Fineliner konnte man schließlich nie genug haben.

Dann ließ ich mich mit dem Taxi zum Waverly Restaurant bringen. Bevor ich hineinging, wollte ich noch sehen, wie gut Thomas, der noch nie in Fleisch und Blut hier gewesen war, die Gegend beschrieben hatte.

Der Vitaminladen war da, der Duane Reade auf der anderen Straßenseite ebenfalls. Sogar mit dem durchgebrannten Buchstaben auf dem Schild hatte er recht gehabt.

Er war schon ein Ass, da konnte man sagen, was man wollte.

Jeremy saß bereits in einer Fensternische, eine Tasse Kaffee vor sich und die Speisekarte in der Hand. Ich schlüpfte in die Bank ihm gegenüber.

»Du wirst nicht glauben, neben wem ich beim Pinkeln gestanden habe«, sagte er. Jeremy versuchte immer, mich zu beeindrucken, indem er mir von Promis erzählte, mit denen er schon Tuchfhlung gehabt hatte.

»Ich kann's mir echt nicht vorstellen.«

»Philip Seymour Hoffmann«, sagte er. »Auf der Herrentoilette in einem der Theater am Lincoln Center.«

»Bitte sag mir, dass du ihn nicht angequatscht hast.«

Hatte er nicht. Ich zeigte auf die gerahmten alten Schwarzweißfotos von Prominenten, die im ganzen Lokal die Wände zierten.

»Hattest du von denen auch schon einen zum Pinkelnachbarn?«

»Die sind doch alle tot«, sagte Jeremy.

Ich bestellte mir Kaffee und Grillkäse mit Speck. Jeremy nahm Rührei und hausgemachte Pommes direkt in der Pfanne serviert. Wir plauderten über den Niedergang des Zeitungs- und Zeitschriftensektors und den Aufschwung von Websites wie *Huffington Post*, und waren uns einig, dass dieses neue Medium genau zur rechten Zeit aufgetaucht war.

Jeremy sagte, Kathleen Ford wolle einen animierten Cartoon pro Woche und sei bereit, fünfzehnhundert Dollar pro Stück zu zahlen. Das klang nach viel Geld, doch es war auch viel Arbeit. Dafür waren nämlich Unmengen von Zeichnungen nötig. »Ich wette, da gibt's irgendwelche Programme, um das Ganze zu vereinfachen.«

Ich kannte tatsächlich welche, mit denen ich mir einiges an Zeit sparen konnte. Mit ihrer Hilfe konnte ich eine Idee in ein, zwei Tagen umsetzen. So bliebe mir sogar noch Zeit für andere Aufträge.

Jeremy bezahlte die Rechnung, dann fuhren wir mit dem Taxi zum Hotel. Kathleen Ford kam eine Viertelstunde zu spät, aber so, wie sie aussah, hatte sie es nicht nötig, sich zu entschuldigen, egal wie sehr sie sich verspätete. Die Leute waren dankbar, dass sie überhaupt kam. Sie war groß, schlank, Mitte fünfzig und hatte glänzendes blondes Haar. Hätte ich einen Blick auf die Etiketten ihrer Kleider werfen dürfen, hätte ich da bestimmt Chanel, Gucci, Hermès und Diane von Schlegelmichtot gelesen. Sie sprühte vor Charme, und als wir uns an die Bar *verfügt* hatten – in diesem Zusammenhang war mir das Wort noch nicht *so* oft untergekommen –, sagte sie, sie sei ein Riesenfan meiner Illustrationen, und redete fast non-stop über all die wichtigen New Yorker, die ganz bestimmt für ihre neue Website schreiben würden, auch Donald Trump, sie kenne ihn übrigens sehr gut, sei aber trotzdem noch nicht hinter das Geheimnis seines Haares gekommen. Sie stellte mir nicht eine einzige Frage, außer wie es meinem Vater gehe, sie habe gehört, er sei ein wenig unwohl. Dann, schon im Begriff, sich zu ihrem nächsten Termin zu *ver-*

fügen, sagte sie noch, ich hätte den Job, und die Website sei in drei Monaten startklar.

Ich nahm an.

Als sie gegangen war, sagte Jeremy, er habe das Gefühl, hier sei gerade ein Tornado durchgefegt. Wir verabredeten, bald wieder zu telefonieren, und ich ging. Vor dem Hotel winkte ich ein Taxi heran.

»Houston Ecke Orchard«, sagte ich, und der Wagen fuhr los. Ich lehnte mich auf dem schwarzen Vinylsitz zurück. Eins war sicher: Ein Vorstellungsgespräch wie dieses hatte ich noch nie erlebt. Ich lachte in mich hinein.

Dann wandte ich mich der Aufgabe zu, die jetzt auf mich wartete. Mir war völlig schleierhaft, was ich eigentlich tun sollte. Ich dachte an mein gestriges Gespräch mit Thomas.

»Und wenn ich vor dem Haus in der Orchard Street stehe«, hatte ich gesagt, »was soll ich da tun? Ich meine, am Fenster wird der Kopf nach so langer Zeit wohl nicht mehr sein.«

»Ich weiß nicht«, sagte Thomas. »Dir wird schon was einfallen.«

Siebenundzwanzig

Howard Talliman schlief schlecht.

Howard schlief schon seit neun Monaten schlecht. Seit Ende August hatte er keine Nacht mehr durchgeschlafen.

Abgenommen hatte er auch. Acht Kilo. Das waren zwei Löcher in seinem Gürtel. Wären da nicht die Ringe unter seinen Augen und sein aschfahler Teint gewesen, hätte er sogar richtig gut ausgesehen, soweit man bei jemandem, der in etwa die Figur eines Gartenzwergs hatte, von gut aussehen sprechen kann.

Tallimans äußere Erscheinung und seine Gereiztheit, beides die Folge von Schlafmangel, waren ihm selbst am unangenehmsten, waren sie doch ein Hinweis, dass ihn etwas belastete, und Howard wollte keinesfalls, dass jemand auf die Idee käme, irgendetwas bereite ihm Sorgen.

Sich Sorgen zu machen entsprach nicht Howards Charakter. Er bereitete anderen Sorgen. Auch Nervosität war kein Wesenszug von Howard. Er machte andere nervös.

Schwere Zeiten für jemanden, der den Schein wahren wollte.

»Du siehst grauenhaft aus«, sagte Morris immer wieder zu ihm. »Warst du mal beim Arzt?«

»Mir geht's gut«, sagte Howard dann. »Um dich mache ich mir Sorgen. Du warst für mich schon immer die Hauptsache.«

Normalerweise blühte Howard richtig auf, wenn es eng wurde. Druck war sein Lebenselixier. Bei den Wahlkampagnen, die er betreute, spielte es keine Rolle, wie schlecht die Chancen für seinen Kandidaten standen, wie hoch sein Rückstand war. Howard gab nie auf. Er geriet nie ins Schwitzen, auch wenn alle um ihn herum sagten, es sei vorbei. Er analysierte Probleme. Und er löste sie. Einmal, als ein Stadtrat sich zur Wiederwahl stellte, war seine gefährlichste Herausforderin eine Frau, die sich auf die umfangreiche Erfahrung berief, die sie in den verschiedensten Ehrenämtern gesammelt hatte. Hunderte von Stunden hatte sie sich für die Armen und sozial Benachteiligten engagiert, während der elende Schmarotzer, dessen Kampagne Talliman leitete, es sich auf Kosten anderer gutgehen ließ.

»Wir müssen einen Weg finden, ihr Engagement für andere gegen sie zu kehren«, sagte Talliman.

Die allgemeine Reaktion im Wahlkampfteam war: »Häh?«

Talliman sagte, wenn man John Kerry aus seinem Einsatz in Vietnam einen Strick drehen konnte, dann war alles möglich. Es galt, die Stärke der Frau zu ihrer Schwäche zu machen. Talliman setzte Blocker darauf an. Er fand gewisse Hinweise, aus denen sich konstruieren ließ, dass das soziale Engagement der Frau zu Lasten ihrer Kinder und ihres Ehemannes ging. Ihr pubertierender Sohn war wegen Kokainbesitz verhaftet worden, wenn auch der Fall nie vor Gericht gekommen war. Ihr Mann verbrachte auffallend viel Zeit in den Bars seines Wohnviertels, und das Hinterteil einer Kellnerin war für ihn stets eine Aufforderung, hineinzukneifen. Talliman sorgte dafür, dass diese Information an die Presse durchsickerte, hütete sich aber, sie direkt weiterzugeben. Wenn Geschichten wie diese kein Beweis dafür waren, dass die Frau blind war für die Nöte ihrer nächsten Angehörigen, was dann? Noch zwei Wochen vor der Abstimmung überschwemmte Talliman den Wahlbezirk mit Handzetteln, in denen er seinen Kandidaten als ausgesprochenen Familienmenschen darstellte und gleichzeitig durchblicken ließ, dass der Gegenkandidatin das Wohlergehen Fremder wichtiger war als die eigene Familie.

Dass einem Mann Karriere vor Familie ging, interessierte niemanden. Aber bei einer Frau?

Es war eine unappetitliche, feige Kampagne, und noch dazu eine Verkehrung der Tatsachen. Und sie wirkte. »Karl Rove hätte es nicht besser deichseln können«, sagten seine Bewunderer ebenso wie seine Widersacher, nachdem die Frau die Wahl mit mehr als dreitausend Stimmen Rückstand verloren hatte.

Ungefähr um diese Zeit bekam Lewis Blocker seine Festanstellung bei Howard.

Für Lewis hätte sie zu keinem besseren Zeitpunkt kommen können, denn er brauchte Geld. Er war aus dem Polizeidienst ausgeschieden, noch ehe er einen Pensionsanspruch erworben hatte. Zusammen mit anderen Kollegen war er zu einer Geiselnahme gerufen worden. Ein Mann hatte sich in seiner Wohnung verschanzt und drohte, seine Familie umzubringen. Schüsse wurden aus der Wohnung abgefeuert. Dann flog die Tür auf und jemand stürmte heraus. Lewis, der im Flur postiert war, schoss.

Pech nur, dass er den sechzehnjährigen Sohn des Schützen erwischte, der einen Fluchtversuch gewagt hatte.

Es wurde zwar keine Anklage erhoben, doch Lewis Blockers Polizeikarriere war damit zu Ende.

Manchmal, sinnierte Howard Talliman, gab es einen Grund, warum etwas geschah. Wenn ein junger Mann sterben musste, damit Lewis Blocker bei der Förderung der politischen Karriere großer Männer mitwirken konnte, tja, wer war er, Howard Talliman, die göttliche Vorsehung in Frage zu stellen?

Aber dass die Dinge letzten August den Lauf nahmen, den sie schließlich genommen hatten, dachte Howard weiter, das konnte unmöglich Gottes Wille sein.

Die Aktion, die er damals genehmigt hatte, die Maschinerie, die in Gang zu setzen er Lewis gestattet hatte, um Morris Sawchuck zu schützen, hatte ein Zerstörungspotenzial, das für sie alle das Ende bedeuten konnte.

Sawchuck war für Howard mehr als ein enger Freund. Er war Tallimans Eintrittskarte zur ganz großen Show. Wenn Sawchuck einmal Gouverneur von New York war, das wusste Howard, dann war es nur eine Frage der Zeit, bis er von da die Leiter ganz nach oben kletterte. Sawchuck besaß die Persönlichkeit, die Strahlkraft – bis hin zu den *Zähnen* –, um es bis ins Weiße Haus zu schaffen.

Howard hatte befürchtet, dass Bridgets lesbische Beziehung zu Allison Fitch und – noch schlimmer – das, was diese über Morris' politische Probleme wusste, all diese Aussichten zunichtemachen könnten. Er hatte auf Lewis' Instinkt vertraut: dass er wusste, was getan werden musste. Und dass er wusste, wer am besten geeignet war, zu tun, was getan werden musste.

Nicht, dass Howard damit gerechnet hatte, dass mit der Erledigung des Auftrags automatisch auch alles andere erledigt wäre. Wenn eine junge Frau ermordet oder vermisst wurde, dann blieb das nicht unbeachtet.

Die *Times* schrieb, die Polizei bitte um Informationen über den Verbleib von Allison Fitch, die nicht zur Arbeit erschienen war. Sie schrieb auch, dass Fitch aus Dayton stammte und ihre dort lebende Mutter ebenfalls ohne Nachricht von ihr wäre.

Auch in der *New York Post* stand etwas, ganz weit hinten, unmittelbar vor dem Sport. Und eines Tages brachte sogar NY1 etwas darüber. Fünf Sekunden lang war das lächelnde Gesicht der Fitch auf dem Bildschirm zu sehen.

Danach nichts mehr. Eine vermisste Person hatte in Manhattan keinen anhaltenden Nachrichtenwert. Eine junge Frau aus Ohio erscheint eines Tages nicht zur Arbeit? Sehr spannend! Sie hat's halt nicht gepackt in der großen Stadt und ist wieder nach Hause gegangen. Solange niemand über eine Leiche stolperte, überlebte eine Vermisstenmeldung nicht einmal die Zeitspanne von einer Nachrichtensendung zur nächsten.

Leider war niemand über eine Leiche gestolpert.

Unter anderen Umständen wäre das für Howard Talliman ein Grund gewesen, sich zu entspannen. Wenn auch der Rest der Welt nicht gewusst hätte, was Allison Fitch zugestoßen war, *er* hätte es gewusst.

Leider wusste er es nicht.

Ebenso wenig wie Lewis.

Lange Zeit wusste es überhaupt niemand.

Kurz nachdem Nicole losgeschickt worden war, um ihren Auftrag auszuführen, hatte Lewis bei Howard angerufen.

»Sie hat sich bei mir gemeldet. Es gibt ein Problem.«

»Was für ein Problem?«

Lewis hatte ihm erklärt, dass Allison Fitch, die nachts arbeitete, gewöhnlich tagsüber zu Hause war und schlief, während ihre Mitbewohnerin, diese Courtney Walmers, die einen normalen Tagesjob hatte, außer Haus war.

An dieser Stelle hatte Howard Talliman bereits eine böse Ahnung.

An diesem Tag jedoch, so berichtete Lewis weiter, war etwas Unvorhergesehenes geschehen.

»Die Frau in der Wohnung war nicht Allison Fitch. Es erwischte die Falsche.«

Howard hatte in seinem Büro gegessen und sich bemüht, die Ruhe zu bewahren. Mein Gott, die Mitbewohnerin? Tot? Jemand, der nie eine Bedrohung dargestellt hatte? Jemand, den er nicht einmal kannte? Sicher, auch in der Vergangenheit hatte Howard schon Kollateralschäden verursacht. Seine politischen Machenschaften hatten mehr als den Ruf seiner Gegner zerstört. Er hatte unterlegene Kandidaten erlebt, die ihr Haus verkaufen mussten, um ihre Wahlkampfschulden bezahlen zu können. Die ihre Frauen oder deren Frauen sie verlassen hatten. Einer griff zur Flasche, fuhr mit dem Wagen gegen einen Brückenpfeiler und war für den Rest seines Lebens an den Rollstuhl gefesselt.

Aber so etwas war noch nie passiert. Gestorben war noch nie jemand.

Diese Nachricht war unerwartet und schlecht. Was Howard jedoch noch immer nicht wusste, war, ob diese Frau, die Lewis da angeheuert hatte, schließlich doch noch ihren ursprünglichen Auftrag ausgeführt hatte. Was war aus dem eigentlichen Opfer geworden?

»Was ist mit Fitch?«, hatte er Lewis gefragt.

»Weg«, hatte Lewis geantwortet. »Sie ist reingeplatzt. Hat gesehen, was los ist. War schneller wieder zur Tür raus, als du Scheiße sagen kannst.«

In den folgenden Monaten blieb Allison Fitch unauffindbar. Wahrscheinlich hatte sie die Hosen gestrichen voll und eine Mordsangst, sich irgendwo blicken zu lassen.

Solange sie noch da draußen war, war sie eine tickende Zeitbombe, die jeden Augenblick hochgehen konnte.

Als Lewis ihn damals angerufen hatte, war Howard vor unterdrückter Wut und blankem Entsetzen explodiert.

»Was für ein kolossaler Griff ins Klo!«

Und Lewis hatte gesagt: »Es kommt noch schlimmer.«

Achtundzwanzig

Thomas hatte wahrscheinlich zu großes Vertrauen in mich gesetzt. Er war sich so sicher gewesen, dass ich aus Manhattan zurückkehren und *Das Geheimnis des Kopfes am Fenster* gelüftet mitbringen würde. Ich sah meiner Exkursion in die Orchard Street mit weniger Begeisterung entgegen.

Ich meine, was sollte ich denn tun, wenn ich das fragliche Fenster schließlich vor mir hatte? Meine Hoffnung war, dass der Kopf noch immer da sein und sich tatsächlich als einer dieser Perückenhalter aus Styropor entpuppen würde. Dass der persönliche Augenschein die Vermutung bestätigen würde.

An der Ecke East Houston, vor Ray's Pizza und ein paar Türen westlich von Katz's Delicatessen sprang ich aus dem Taxi. Dass ich keinen Schimmer hatte, was ich tun sollte, wenn der Kopf nicht da war, lag mir schwer im Magen.

Kehrtmachen und nach Hause fahren vermutlich.

Dieser Stadtteil war nicht gerade das Village oder SoHo, hatte aber seinen eigenen Charme. Die alten Mietshäuser waren reich an architektonischen Details und Geschichte. An der Hausnummer 200 marschierte ich los, vorbei an einem Geschenkeladen, einem Diner und einigen Gebäuden, die von Grund auf renoviert wurden. An der Ecke Stanton stieg mir vor Rosario's Pizzaduft in die Nase.

Ich ging weiter Richtung Süden. Da war ein Koffergeschäft, dessen Sortiment den halben Gehsteig beanspruchte, dann kamen ein paar Kleiderläden und ein Gitarrengeschäft. Keine dieser Fassaden glich der Ansicht auf dem Foto, das ich zusammengefaltet in der Jackentasche trug. Ich zog es heraus, um meine Erinnerung aufzufrischen, und stellte fest, dass die Nummer des Hauses, das Thomas vergrößert hatte, mit einer Sechs anfang. Ich war zu weit nördlich aus dem Taxi gesprungen, musste also noch weiter bis zur Delancey Street.

Ein paar Minuten später schien mir, dass ich in der richtigen Gegend war. Im Erdgeschoss des Hauses mit dem gesuchten Fenster musste ein Laden sein, der Schals verkaufte, und daneben ein Tabak- und Zeitungskiosk. Der Eingang zu dem Haus lag zwischen diesen beiden Läden. Das Haus selbst stand auf der Westseite der Straße.

Vermutlich konnte ich es von der Ostseite besser erkennen. Da hatte ich eine bessere Aussicht.

Und plötzlich sah ich es.

Das Fenster.

Noch einmal studierte ich das Foto, das Thomas mir ausgedruckt hatte, nur um ganz sicherzugehen. Betrachtete die Anordnung der benachbarten Fenster, die Position der Feuertreppe, die Geschäftsfassaden.

Ich hatte es gefunden.

An dem Fenster oberhalb der Klimaanlage war kein weißer Kopf.

Mist.

Außer dem Gehäuse der Klimaanlage gab es nichts zu sehen. Nicht einmal einen Blumentopf. Das Fenster war geschlossen, und die Scheibe, hinter der keine Gardine hing, wirkte schwarz und spiegelte das Gebäude auf der anderen Straßenseite wider.

Ich zog mein Handy heraus, aktivierte die Kamerafunktion und fotografierte das Haus mit dem Fenster im Zentrum.

Ich war also tatsächlich bis nach New York gefahren, war hierhergekommen, an den Ort des – des was? –, um ein Foto zu schießen. Als Beweis für Thomas, dass ich seine Bitte erfüllt hatte.

Eine gigantische Leistung.

Würde er sich mit diesem Foto zufriedengeben? Eher unwahrscheinlich. Ich an seiner Stelle, das musste ich zugeben, fände meine Bemühungen, gelinde gesagt, halbherzig.

Es würde mich bestimmt nicht umbringen, nach oben zu gehen, zu klopfen und hallo zu sagen, wenn mir jemand öffnete. Vielleicht erhaschte ich ja einen Blick in die Wohnung, und der Styroporkopf, den ich so unbedingt sehen wollte, stand auf dem Küchentisch oder sonst irgendwo.

Wieder ein Fall gelöst von Ray Kilbride, bei Tag Karikaturist, bei Nacht Kämpfer gegen das Böse. Dumm nur, dass jetzt noch Tag war.

Ich sah mir das Fenster genau an, in der Hoffnung die Wohnung leichter zu finden, sobald ich im Haus war. Dann überquerte ich die Straße und ging hinein. Der Eingangsbereich war eigentlich nur ein kleiner Raum mit Briefkästen und einer Tafel mit den Namen der Hausbewohner. Die innere Tür erwies sich als abgesperrt. Etwas anderes hatte ich auch nicht erwartet.

Wenn auf die Tafel Verlass war, dann gab es auf der zweiten Etage fünf Wohnungen. Die Namen waren mit einem dieser DYMO-Geräte auf schmale schwarze Klebestreifen geprägt. Ich weiß noch, als wir Kinder waren, hatte mein Vater auch eines, und ich beschriftete damit alles in meinem Zimmer: »Bücherregal«, »Bett«, »Tür«, »Fenster«.

Der Zahn der Zeit hatte den Klebestreifen schon ziemlich zugesetzt, einige lösten sich bereits, und von dem für Wohnung 305 fehlte die Hälfte. Da war nur

noch »ch/Walmers« zu lesen. Auf 304 wohnte Kazinski, auf 303 Goldberg, auf 302 Reynolds und auf 301 Michaels. Ich machte ein Foto. Vielleicht brauchte ich einen der Namen später noch einmal. Außerdem fotografierte ich einen Zettel neben der Namenstafel, auf dem eine Kontaktnummer für Mietanfragen stand.

Was tun?

Während ich noch überlegte, stürmte ein junger Mann zur Innentür heraus. Geistesgegenwärtig packte ich den Griff der Tür, ehe sie zufallen konnte.

Ich ging hinauf in den zweiten Stock. Dort blieb ich stehen, um mich zu orientieren und zu verstehen, welches wohl die Wohnung war, deren Fenster über dem Schalgeschäft lag.

Ich entschied mich für Nummer 305.

Was für Möglichkeiten hatte ich jetzt, mehr zu erfahren? Ich konnte klopfen und, wenn jemand öffnete, sagen: »Hallo, wie geht's? Ich heiße Ray Kilbride, und mein Bruder, der ist ein bisschen, na, Sie wissen schon. Ja, und unlängst beim Surfen im Internet, da hat er zufällig entdeckt, dass an Ihrem Fenster gerade jemand erstickt wird. Erinnern Sie sich? Ich weiß ja nicht, wie's Ihnen geht, aber *ich* würde mich an so was erinnern.«

Oder wie wär's damit?

Ich hole den Ausdruck aus der Jacke, und wenn die Tür aufgeht, zeige ich ihn her und sage: »Wir haben das Haus auf Whirl360 gesehen, und da ist uns in Ihrem Fenster das hier aufgefallen. Würde es Ihnen was ausmachen, mir zu sagen, was zum Teufel das ist?«

Auch nicht gerade genial. Aber von den beiden Varianten war mir diese die sympathischere.

Vielleicht konnte ich ja irgendeine Geschichte erfinden. Ich bin Illustrator, würde ich sagen. Immerhin hatte ich eine Tüte von Pearl Paint in der Hand. Ich könnte behaupten, ich hätte den Auftrag, die Illustrationen zu einem *Times*-Artikel über die Architektur von Lower Manhattan zu machen. Ich hätte mir diese Straße im Internet angesehen, sei dabei auf dieses Bild gestoßen und müsse jetzt unbedingt wissen, was das sei.

Lächerlich.

Ich würde Folgendes machen. Anklopfen, wenn jemand öffnete, das Foto herzeigen und einfach fragen.

Vielleicht bekam ich ja eine Antwort. Wenn man mir Fragen stellte, würde ich sie beantworten, so gut ich eben konnte. Ich würde ehrlich sein. Ich würde erzählen, dass ich einen Bruder hatte, der ganz besessen war von Whirl360, und es kam immer wieder vor, dass er online etwas sah und unbedingt wissen wollte, was das war.

Hilfe.

Das Blatt in der Linken haltend klopfte ich mit der Rechten an die Tür. Die Tüte von Pearl Paint schwang mit.

Als nach drei Sekunden niemand öffnete, probierte ich es noch einmal.

Und wartete.

Und überlegte dabei, ob ich noch ein drittes Mal klopfen sollte. Vielleicht schliefen die Leute. Wollte ich sie wirklich wegen so etwas wecken?

Ich war drauf und dran, es zu tun, da ging eine andere Tür auf, ich glaube, die von 303. Ich wandte mich um. Oberkörper und Kopf einer molligen Frau ragten in den Flur. Sie trug Lockenwickler und eine Brille mit einem dicken schwarzen Gestell.

»Da wohnt niemand«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Da wohnt niemand mehr. Die beiden Mädchen sind ausgezogen.«

»Ach so, das wusste ich nicht.«

»Schon vor Monaten«, sagte sie. »Im Moment ist die Wohnung nicht vermietet.«

»Ach so«, sagte ich noch einmal. »Danke.«

Sie trat zurück und schloss die Tür.

Klappe zu, Affe tot.

Als ich das Haus verließ, wandte ich mich nach links, Richtung Norden. Auf dem Weg zum Bahnhof überlegte ich, was ich Thomas erzählen würde, wenn ich nach Hause kam. Es gab nicht viel zu erzählen: Ich war da gewesen, aber die Wohnung stand leer.

Was sollte ich denn sonst tun?

Ich saß bereits im Zug und schaute auf den vorüberziehenden Hudson hinaus, da kam mir plötzlich etwas zu Bewusstsein, das mich im Unterbewusstsein schon die längste Zeit beschäftigt hatte: *Wieso war bei Dads Traktor das Mähwerk hochgeklappt und die Zündung ausgeschaltet gewesen?*

Neunundzwanzig

Thomas wusste, dass er sich das Frühstück und das Mittagessen selbst machen musste. Ray hatte ihm gesagt, das sei jetzt seine Aufgabe. Ray hatte gesagt, wenn er zu nachtschlafender Zeit aufstehen musste, um mit dem Zug nach Manhattan zu fahren und diesem Hirngespinst hinterherzujagen (Thomas war ziemlich sicher, dass Ray das Wort Hirngespinst gebraucht hatte), dann war das Mindeste, was Thomas tun konnte, sich sein Essen selbst zu machen.

»Ist gut«, sagte Thomas. »Was haben wir denn im Haus?«

»Es gibt Brot und Marmelade und Erdnussbutter und Thunfisch. Schau nach. Mach die Schränke auf und nimm dir, was du brauchst.«

»Wenn ich Thunfisch will, wo ist der Dosenöffner?«

»Thomas, schau mich an.«

»Ja, Ray?«

»Benutz deinen Kopf. Wenn du etwas nicht gleich siehst, dann such es.«

»Ist gut.«

Ray war offensichtlich nicht besonders scharf darauf, sich dieses Fenster in der Orchard Street anzusehen, aber er hatte es versprochen, und Thomas war froh. Er war sich gar nicht so sicher, dass er noch eine Nachricht an die CIA geschickt hätte, um seine Besorgnis über den Tütenkopf zum Ausdruck zu bringen – seine Beziehung zur CIA sollte über das Berufliche nicht hinausgehen. Wenn man an höchster Stelle den Eindruck bekam, dass er immer gleich Alarm schlug, wenn er etwas Verdächtiges auf Whirl360 entdeckte, dann würde man seine Dienste vielleicht nicht mehr so gern in Anspruch nehmen, wenn das Große Ding passierte, was immer dieses Große Ding auch war.

Unabhängig davon wurde Thomas von Woche zu Woche zuversichtlicher, dass er bereit war. Jeden Abend, wenn er Whirl360 schloss, die Chronik seines Computers löschte, das Licht ausmachte und den Kopf aufs Kissen legte, durchstreifte er in Gedanken die Straßen einer Stadt, die er kürzlich erforscht hatte, bis er darüber einschlief. In der letzten Nacht war er mit geschlossenen Augen durch San Francisco gewandert. Er ging die Hyde Street entlang, bog rechts ab und schlenderte die wie ein Korkenzieher gewundene Lombard Street bergab auf den in der Ferne liegenden Coit Tower zu. Oder er blieb auf der Hyde Street, die dann ebenfalls bergab führte, und sah in der Ferne etwas, das Alcatraz sein musste. Dann überquerte er die

Chestnut Street, wo die Häuser links den Blick freigaben auf eine Fläche, auf der es eigentlich nichts zu sehen gab und die sich Russian Hill Open Space nannte. Und wenn er die Hyde Street immer geradeaus ging, dann war er bald ...

Eingeschlafen.

Ray steckte gegen fünf den Kopf in sein Zimmer und weckte ihn. »Ich fahre jetzt«, sagte er. »Mach keinen Unsinn.«

»Alles klar«, murmelte Thomas in sein Kissen.

Als er schließlich aufstand, schien die Sonne schon zum Fenster herein. Noch ehe er ins Bad ging, um sich schnell zu duschen, und sich anzog, schaltete er den Computer ein und machte Whirl360 auf.

In der Küche betrachtete er einen Augenblick unschlüssig die Schränke und überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. Er war ziemlich sicher, dass die Frühstücksflocken im Schrank neben dem Kühlschrank waren. Er öffnete ihn zögernd, als rechne er damit, dass eine Ratte herausspringen würde. Doch da stand nur die Packung Cheerios, die er zu finden gehofft hatte.

Die Milch war im Kühlschrank. So viel wusste er schon. Er holte sich eine Schale, schüttete die Cheerios hinein, goss Milch dazu, aß alles auf und kehrte in sein Zimmer zurück. Die benutzte Schale ließ er auf dem Tisch, das Getreide und die Milch auf der Arbeitsplatte stehen. Allerdings nicht aus Schlamperei. Es war nur so, dass Ray von Wegräumen nichts gesagt hatte. Er hatte Thomas nur eingeschärft, dass er sich um sein Essen selbst kümmern musste. Wahrscheinlich wollte Ray selbst aufräumen, damit auch alles so gemacht wurde, wie er es haben wollte. So war es jedenfalls bei ihrem Vater gewesen. Adam Kilbride wollte immer über das Aufräumen bestimmen. Er ließ Thomas nie das Geschirr spülen. Deshalb wusste Thomas nicht, wie man den Geschirrspüler belud, den Staubsauger bediente, Wäsche wusch, den Boden schrubbte oder Staub wischte. Die einzige der Arbeiten in Haus und Garten, die Thomas gereizt hätte, war das Rasenmähen, doch sein Vater ließ ihn nicht mit dem Traktor fahren. Und jetzt wollte er ohnehin nie wieder damit fahren, selbst wenn Ray ihn gelassen hätte.

Nach dem Frühstück setzte er die Erkundung von San Francisco fort. Er spazierte durch die Stadtteile Sunset, Richmond und Haight-Ashbury, dann über die Golden Gate Bridge. Dazu brauchte er ganz schön viele Mausklicks. Dieser Teil der Stadtwanderung fesselte seine Aufmerksamkeit so, dass er fast vergessen hätte, sich um sein Mittagessen zu kümmern.

Kurz vor eins stand er wieder in der Küche. Die Vorstellung, sich ein Thunfisch-Sandwich zu machen, überforderte ihn, denn dazu hätte er den Dosenöffner benutzen müssen, und schon sein Vater hatte immer geflucht, wenn der Deckel endlich aufsprang und das Öl in alle Richtungen spritzte. Also entschied sich Thomas

für Erdnussbutter und Brot. Er war gerade dabei, sich ein Brot zu schmieren, als es klopfte.

Erst tat er gar nichts, denn normalerweise war jemand da, der die Tür öffnete, doch dann wurde ihm klar, dass im Moment außer ihm niemand im Haus war. Er legte also das erdnussbutterbeschmierte Messer hin und ging nachsehen.

»Hallo, Thomas.«

Es war Len Prentice, oder Lenny, wie Adam Kilbride seinen früheren Arbeitgeber oft genannt hatte.

»Ah, hi, Mr. Prentice.«

Thomas sah dessen Wagen vor der Veranda stehen, aber es saß sonst niemand drin. Er war allein gekommen. Der Mann stand da, als wolle er hereingebeten werden, aber Thomas wollte das nicht. Er hatte Len Prentice noch nie leiden können.

»Ist dein Bruder da?«, fragte er.

»Er ist heute in New York«, antwortete Thomas.

»Was macht er denn da?«

»Er sieht nach, ob jemand mit einer Tüte erstickt wurde.«

Das verschlug Len einen Augenblick lang die Sprache. »Hä?«, machte er. Dann sagte er: »Du hast echt 'ne Meise, Thomas, was? Kann ich reinkommen?«

Thomas zögerte. »Ist wahrscheinlich nichts dabei«, sagte er dann.

»Ich kam gerade vorbei und dachte, schau ich doch mal, wie's euch Jungs so geht.«

Thomas sagte nichts. Len Prentice hatte ihm ja keine Frage gestellt.

»Hast du vielleicht ein Bier?«

»Ich weiß nicht«, sagte Thomas in aller Aufrichtigkeit.

»Macht nichts. Ich seh selbst nach.« Len ging durchs Wohnzimmer in die Küche, öffnete den Kühlschrank und fand das Gesuchte.

»Na, Thomas, was treibst du denn den ganzen Tag?«, fragte er, öffnete die Flasche und nahm einen Schluck.

»Ich arbeite am Computer.«

Len nickte wissend. »Ach ja, stimmt. Mehr oder weniger rund um die Uhr.«

»Ich hab zu tun.«

»Wie war das noch mal mit Ray? *Was* macht der?«

»Er ist in New York.«

»Schon, aber das andere. Was hast du da gesagt?«

»Er trifft sich mit einem Freund wegen seiner Arbeit, und er versucht, rauszufinden, was mit der Person am Fenster passiert ist.«

Len trank noch einen Schluck von seinem Bier. »Der sie eine Tüte über den Schädel gezogen haben?«

Thomas nickte.

»Dein Vater hat sich bei mir alles von der Seele geredet«, sagte Len. »Ich war nämlich nicht nur sein Boss. Er und ich, wir waren Freunde. Und er hat mir erzählt, dass du ständig irgendwelche Fotos im Internet findest, und dann bist du ganz aus dem Häuschen. Er hat sogar überlegt, ob er dir den Zugang zum Internet kappen soll, aber solange du am Computer warst, musste er sich wenigstens keine Sorgen machen.«

Thomas wollte, dass Len Prentice endlich ging, damit er sich sein Erdnussbutterbrot fertig schmieren und mit nach oben nehmen konnte.

»Marie hat gesagt, ich soll vorbeischaun. Sie meinte, es wäre nett, wenn du und dein Bruder zum Abendessen kämt.«

»Da muss ich mit Ray reden«, sagte Thomas. Er wollte da nicht hin, wagte das aber nicht zu sagen. Er würde Ray bitten, sich darum zu kümmern.

»Dein Dad hat immer gesagt, er hat keine Ahnung, warum du so bist, wie du bist. Du hockst am liebsten den ganzen Tag zu Hause vor dem Computer. Und wenn du mal rausgehst, dann nur zu deiner Psychiaterin. Wie heißt die noch mal? Gargamel?«

»Grigorin.«

»Was mir einfach nicht in den Kopf will: Nicht mal zur Beerdigung deines eigenen Vaters bist du gegangen. Bist du so computerfixiert, dass du ihm nicht einmal die letzte Ehre erweisen konntest?«

Thomas blinzelte. »Warum sagen Sie solche Sachen, Mr. Prentice?«

»Keine Ahnung. Eigentlich nur, um überhaupt was zu sagen. Ich bin ein einfacher Mann, Thomas. Mit dem ganzen Psycho-Hokusfokus kenn ich mich nicht aus. Ich dachte, ich weiß, was dieses Schizodingsda ist, was du hast, nämlich dass du eine gesplante Persönlichkeit hast, aber dein Vater hat gesagt, das ist ein allgemeines Missverständnis und stimmt gar nicht. Was ich nicht kapiere: Wenn du weißt, dass du ein Problem hast, warum tust du dann nichts dagegen?«

»Ich hab kein Problem«, sagte Thomas.

Len lachte leise. »Ein Sohn, der nicht zur Beerdigung des eigenen Vaters geht? In meinen Augen hat der ein ganz gewaltiges Problem.«

»Ich hatte zu tun. Und außerdem ...«

»Außerdem was, Thomas?«

»Außerdem waren da Leute, die ich nicht treffen wollte.«

»Wer zum Beispiel? Meinst du vielleicht mich, Thomas? Ich war doch immer nett zu dir, oder etwa nicht?«

Thomas schüttelte den Kopf. »Ich muss mir mein Mittagessen machen. Ich mach mir gerade ein Erdnussbutterbrot.«

»Ich hab eine Idee«, sagte Len Prentice. »Ich lade dich irgendwohin zum Essen ein.«

»Was?«

»Ich meine, *du* kommst jetzt mit mir aus dem *Haus*, und wir fahren mit dem *Auto* irgendwohin zum Essen.«

»Ich hab doch schon angefangen, mir ein Brot zu machen«, sagte Thomas und zeigte auf die Arbeitsplatte.

»Na und? Das hebst du dir eben für den Nachmittag auf. Ich fahr dich ein bisschen spazieren. Es würde dir guttun, mal rauszukommen.«

»Nein.«

Len stellt sein Bier ab und sagte. »Ich bestehe darauf.«

»Ich will aber nicht.«

Len kam auf ihn zu. »Ich glaube, da hat dein Vater einen Fehler gemacht. Er hat dir immer deinen Willen gelassen. Er hätte strenger sein müssen, dich mit neuen Dingen konfrontieren. Wir könnten nach Promise Falls hineinfahren und dort zu McDonald's gehen oder uns eine Pizza holen. Wir könnten auch zu mir nach Hause fahren, und Marie soll dir was zu essen machen.«

Thomas trat einen Schritt zurück.

»Weißt du, nach dem, was ich gehört habe, musst du dich sowieso an den Gedanken gewöhnen, dieses Haus zu verlassen. Was ist, wenn dein Bruder es verkauft?«

»Vielleicht tut er das gar nicht.«

»Du glaubst doch wohl nicht, dass er dich hier allein wohnen lässt? Das wäre keine sehr schlaue Idee.«

»Vielleicht bleibt er auch hier wohnen. Wir könnten alle beide hier wohnen.« Aber noch während er es aussprach, kamen Thomas Zweifel, ob er das wirklich wollte. Er liebte seinen Bruder, aber der war manchmal so schwierig. Wie ihr Vater. Der hatte auch immer rumgenörgelt, wegen Dingen, für die Thomas nichts konnte.

»Na egal, ihr werdet schon das Beste draus machen«, sagte Len. »So, brauchst du noch eine Jacke oder so? Ich weiß nicht, wie's dir geht, aber ich hätte Lust auf Kentucky Fried Chicken. Magst du KFC?«

Und ob Thomas KFC mochte. Nur wollte sein Bruder ihm nie Sachen von da holen. Ihr Vater hatte es manchmal getan. Aber mit Len Prentice wollte er nirgendwohin gehen. Er spürte, wie er ganz kribbelig wurde, als hätte er irgendwelche kleinen Tiere unter der Haut. Seine Atmung beschleunigte sich. Wurde flach. Er wäre ja vielleicht auch gern mal ausgegangen. Nicht lange. Und mit Leuten, die er mochte, denen er vertraute. Len Prentice mochte und vertraute er nicht.

Und sein Vater hatte ihn auch nicht besonders leiden können. Ja, sie waren so was wie Freunde gewesen. Hatten sich manchmal getroffen und gemeinsam Sport geguckt, ein Bier getrunken. Doch jedes Mal, wenn Adam Kilbride danach nach Hause gekommen war, hatte er gesagt: »Mensch, der Typ kann einem wirklich den letzten Nerv töten.«

Len streckte die Hand aus und packte Thomas am Arm. Nicht grob, aber bestimmt. »Auf geht's, Partner. Amüsieren wir uns ein bisschen.«

Thomas riss sich los. Er legte mehr Kraft in die Bewegung als notwendig gewesen wäre und traf Len mit der flachen Hand unabsichtlich im Gesicht.

Len erstarrte, dann rieb er sich die Wange und sagte: »Das hättest du lieber nicht tun sollen, Thomas.«

Dreißig

Um die Wahrheit zu sagen: Auch Lewis Blocker schlief nicht allzu gut.

Allison Fitch war noch immer da draußen, und nicht zu wissen, wo sie war und was sie vielleicht tun würde, raubte Lewis aus genau denselben Gründen den Schlaf wie Howard Talliman. Falls sie sich eines Tages doch entschließen sollte, ihr Versteck zu verlassen und auszupacken, dann konnten *sie* einpacken. Alle miteinander – Howard genauso wie Morris und Lewis Blocker.

Trotz seiner und Howards verzweifelter Bemühungen, nach diesem kolossalen Griff ins Klo, wie Howard es so treffend bezeichnet hatte, den Klodeckel wieder zuzukriegern, würde ihnen die Scheiße spätestens dann um die Ohren fliegen, wenn Allison in eine Polizeidienststelle hineinspazierte, über den Mord berichtete, ihren Erpressungsversuch gestand und über das Treffen mit Howard plauderte.

Sie mussten dafür sorgen, dass es nicht so weit kam.

Dazu wurden mehrere Maßnahmen ergriffen. Als Erstes ließ Lewis Nicole die Mutter in Ohio überwachen. Früher oder später würde die junge Frau einen Kontaktversuch unternehmen. Irgendwann würde jede Tochter, die in der Patsche saß, sich bei ihrer Mutter ausheulen wollen. Irgendwann würde sie nicht mehr leben können mit dem schlechten Gewissen, dass die Angst um sie die Mutter schier um den Verstand brachte. Irgendwann würde der Wunsch übermächtig werden, ihrer Mutter diese Angst zu nehmen.

Lewis war es durchaus nicht wohl bei dem Gedanken, Nicole weitermachen zu lassen, nachdem sie es so verbockt hatte. Sein ursprüngliches Vertrauen in sie war bis in die Grundfesten erschüttert worden, und sein erster Impuls war gewesen, Nicole den äußersten Preis für dieses Versagen zahlen zu lassen. Doch im Moment brauchte er jede Unterstützung, die er bekommen konnte, und Nicole, die die Schlinge um den Hals spürte, hatte ihre Hilfe auf unbefristete Zeit zugesagt, um gutzumachen, was noch gutzumachen war. Er würde sich ihrer also bedienen, bis dieses Problem aus der Welt geschafft war.

Lewis wollte auch die Wohnung nicht aus den Augen lassen. Er hielt es zwar für äußerst unwahrscheinlich, dass die Fitch selbst dahin zurückkehren würde, aber es war durchaus möglich, dass irgendwann einmal jemand auftauchte, der sie kannte. Vielleicht nur ein Freund, um hallo zu sagen. Oder, und darauf hoffte Lewis am

meisten, jemand, mit dem Allison sich in Verbindung gesetzt und den sie gebeten hatte nachzusehen, was mit ihrer ehemaligen Wohnung los war.

In jedem Fall kam mit so einem Besucher vielleicht auch ein Hinweis, wo Allison Fitch sich im Moment aufhielt.

Lewis konnte niemanden rund um die Uhr auf dem Flur postieren. Zu auffällig. Er hatte zwar in der Rolle eines Angehörigen mit dem Vermieter vereinbart, dass er bis auf weiteres dafür sorgen würde, dass die Miete pünktlich jeden Monat bezahlt wurde, doch Lewis hatte nicht genügend Leute, um ständig jemanden in der Wohnung zu haben, für den Fall, dass sich einmal ein Besucher blicken ließ. Im ersten Monat, als er selbst da Posten bezogen hatte, klopfte es ein einziges Mal. Es war jemand, der Flyer für den Heimservice eines italienischen Lokals ein paar Häuser weiter verteilte.

Aber er wurde das Gefühl nicht los, dass eines Tages doch jemand vorbeikäme, der für ihn interessant war. Und wenn das geschah, dann wollte er wissen, wer das war.

Deshalb installierte er die Kamera.

Ein winziges Ding für den Türspion, innen befestigt, mit einem ausgezeichneten Blick auf den Flur, gesteuert durch einen Bewegungsmelder. Sobald jemand sich der Wohnung auf einen Meter näherte, schaltete sie sich ein. Die Aufnahmen wurden automatisch auf seinen Computer übertragen, und jeden Abend sah Lewis sie sich an.

Es gab fast immer irgendetwas. Normalerweise war es der Hausmeister, der im Flur staubsaugte. Einmal ein Pizzalieferant, der die falsche Tür erwischt hatte. Lewis sah, wie er sein Handy zückte, mit jemandem telefonierte und die Sache klärte.

Beim Ansehen dieser Szene bekam Lewis ein wenig Hunger.

An Halloween waren ein paar Kinder ins Haus gelangt und bettelten um Süßigkeiten. Zwei Mädchen, das eine als Lady Gaga, das andere als Alien verkleidet – er war sich nicht sicher, wer wer war –, versuchten ihr Glück an Tür Nummer 305.

Jeden Tag irgendwas, aber nie etwas Brauchbares.

Allmählich kam Lewis zu der Überzeugung, dass es sich nicht lohnte, weiter Miete zu zahlen. Er würde die Kamera entfernen.

Und dann tauchte plötzlich der Typ mit der Pearl-Paint-Tüte auf.

Lewis saß am Schreibtisch im Arbeitszimmer seiner Wohnung an der Lower East Side und betrachtete den riesigen Bildschirm seines Computers. Der Mann klopfte dreimal mit der Hand, in der er die Tüte aus dem Künstlerladen hielt. Bei seinen Nachforschungen über Allison Fitch war er ihm nicht untergekommen.

Weder vor noch nach ihrem Verschwinden. Lewis hatte keine Ahnung, wer das war und ob sein Erscheinen irgendwie von Bedeutung war.

Wollte der Typ irgendwas verkaufen? Hatte er die falsche Wohnung erwischt? Oder kannte er eine der beiden ehemaligen Mieterinnen und wollte sie besuchen? Wäre das der Fall gewesen, hätte er dann nicht gerufen? Etwas wie »Hey, jemand zu Hause?«. Wie war er ins Haus gekommen? Hatte er einen Schlüssel? War er hereingekommen, als jemand anderes hinausgegangen war, oder hatte er wahllos auf mehrere Klingeln gedrückt, bis er den Dummen gefunden hatte, der auf den Türöffner gedrückt hatte?

Spielte das eine Rolle? War dieser Besuch überhaupt von Bedeutung?

Da erhaschte Lewis einen Blick auf den Zettel, den der Mann in der anderen Hand hielt.

Was war das? Zweimal blitzte er kurz vor der Kamera auf. Lewis wiederholte diese kurze Sequenz mehrmals hintereinander, doch er konnte nichts erkennen.

Er hielt das Video an, dann bewegte er es mit dem Cursor ganz langsam Zentimeter für Zentimeter weiter, bis er zu einer Stelle kam, wo der Zettel ansatzweise zu sehen war.

Anscheinend ein ganz normales Blatt, wie man es als Druckerpapier verwendete. Im oberen linken Quadranten befand sich ein rechteckiges farbiges Bild. Es sah aus wie eine Fensterreihe, aber genau zu erkennen war es nicht.

Am oberen Rand des Blattes irgendeine Schrift. Auf dem Bildschirm nicht zu entziffern. Doch in der oberen linken Ecke gab es ein mehrfarbiges Logo, das Lewis vage bekannt vorkam. Es fing mit einem stilisierten W an, und die Zeichen am Ende sahen aus wie drei Ziffern.

Er war sich ziemlich sicher, dass er es kannte. Und schließlich fiel es ihm ein: Es war das Logo von Whirl360, dieser Website, mit der man sich die Straßen von Städten auf der ganzen Welt ansehen konnte. Er benutzte sie manchmal. Wie jeder Mensch irgendwann in seinem Leben hatte auch er nachgesehen, ob das Haus, in dem er aufgewachsen war, online zu sehen war. Er hatte seine alte Adresse in Denver eingetippt, und da war es.

Wenn das tatsächlich das Whirl360-Logo war, dann war es nicht abwegig, anzunehmen, dass das Bild auf dem Zettel ein Ausdruck von dieser Website war.

Lewis vergrößerte das verschwommene Bild, so gut es mit dem Computer möglich war. Es sah tatsächlich aus wie eine Fensterreihe, und zwar wie eine in einem der alten Mietshäuser in der Gegend, in der Allison Fitchs Wohnung lag. Doch es war unmöglich, irgendeine Einzelheit zu erkennen.

Wenn der Typ dieses Bild online finden konnte, dachte Lewis, dann würde er es auch schaffen. Er öffnete einen Browser, ging auf Whirl360 und gab »Orchard

Street New York« ein. Gleich darauf klickte er sich die Straße entlang. Als er zu dem Häuserblock kam, in dem Fitchs ehemalige Wohnung lag, zog er den Cursor über den Bildschirm und drehte sich auf der Orchard Street einmal im Kreis, von Norden nach Süden und wieder zurück.

Vielleicht war der Mann, der geklopft hatte, ja Architekturstudent. Oder jemand vom Stadtbauamt. Wer konnte das wissen?

Er drehte die Ansicht so, dass er das Haus der Fitch direkt vor sich hatte, zog den Cursor ganz nach oben, klickte, hielt die Taste fest und zog den Cursor wieder nach unten. Das hatte den Effekt, als reckte man den Hals, um zu den oberen Stockwerken hinaufzusehen.

»Was?«, murmelte er. »Was ... ist ... das?«

Er hatte jetzt ein ganz bestimmtes Fenster herangeholt und klickte, um es zu vergrößern.

»Ach, du Scheiße«, flüsterte er.

Sie trafen sich auf derselben Bank im Central Park. Lewis Blocker überreichte Howard Talliman ein gefaltetes Blatt Papier.

»Was ist das?«, fragte Talliman.

»Hab ich aus dem Internet ausgedruckt. Schau's dir einfach an.«

Talliman klappte den Zettel auf und sah ratlos auf das Bild. »Keine Ahnung, was das sein soll.« Howard hatte das Haus in der Orchard Street nie gesehen.

»Das Fenster gehört zu der Wohnung. Was du da in der Hand hast, ist ein Ausdruck aus dem Netz.«

Howard legte den Zeigefinger auf den Kopf am Fenster. »Lewis, ist das, was ich glaube, dass es ist?«

»Ja.«

Howard gab Lewis den Zettel zurück, und dieser steckte ihn wieder in seine Jacke. »Ich kapiere immer noch nichts.«

»Weißt du, was Whirl360 ist?«

»Ich komme nicht aus der Steinzeit, Lewis.«

»Das ist ein Ausdruck von dieser Website. Während wir hier plaudern, kann jeder das Bild online bewundern. Jeder, der einen Computer hat und sich zufällig die Orchard Street anguckt und zufällig genau diese Perspektive wählt, kann es sehen. Anscheinend ist einer dieser Kamerawagen genau in dem Moment in der Orchard Street unterwegs gewesen, als Nicole das am Fenster gemacht hat.«

Allmählich dämmerte Howard die Ungeheuerlichkeit des Ganzen. »Um Himmels willen«, entfuhr es ihm. »Wie bist du denn darauf gestoßen? Einfach so, beim Surfen?«

»Nein«, sagte Lewis. »Ich *wurde* darauf gestoßen.«

»Was? Wie denn?«

»Jemand wollte in die Wohnung. Ein Mann, Ende dreißig, Anfang vierzig, würde ich sagen. Hat angeklopft. Die Kamera aktiviert.«

»Aha.«

Lewis klopfte auf seine Jacke, in der der Ausdruck steckte. »Der hatte einen Zettel in der Hand, genau wie den hier.«

Howards Mund stand offen. Er fasste sich an die Stirn. »Wer war das?«

»Keine Ahnung.«

»Was wollte er damit? Wieso hatte er das?«

»Keine Ahnung.«

»Verdammt, was weißt du eigentlich, Lewis?«

Lewis blieb unbeeindruckt. »Ich weiß, dass wir zwei Probleme haben, Howard. Das erste ist dieser Mann. Wer ist das? Wieso hat er diesen Ausdruck? Wie hat er ihn überhaupt entdeckt? Reiner Zufall, oder wusste er schon, dass es ihn gab? Handelt er allein oder im Auftrag von jemandem? Weiß er, was auf diesem Bild zu sehen ist? Ist er Polizist? Warum hatte er das Ding in der Hand, als er an diese Tür klopfte? Was wollte er? Wen hat er gesucht?«

»Grundgütiger«, sagte Howard. Er schwieg einen Augenblick, dann sah er Lewis an. »Und das zweite Problem?«

»Das Foto«, sagte Lewis. »Es ist noch immer da. Auf dieser Website. Und wartet darauf, dass der Nächste es findet.«

Einunddreißig

Es war schon fast zehn, als ich in die Zufahrt einbog. Mir fiel sofort auf, wie dunkel das Haus war.

Die Lampen auf der vorderen Veranda, seitlich am Haus und die am Scheunentor waren an einen Timer angeschlossen und deshalb eingeschaltet. Doch hinter den Fenstern war keinerlei Licht zu sehen. Das Wohnzimmer lag im Dunkeln, ebenso der erste Stock. Nicht einmal der bläuliche Schimmer des Computers im Zimmer meines Bruders war zu sehen. Es war zwar eher unwahrscheinlich, aber vielleicht war er ja früher zu Bett gegangen.

Die Haustür war verschlossen. Ich sperrte auf, ging hinein und machte ein paar Lichter an. Dann lauschte ich. Alles still. Natürlich machte Thomas auch sonst nicht gerade viel Lärm. Whirl360 hatte keine Audiofunktion.

»Thomas?«, rief ich leise. Vielleicht schlief er. Ich wollte ihn nicht wecken. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass er schon sehnsüchtig auf meine Rückkehr wartete, um zu hören, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Nicht viel, wie sich gezeigt hatte, doch das wusste er ja noch nicht.

Mein Blick fiel in die Küche. »Mist«, sagte ich leise.

Der ganze Tisch stand voll schmutzigem Geschirr. Nicht nur vom Frühstück, sondern auch vom Mittagessen. Was das Abendessen anging, war ich mir nicht so sicher. Ich legte die Hand auf die halbvolle Milchpackung, die ebenfalls noch auf dem Tisch stand. Raumtemperatur. Ich schnupperte daran.

»Iiih«, sagte ich und kippte sie in die Spüle. Dann entdeckte ich das mit Erdnussbutter verschmierte Messer, das neben dem offenen Glas auf der Arbeitsfläche klebte.

Ich ging nach oben und klopfte ganz leise an Thomas' Tür. Nichts rührte sich. Vorsichtig öffnete ich sie.

Ich brauchte kein Licht anzumachen, um zu erkennen, ob er im Bett war. Mondlicht fiel durchs Fenster herein und beleuchtete die Decke. Das Bett war leer. Jetzt schaltete ich doch das elektrische Licht ein.

Der Computerturm summt noch, aber der Bildschirm war schwarz. Offensichtlich war er länger nicht mehr benutzt worden. Wenn Thomas Feierabend machte, fuhr er ihn ganz herunter.

Ich trat wieder auf den Flur und machte ein paar Schritte Richtung Bad. Die Tür stand offen. Ich machte Licht.

Auch hier keine Spur von ihm.

»Thomas!«, rief ich. Diesmal gab ich mir keine Mühe mehr, leise zu sein. »Thomas! Ich bin wieder da.«

Ein banges Gefühl beschlich mich. Ich hätte nie nach Manhattan fahren und ihn einen ganzen Tag lang allein lassen dürfen. Er hatte sich wieder in Schwierigkeiten gebracht. Aber was für Schwierigkeiten? Ich hoffte nur, dass die Leute vom FBI sich nicht noch mal herbemüht und ihn diesmal mitgenommen hatten.

Ich ging wieder nach unten. In der Küche gab es eine Tür, die in den Keller führte. »Thomas?«

Keine Antwort, trotzdem ging ich die Treppe hinunter. Mit dem Licht aus der Küche kam ich bis nach ganz unten, dort zog ich die Kette, die die nackte Glühbirne zum Leuchten brachte. Der Raum diente hauptsächlich zur Aufbewahrung. Unzählige Kisten mit Dingen, die meine Eltern im Lauf der Jahre zusammengetragen hatten, standen herum. Die zu sichten war ein schönes Stück Arbeit, das mir auch noch bevorstand. Ich ging herum, spähte hinter den Heizofen. Keine Spur von Thomas.

Ich ging durch die Küchentür hinaus in den Garten. Die Luft war kühl, sanftes Mondlicht lag über der Landschaft. Nicht eine Wolke war am Himmel zu sehen, und hätte ich mich je mit Astronomie beschäftigt, hätte ich vielleicht außer dem Großen Wagen noch andere Sternbilder erkennen können.

»Thomas!«, rief ich noch einmal laut, dann sagte ich leise: »Verdammt.«

Ich überlegte, ob ich die Polizei rufen sollte, entschied mich aber, zunächst selbst noch einmal alles abzusuchen. Ich rannte zur Scheune hinüber und schob das hohe, breite Tor auf. Gleich neben dem Tor, an einen vertikalen Balken geschraubt, befand sich der große elektrische Schaltkasten. Ich machte das Licht an.

Es gab nicht viel zu sehen. Nur den Rasentraktor, mit dem unser Vater verunglückt war.

»Thomas! Verdammt, wenn du dich versteckst —«

Ich unterbrach mich. Versteckenspielen war so gar nicht seine Art. Überhaupt war Thomas nie ein verspielter Mensch gewesen. Ich lauschte. Da war das nächtliche Zirpen der Grillen, ein Geräusch, das immer da war, das man aber eigentlich nicht wahrnahm. Ganz in der Nähe raschelte es in den Strohresten, die schon jahrzehntelang hier herumlagen, seit den Tagen, in denen das Anwesen tatsächlich einem Farmer gehört hatte.

Eine Maus huschte über den Boden.

Als ich am Traktor vorbeikam, strich ich mit der Hand über die zerschrammte Motorhaube. In diesem Moment wünschte ich, Thomas hätte ein Handy, dann hätte ich versuchen können, ihn anzurufen.

Ich zerbrach mir den Kopf, wo er sonst sein könnte. Unten am Bach vielleicht, wo er Dad gefunden hatte? Ich löschte das Licht in der Scheune und rannte hinauf auf die Anhöhe hinter dem Haus. »Bist du da unten, Thomas?«

Nichts.

Wen konnte ich außer der Polizei noch anrufen? Thomas hatte keine Freunde, bei denen er hätte übernachten können.

Das Ganze war so untypisch für meinen Bruder.

Ich kehrte ins Haus zurück. Ich konnte nicht länger warten. Ich rief die Polizei in Promise Falls an und meldete Thomas als vermisst.

»Sir, wir schicken so schnell wie möglich jemanden zu Ihnen nach Hause«, sagte die Frau in der Notrufzentrale, »aber in der Zwischenzeit brauchen wir eine Beschreibung Ihres Bruders. Fangen wir mit dem Alter an. Wie alt ist er?«

Ich musste kurz überlegen. »Fünfunddreißig? Er ist zwei Jahre jünger als ich.«

»Und seit wann wird er vermisst?«

»Ich weiß nicht. Ich war den ganzen Tag unterwegs und bin gerade erst nach Hause gekommen. Und er war nicht da.«

»Äh, Moment mal, Mr. Kilbride. Wir sprechen hier von einem erwachsenen Mann? Einem Fünfunddreißigjährigen, der möglicherweise das Haus verlassen hat, kurz bevor Sie zurückgekommen sind? Vielleicht wollte er schnell etwas besorgen oder ein bisschen durch die Gegend fahren.«

»Nein, so ist das nicht. Er verlässt das Haus nicht.«

»Vielleicht hatte er einfach die Nase voll vom ständigen Eingesperrtsein.«

Eine Erklärung würde zu lange dauern. »Thomas ist ein Psychatriepatient. Also, kein richtiger Patient, aber er geht regelmäßig zum Psychiater, und es passt einfach nicht zu ihm, das Haus zu verlassen.«

»Sie haben einen Psychatriepatienten allein gelassen?«

»Herrgott, so ist – könnten Sie einfach jemand herschicken, dem kann ich dann alles erklären.«

»Wir schicken Ihnen eine Wagen, Sir. Aber –«

»Ich muss Schluss machen.«

Ich wollte die Wartezeit bis zum Eintreffen der Polizei nicht mit Diskussionen mit der Telefonistin verplempern.

Allmählich wuchs sich mein banges Gefühl zur Panik aus. Ich trat auf die Veranda, von der aus ich die Straße beobachten und einen Blick auf das etwa dreihundert Meter entfernt gelegene Grundstück unseres nächsten Nachbarn werfen kon-

nte. Der war vor ein paar Jahren gestorben, und jetzt lebte seine Witwe dort allein. Mehr konnte ich im Moment nicht tun, es sei denn, ich wollte sie aus dem Bett werfen.

Von der Stadt her kam ein Wagen angefahren. Als er sich unserer Zufahrt näherte, verringerte er die Geschwindigkeit und rollte auf das Bankett. Der Kies knirschte unter den Rädern.

Jetzt bog er in die Zufahrt ein und kam auf das Haus zu. Von Unruhe erfüllt ging ich dem Auto entgegen. Brachte da jemand Thomas oder schlechte Nachricht über ihn nach Hause?

Die Scheinwerfer blendeten mich. Ich konnte nicht erkennen, was für ein Wagen es war, und auch nicht, ob außer dem Fahrer noch jemand darin saß. Er parkte so neben meinem, dass ich, als die Beifahrertür aufging, zwar Thomas aussteigen, nicht aber sehen konnte, wer hinter dem Steuer saß.

»Thomas! Wo zum Teufel hast du gesteckt?«

Er hielt etwas in der Hand. Es war etwa halb so groß wie ein Klemmbrett. Ich identifizierte es als einen Tablet-PC, eines dieser Hightech-Dinger, mit denen man tausend Dinge anstellen konnte, unter anderem im Web surfen. Thomas schien überhaupt nicht auf die Idee gekommen zu sein, dass ich mir Sorgen um ihn machen könnte. »Ich war essen. Fettuccine. Das Ding ist um Klassen besser als das GPS in deinem Auto. Was hast in New York rausgefunden? Ich will alles hören. Gehen wir rein, es ist kalt hier draußen.«

Er spazierte an mir vorbei, stieg die Verandastufen hinauf und ging ins Haus.

Ich hörte, wie eine Wagentür sich öffnete und zufiel. Sekunden später kam jemand auf mich zu und lächelte mich an.

»Hey«, sagte Julie. »Dein Bruder ist schon eine Nummer. Wir haben uns köstlich unterhalten. Und das mit dem Kopf in der Tüte, das ist ja eine abgefahrene Geschichte!«

Zweiunddreißig

Ehe ich ein weiteres Wort an Thomas oder Julie richtete, rief ich von meinem Handy aus noch einmal die Polizei an, um zu sagen, dass mein Bruder wohlbehalten zurückgekehrt war. Dann wandte ich mich an Julie. »Was war denn los?«

»Du hast gesagt, ich soll mal reinschauen. Ich habe reingeschaut. Du warst unterwegs. Thomas war zu Hause. Er überlegte gerade, was er sich zum Abendbrot machen sollte, da habe ich ihn gefragt, ob er essen gehen will, und er hat ja gesagt. Bietest du mir jetzt was zu trinken an oder muss ich nüchtern heimfahren?«

»Was hast du rausgefunden?«, rief Thomas. Er war wieder aus dem Haus gekommen und stand mit dem Tablet in der Hand auf der Veranda.

»Jetzt wart mal einen Moment«, sagte ich zu ihm. »Ich komm ja gleich.« Und zu Julie: »Wo hat er dieses Ding her?«

»Ich hab's ihm geliehen. Ich hab ihm gezeigt, wie man damit Landkarten ansehen kann, wo immer man will. Dass man dafür nicht die ganze Zeit am Schreibtisch sitzen muss.«

»Ich möchte auch so eins, Ray«, sagte Thomas. »Kannst du mir eins besorgen?«

»Thomas«, sagte ich, und langsam wurde ich ärgerlich, »ich komme gleich rein.« Thomas ging ins Haus zurück.

»Er hat recht«, sagte Julie.

»Womit?«

»Wie du mit ihm redest«, sagte Julie. »Er hat gesagt, du bist fies zu ihm.«

»Ich bin doch nicht – hat er das echt gesagt?«

Julie nickte und sagte ohne Umschweife: »Ja, das hat er mir gesagt.«

»Ich bin nicht fies zu ihm. Ich gebe mein Bestes.«

Sie lächelte. »Ganz bestimmt.«

»Du machst dich lustig über mich.«

Ihr Lächeln wurde breiter. »Kann sein. Hör mal, ich glaub, ich mach mich jetzt auf –«

»Nein, komm rein«, sagte ich. »Dann kannst du mir verklickern, was für ein grässlicher Bruder ich bin.«

»Wie viel Zeit hast du?«

Wir stiegen die Verandastufen hinauf. »Ich wundere mich, dass du ihn rauslocken konntest. Er geht nicht gerne aus dem Haus.«

»Das Tablet hat da sehr geholfen. Und die Aussicht auf Kentucky Fried Chick-en.«

»Dann wundert mich nichts mehr.«

Als wir das Wohnzimmer betraten, konnte man Thomas oben schon klicken hören. »Komm rauf!«

»Ich muss zu ihm«, sagte ich.

»Kommst du mit?« Sie nickte. »Du solltest dich aber auf einiges gefasst machen.«

»Thomas hat's mir schon gezeigt«, sagte Julie. »Kein Ding. Mein Bruder hatte überall nackte Frauen an den Wänden. Da sind mir Landkarten schon lieber.«

Ich warf ihr einen Blick zu und schüttelte den Kopf. »Wenn du meinst.«

»Und?«, fragte Thomas, als wir sein Zimmer betraten. Den Blick auf den mittleren Bildschirm gerichtet, war er schon wieder in irgendeiner Weltmetropole unterwegs.

»Wenn du etwas erfahren willst, dann musst du mich schon ansehen«, sagte ich.

»Das ist genau, was er gesagt hat«, flüsterte Julie mir zu. »Du redest mit ihm wie mit einem Kind.«

Ich sah sie an. Im gleichen Augenblick nahm Thomas die Hand von der Maus und machte eine Vierteldrehung mit seinem Computerstuhl. »Also, wie war's?«

Ich räusperte mich. »Gut, ich war also in der Orchard Street und hab das Haus gefunden. Da.« Ich holte mein Handy heraus, aktivierte die Kamerafunktion und reichte es ihm. »Da hast du ein Foto.«

Thomas betrachtete das winzige Bild und verglich es mit einem Ausdruck ähnlich dem, den er mir mitgegeben hatte.

Er nickte. »Das ist das Fenster. Die Ziegelmuster stimmen alle überein.«

»Und wie du sehen kannst«, fuhr ich fort, »ist an dem Fenster kein Kopf zu sehen.«

»Du sagst das so, als würde das irgendwas beweisen«, sagte Thomas.

»Das war ein *Hinweis*, kein *Beweis*.«

»Wenn jemand vor einem halben Jahr einen Autounfall unten an unserer Zufahrt gehabt hätte und du das fotografiert hättest, und wenn du die Stelle heute noch mal fotografieren würdest, dann wäre das auch kein Beweis, dass der Unfall sich nicht ereignet hat.«

»Wo er recht hat, hat er recht«, sagte Julie.

Ich ignorierte ihre Bemerkung. »Ich weiß, Thomas, ich berichte dir nur, was ich gesehen habe.«

»Was hast du sonst noch getan?«

»Ich bin zur Wohnung hinaufgegangen«, sagte ich, »und hab geklopft.«

Thomas sah mich aufmerksam an. »Und dann?«

»Nichts. Da war keiner. Die Wohnung steht leer.«

»Leer.«

»Anscheinend. Hat mir jedenfalls eine Nachbarin gesagt. Da wohnt schon seit Monaten niemand mehr.«

»Hast du sie gefragt, ob in der Wohnung jemand umgebracht wurde?«

»Nein, ich habe sie nicht gefragt, ob in der Wohnung jemand umgebracht wurde. Ich würde meinen, das wäre etwas, das sie mir auch so gesagt hätte.«

»Nicht, wenn *sie* 's war.«

»Also, wie eine Mörderin hat sie mir wirklich nicht ausgesehen. Sie hat gesagt, die zwei Mädchen sind schon seit langem ausgezogen.«

»Und seither steht die Wohnung leer?«, fragte Thomas.

Ich zuckte die Achseln. »Nehm ich mal an.«

»Ist das nicht irgendwie komisch?«

»Wieso komisch?«

»Ich habe gehört, dass Wohnungen in New York City Mangelware sind«, sagte er. »Warum sollte jemand eine Wohnung so lange leer stehen lassen?«

»Das weiß ich nicht, Thomas.«

»Was hat denn der Vermieter gesagt?«

»Was?«

Thomas hielt mein Handy noch immer in der Hand. Er war mit dem Daumen über das Display gefahren, um das nächste Foto zu sehen. »Was ist das?«

»Ah, das ist ein Verzeichnis der Hausbewohner unten im Hausflur.«

»Und das? Ist das die Telefonnummer des Vermieters?«

»Ja.«

»Du hast also mit ihm gesprochen?«

»Nein, ich habe nicht mit ihm gesprochen.«

»Wieso hast du nicht mit dem Vermieter gesprochen? Der wüsste doch bestimmt, ob in einer seiner Wohnungen jemand ermordet wurde.«

»Hör mal, Thomas, ich habe Fotos für dich gemacht, ich habe an die Wohnungstür geklopft, und niemand war da, ich weiß nicht, was ich sonst noch hätte tun können.«

Julie schnaubte.

»Was ist?«, fragte ich.

»Wie wär's, wenn du den Hausmeister gefragt hättest? Oder einen von den anderen Nachbarn?«

»Und was genau geht dich das an?«

Sie lächelte. »Du warst schon vor Ort. In der Stadt, im Haus. Da hättest du auch noch bei ein paar anderen Nachbarn klopfen können. Dann hätte der Ausflug sich wirklich gelohnt.«

Ich funkelte sie an.

»Ja«, stimmte Thomas ihr zu und sah mich missbilligend an. »Wozu bist du überhaupt hingegangen? Ich hätte gestern Abend selber gehen sollen.«

»Ja klar, und in einer Woche wärest du dann vielleicht auch dort angekommen«, sagte ich.

»Aber *ich* hätte dann wenigstens was rausgefunden. Das ist genau wie damals, als jemand an einem Fenster stand und Hilfe brauchte.«

»Was?«

»Das war keine Ermittlung. Auf jeden Fall nicht nach CIA-Kriterien. Ich will mir gar nicht ausmalen, was die dazu sagen würden.«

»Genau«, sagte Julie.

»Also gut«, sagte ich und hob die Hände zum Eingeständnis meiner Niederlage. »Nächstes Mal spielst du Archie Goodwin, gehst aus dem Haus, steigst in den Zug, fährst nach New York, marschierst rum und sammelst Beweise. Und ich bin Nero Wolfe, bleibe zu Hause und kümmere mich inzwischen um meine Orchideen.«

»Archie? Orchideen?«

»Thomas, ich habe getan, was ich konnte. Ehrlich. Online ist nichts darüber zu finden, dass in dieser Wohnung jemand ermordet wurde. Nichts in den Nachrichten. Was du auch gesehen hast, es ist eindeutig nichts von Bedeutung. Am besten, du lässt es jetzt gut sein.« Ich zog den Ausdruck aus der Tasche, zerknüllte ihn und warf ihn in den Papierkorb. Thomas verfolgte den Flug der Papierkugel mit seinem Blick, dann sah er wieder mich an.

»Das hättest du dir jetzt sparen können«, bemerkte Julie.

Ich sah sie an und seufzte. Vielleicht hatte sie ja recht, aber der Tag war lang gewesen, und ich war fix und fertig.

Ich rechnete damit, dass Thomas Julie zustimmen würde, doch was er tatsächlich sagte, erwischte mich eiskalt.

»Ich kann Mr. Prentice nicht leiden.«

Ich blinzelte. »Was?« Es dauerte ein paar Sekunden, bis mein Hirn umgeschaltet hatte. »Und warum kannst du Mr. Prentice nicht leiden?«

»Er will, dass ich Sachen mache, die ich nicht machen will.«

»Thomas, wovon ist jetzt wieder die Rede?«

»Er wollte mittags mit mir essen gehen, und ich wollte nicht.«

»Heute? Er war heute da?«

Mein Bruder nickte. »Er hat mich gepackt, damit ich mitkomme, da habe ich ihm eine runtergehauen.«

Ich trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Mensch, Thomas, du hast Len Prentice eine runtergehauen?«

Thomas nickte. »Nicht fest.« Er stand auf, um mir zu zeigen wie fest. Er nahm meine Hand und legt sie sich auf den Arm. »So hat er mich gepackt. Ich habe den Arm weggezogen und ihn dabei ins Gesicht geschlagen.« Er wiederholte es in Zeitlupe und berührte meine Wange mit dem Handrücken.

»Du hast Len Prentice ins Gesicht geschlagen.«

»Ich kann ihn nicht leiden. Konnte ich noch nie.«

»Thomas, du kannst doch nicht einfach hergehen und Leuten eine scheuern.«

»Ich hab dir doch gesagt, er hat mich zuerst am Arm gepackt. Ich hab nicht fest zugeschlagen. Er hat nicht geblutet oder geweint oder so.«

»Sondern? Was *hat* er gemacht?«

»Er ist gegangen.«

Ich seufzte. Ich würde Thomas nicht mehr allein lassen können. Jedenfalls nicht einen ganzen Tag lang. Bevor ich dieses Haus verkaufen und nach Burlington zurückkehren konnte, musste ich Thomas irgendwo unterbringen, wo man ihn im Auge behalten konnte. Was mich noch zusätzlich beunruhigte, war, dass Thomas innerhalb kürzester Zeit zweimal handgreiflich geworden war. Erst war er auf mich losgegangen, und jetzt hatte er Len Prentice geschlagen. Zu seiner Verteidigung musste ich allerdings sagen, dass er beide Male provoziert worden war.

»Thomas«, sagte ich. »Was ist denn los mit dir? Du rastest doch sonst nicht so einfach aus. Das sieht dir doch gar nicht ähnlich.«

»Ich weiß«, sagte er und setzte sich wieder hin. Den Blick erneut auf die Bildschirme gerichtet sagte er: »Normalerweise bin ich nicht so.«

Dann sagte er nichts mehr und klickte nur noch mit der Maus herum.

Ich spürte Julies Hand auf dem Rücken. »Komm«, sagte sie leise. »Ich glaube, wir könnten jetzt beide was zu trinken gebrauchen.«

Dreiunddreißig

Wer ist dieser Len Prentice?«, fragte Julie, als ich ihr ein Bier aus dem Kühlschrank reichte.

Ich sagte es ihr. Als ich hinzufügte, dass sie sich vielleicht von der Beerdigung an ihn erinnerte und ihn ihr beschrieb, wusste sie gleich, wen ich meinte. »Thomas mochte ihn noch nie.«

»Wie kommt er dazu, deinen Bruder praktisch zum Mittagessen zu schleifen?«

»Keine Ahnung. Len kapiert einfach nicht, dass manche Leute anders sind. Wenn Thomas Stimmen hört, dann soll er sich doch die Ohren zustopfen. Wenn seine Frau nicht fit genug ist, mit ihm zu reisen, dann soll sie doch ein bisschen mehr Energie aufbringen. Du weißt schon. ›Hab dich nicht so.««

»Ja, solche Typen kenn ich.«

»Vielleicht sollte ich Len anrufen. Hören, wie er drauf ist. Jetzt ist es schon zu spät. Vielleicht morgen Vormittag. Also echt.«

Ein paar Sekunden standen wir einfach nur da, lehnten uns an die Küchenplatte und tranken schweigend unser Bier.

Schließlich sagte ich: »Danke, dass du dich um ihn gekümmert hast. Ihn zum Essen ausgeführt, ihm dein iPad geliehen hast.«

»Siehst du, genau das meint er damit«, sagte Julie.

»Wie bitte?«

»Du bedankst dich bei mir, weil ich mir Zeit für ihn nehme. Als wär ich ein Babysitter oder jemand, der sich um deine Katze kümmert.«

»Das hab ich doch –«

»Thomas ist ein lieber Kerl«, sagte Julie. »Anständig und gutmütig. Gut, er hat ein paar Besonderheiten. Ist ein bisschen außerhalb der Norm. Ich meine, er hat mir erzählt, wie er dich dazu gebracht hat, nach New York zu fahren und dich nach diesem Tütenkopf umzusehen. Ich geb ja zu, dass das ein bisschen übertrieben war. Tut mir übrigens leid, das ich dich vorhin angemeckert hab.« Ihr Lächeln strafte sie Lügen. »Bist du wirklich extra deswegen in die Stadt gefahren?«

»Ich hatte auch einen geschäftlichen Termin. Ein neuer Auftrag.«

»Wie ist's gelaufen?«

»Nicht schlecht.«

»Ziehst du nach New York?«

»Nein, das ist was, was ich von zu Hause aus machen kann.«
Sie nickte. »Auf jeden Fall wollte ich dir noch eins zu deinem Bruder sagen. Man darf ihn nicht auf diesen Landkartenfimmel reduzieren.«
Dem hatte ich nichts hinzuzufügen.
»Wusstest du, dass er jede Nacht von eurem Vater träumt?«
Ich wandte ihr das Gesicht zu. »Das hat er dir erzählt?«
»Ja.«
Mir hatte er es nicht erzählt. »Bestimmt vermisst er ihn.«
»Er hat gesagt, dass er im Schlaf, wenn er all die Städte noch mal durchstreift, in Cafés und Restaurants immer wieder euren Vater sieht.«
Das machte mich traurig.
»Und erinnerst du dich an Margaret Tursky?«, fragte mich Julie.
Ich musste nachdenken. »Rotes Haar? Zahnsperre?«
»Thomas war richtig verknallt in sie.«
Ich sah sie zweifelnd an. »Kann ich mir nicht vorstellen.«
»Stimmt aber. Er hat's mir gesagt. Und dabei einen Hähnchenschenkel verdrückt.«
»Über so was reden wir eigentlich nicht, er und ich. Wir halten uns eher ans Tagesgeschäft. Hier geht's ziemlich rund, seit Dad nicht mehr da ist.«
Sie drehte sich zu mir, so dass sie jetzt seitlich an der Arbeitsplatte lehnte. »Hör mal, ich weiß, das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, und es geht mich auch nichts an. Aber Thomas ist mehr als das, was man von außen sieht. Er erinnert mich an meine Tante, Gott hab sie selig. Sie saß eine Zeitlang im Rollstuhl, und wenn ich mit ihr unterwegs war, in einem Restaurant oder egal wo, dann fragten die immer mich, was sie haben will. ›Möchte Ihre Tante was zu trinken? Möchte Ihre Tante eine Vorspeise?‹ Arschlöcher. ›Fragen Sie sie‹, hab ich dann immer gesagt. Nur weil sie nicht laufen konnte, war sie ja nicht taub. Mit Thomas ist es genauso. Nur weil bei ihm ein paar Schrauben locker sind, und ich meine das nicht abwertend, hat er doch einiges andere auf dem Kasten.« Sie tippte mir mit einem Finger an die Brust. »Und du bist nicht fies.«
»Hat er aber gesagt.«
Sie nickte. »Hat er. Aber gleich danach hat er gesagt, dass du einfach nur das Richtige tun willst. Er hängt sehr an dir, Ray, wirklich. Ich wollte dir nicht ans Bein pinkeln.«
»Nein, du hast ja recht«, sagte ich. »Ich ... also wahrscheinlich sehe ich wirklich nur seine, na ja, Behinderung. Und er sieht das überhaupt nicht so. Ich nehme oft nicht den ganzen Menschen wahr.«

Sie kam näher und boxte mir spielerisch gegen die Schulter. »Vielleicht ist das der Grund, warum ich tu, was ich tu. Ich seh mir Sachen gern von allen Seiten an, um mir ein vollständiges Bild zu machen. Ich will mich nicht besser machen als ich bin, und ich seh das Ganze auch nur von außen. Du steckst mittendrin und hast auch sonst eine Menge um die Ohren. Sei nicht zu streng mit dir.«

»Er muss dir vertrauen, wenn er solche Sachen mit dir bespricht.«

»Vielleicht hat ihn nur nie jemand danach gefragt«, sagte Julie. »Beim Hähnchenessen sind wir auf die Highschool zu sprechen gekommen. Apropos Hähnchen«, sie legte sich eine Hand auf den Bauch, »ich glaube, das Zeug ist mir nicht so richtig bekommen.« Sie trank ihr Bier aus. »Das wird helfen.«

»Gestatte mir einen zweiten Versuch, mich zu bedanken, ohne dabei jemand anders runterzumachen.«

Sie lächelte und nickte. »Gern geschehen.« Sie kam noch einen Schritt näher, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste mich flüchtig auf die Wange. »Alles vergeben.«

Ich stellte mein Bier ab und nahm Julie beim Arm. Ich beugte mich zu ihr, um sie zu küssen, allerdings nicht auf die Wange, und sie machte auch keine Anstalten, mich davon abzuhalten. Da rief Thomas von oben.

»Ray!«

Gleich darauf hörte ich ihn die Treppe herunterkommen, ließ Julie los und wich einen Schritt zurück. »Ich habe den Vermieter angerufen«, verkündete Thomas. Mir fiel wieder ein, dass er bei einem Foto auf meinem Handy nachgefragt hatte, nämlich bei dem mit der Telefonnummer. Offensichtlich hatte er sie sich gemerkt.

»Er hatte ein paar interessante Dinge zu berichten. Die hättest auch du erfahren können, wenn du dir die Mühe gemacht hättest, ihn zu fragen«, fuhr Thomas fort.

Julie ging zur Haustür. »Nacht, Jungs«, sagte sie.

Vierunddreißig

Manchmal fragte Nicole sich, wie sie hierhergekommen war.

Also nicht hierher, nach Ohio, in diese Wohnung in Dayton, in einem Haus gegenüber dem, in dem die Mutter von Allison Fitch wohnte. *Hierher* war sie mit dem Auto gekommen.

Obwohl – eigentlich war das schon die Frage, die sie sich stellte. Wie kam es, dass jemand, der es entgegen aller Wahrscheinlichkeit bis zu den Olympischen Spielen geschafft hatte und mit einer Silbermedaille um den Hals aus Sydney zurückgekehrt war – wie kam es, dass so jemand jetzt hier saß, um sich herum eine elektronische Abhöranlage, und darauf hoffte, das Glück möge ihn endlich zu Allison Fitch führen, damit er sie umbringen konnte?

Eine talentierte junge Sportlerin, der Tausende von Zuschauern im Stadion und weitere Millionen vor Fernsehgeräten in aller Welt beim Turnen zugehört hatten. Wie konnte es geschehen, dass so jemand als Auftragsmörderin endete?

Von *irgendwas* musste man schließlich leben, nicht wahr?

Jede andere wäre hoch erhobenen Hauptes von den Spielen zurückgekehrt. *Na gut, Gold hast du nicht gewonnen, aber eine Silbermedaille hast du nach Hause gebracht, und das heißt doch, dass du verdammt nah dran warst, oder?*

»Knapp daneben ist auch vorbei«, war immer der Lieblingsspruch ihres Vaters gewesen.

Und es stimmte. Silber zu gewinnen war schlimmer, als Dritte zu werden und Bronze zu bekommen. Bei Bronze sagte man sich: *Immerhin bringe ich eine Medaille nach Hause, und das ist schon grandios genug, aber das Tollste daran ist, ich muss mich nicht in den Arsch beißen, weil ich so knapp am Sieg vorbeigeschrammt bin.* Wurde man selbst allerdings nur Zweite und die unterschiedliche Bewertung der eigenen und der Leistung der Siegerin war auf nichts anderes zurückzuführen als auf den unerforschlichen Ratschluss der Kampfrichter, dann brachte einen das schier um den Verstand. Das unvermeidliche »was wäre, wenn«, das dann kam, machte einen mürbe. Was wäre gewesen, wenn man die Landung nicht verwackelt hätte? Was, wenn man den Kopf gerader gehalten hätte? Hatte man nicht gelächelt? Oder war es einfach die Nase, die ihnen nicht gefallen hatte?

Gab es etwas, das man hätte tun können, um Gold zu gewinnen?

Nächtelang raubte einem der Gedanke den Schlaf.

»Knapp daneben ist auch vorbei.«

Und ihr Trainer war nicht viel besser. Diese beiden durch nichts zufriedenzustellenden Männer hatten all ihre Hoffnungen und Träume in sie gesetzt. Wie hatte sie nur jemals glauben können, sie täte, was sie tat, für sich? Einzig und allein für diese beiden tat sie es. Sie hätte stolz auf sich sein können, dass sie Silber gewonnen hatte. Ihr Vater und ihr Trainer niemals.

»Sieh dir nur mal die Werbeverträge an, um die du dich gebracht hast«, sagten sie. »Millionen Dollar beim Teufel. Was für ein Leben du hättest führen können!«

Auf der ganzen Heimreise sprach ihr Vater nicht ein einziges Wort mit ihr. Und es war eine ziemlich lange Reise. Erst der Flug von Sydney nach Los Angeles, dann der Anschlussflug nach New York, dann die Fahrt zurück nach Montclair, immerhin in einer Limousine.

Ihre schulischen Leistungen ließen nach. Aus Einsen wurden Dreien und Schlechteres. Ihr Vater wollte wissen, was mit ihr los sei. War sie in Australien komplett verblödet? War da irgendwas im Wasser gewesen?

Nicole – damals hieß sie natürlich noch anders – wusste, wo das Problem lag. Diesem Mann konnte sie es ohnehin nie recht machen, wozu sich also anstrengen? Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ihre Mutter nicht gestorben wäre, als Nicole zwölf war. Diese Frau war eine erfolgreiche Immobilienmaklerin gewesen. Sie hatte es nicht nötig gehabt, sich in ihrer Tochter zu verwirklichen. Im Gegensatz zu ihrem Vater, dessen größte Lebensleistung darin bestand, es zum stellvertretenden Filialleiter eines Schuh-Discounters gebracht zu haben.

Nicht nur in der Schule ließ sie sich gehen. Sie feierte ganze Nächte durch. Schlich sich durch alle Betten. Nahm Drogen. Ihr einst wunderbar straffer Körper ging aus dem Leim. Mit achtzehn lernte sie einen dreißig Jahre älteren Mann kennen, der zwar nicht gerade selbst ein Crystal-Meth-Labor betrieb, aber für jemanden arbeitete, der das tat.

Er hieß Chester – also wirklich, wie aus einem alten Western – und hatte eins von diesen Riesenwohnmobilen, ein Winnebago, das er von oben bis unten mit Stoff belud. Vielleicht war Chester ja genau der richtige Name für ihn, immerhin war dieses Wohnmobil so etwas wie ein moderner Planwagen. Das Meth wurde überall hineingestopft. In den Kühlschrank, unter die Betten, sogar in die Wände des Fahrzeugs. Man konnte es schlecht per Kurierdienst an den Mann bringen oder ins Flugzeug mitnehmen, also musste man das Zeug schon selbst transportieren, wenn man es von einem Ende des Landes ans andere befördern wollte. Und da Chesters Boss einem großen Zwischenhändler in Nevada zulieferte, standen viele Reisen nach Nevada auf dem Programm.

Aber in einem Camper ganz allein quer durchs Land zu reisen, konnte Verdacht erregen, und deshalb heuerte Chester Nicole als Mitfahrer an. Sollte ihn die Polizei anhalten und Fragen stellen, würde er sagen, Nicole sei seine Tochter und er bringe sie gerade zu ihrer Mutter in den Westen. Außerdem half sie ihm bei der Arbeit. Sie machte in der Küche des Campers Essen und übernahm das Steuer, wenn er schlief, so dass sie ohne längere Pausen über Land fahren konnten. Nur zum Tanken mussten sie stehen bleiben.

Doch Nicole machte Chester nicht nur etwas zu trinken, ein Sandwich oder schnitt ihm einen Apfel auf. Manchmal war sie ihm auch anderweitig zu Diensten. Sie mochte es nicht, aber er ließ immer einen Hunderter extra springen, wenn sie ihm beim Abbau seines »Verkehrsstaus« half.

Anscheinend war ihr Schicksal, Männer zufriedenzustellen. Und niemand entkam seinem Schicksal.

Ein Dutzend Mal fuhren sie von New Jersey nach Las Vegas. Das Wohnmobil stellten sie immer in derselben Lagerhalle am Stadtrand von Vegas unter. Die Übergabe fand immer mit denselben Leuten statt. Sie sahen alle aus wie Anwärter auf einen Komparsenjob in einer Fortsetzung von *Scarface*, waren aber ganz nett. Nach der Übergabe hoben sie einen zusammen. Sie mochten Nicole und zogen Chester gern damit auf, dass er mit so einem heißen jungen Feger an seiner Seite Tausende von Kilometern landauf, landab fuhr. Chester quittierte ihre Anspielungen mit einem Zwinkern und tat nichts, um sie über ihr wahres Verhältnis aufzuklären.

Dafür hasste sie ihn.

Auf der dreizehnten Fahrt kamen sie vom Kurs ab.

Schon als das Tor der Lagerhalle sich öffnete, wusste Nicole, dass etwas nicht stimmte. Normalerweise war das Erste, was sie sahen, der Cadillac Escalade, der mit geöffneter Heckklappe wartete. Die *Scarface*-Truppe lehnte am Kühler. Doch statt des Escalade stand da ein Ford Explorer. Niemand vor dem Wagen, aber zwei drinnen.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Nicole. Sie stand hinter Chester und blickte durch die Windschutzscheibe, die riesig war wie eine Filmleinwand.

»Mach dir keinen Kopf«, sagte Chester. »Vorhin, während du geschlafen hast, haben sie mich angerufen und gesagt, dass heute jemand anders die Übergabe macht.«

»Haben sie gesagt, wieso?«

»Meinst du, die heulen sich bei mir aus? Mach dir keinen Kopf.«

Nicole machte ein paar Schritte zurück in die Küche, zog eine Schublade auf und holte etwas heraus. Chester stellte den Camper neben den Explorer, schaltete

den Motor aus, erhob sich aus seinem überdimensionalen Pilotensitz und öffnete die Seitentür.

Die beiden Männer aus dem Explorer waren ausgestiegen und warteten neben der Tür des Wohnmobils, dass Chester ihrem Beispiel folgte.

Die *Scarface*-Truppe hatte sich zwar ein bisschen zu sehr bemüht, hart auszusehen, doch sie war immer gut gekleidet gewesen. Gut sitzende Anzüge, glänzende Schuhe, Haar streng nach hinten gekämmt, ein paar Goldringe zu viel, die teuren Sonnenbrillen in völliger Übereinstimmung mit dem Klischee. Immerhin sahen sie aus, als arbeiteten sie für jemanden, dem es nicht egal war, wie seine Leute herumliefen. Der Wert darauf legte, das sein Personal einen professionellen Eindruck machte.

Die Typen aus dem Explorer machten auf Nicole keineswegs diesen Eindruck. Sie sahen aus wie frisch von der Kuhweide: Jeans, karierte Hemden, Stiefel. Und was sie da auf dem Armaturenbrett hatte liegen sehen, waren das nicht Cowboyhüte gewesen? Der eine hatte schmutzig blonde Haare, der andere gar keine. Doch er war noch zu jung für eine Glatze. Offenbar hatte er mit dem Rasiermesser nachgeholfen. Einer von diesen Skinheads, die in Scheunen ihre Nazitreffen abhielten.

»Hallo, Leute«, sagte Chester und stellte sich zu ihnen. »Ich glaube, wir kennen uns noch nicht.«

Der Blonde griff mit der rechten Hand nach hinten, zog eine Waffe, die er im Hosenbund stecken gehabt hatte, und schoss Chester in den Kopf.

Machte einen Höllenlärm in dieser großen leeren Lagerhalle.

In dem Augenblick, als er nach hinten griff, wusste Nicole, was kommen würde. Und sie wusste, dass sie ihm zuvorkommen musste. Der Glatzköpfige hatte keine Waffe gezückt. Das hieß aber nicht, dass er keine hatte, sondern nur, dass er sie nicht zog, also musste sie sich an den halten, der seine bereits in der Hand hielt.

Nicole hatte nicht direkt hinter Chester gestanden, als er getroffen wurde, sondern ein wenig seitlich. Das war ihr Glück. Denn die Kugel durchbohrte seinen Kopf und kam auf der anderen Seite wieder heraus.

Chester war noch nicht zu Boden gegangen, da hatte sie das Messer schon aus der Gesäßtasche gezogen. Das, mit dem sie Chester die Äpfel aufgeschnitten hatte. Eine zehn Zentimeter lange Klinge, stabiler Griff. Sehr scharf. Nur die Klinge hatte in die Tasche gepasst. Der Griff ragte heraus, griffbereit sozusagen.

Irgendetwas ging in diesem Augenblick mit ihr vor. Als ob sie wieder in Sydney wäre. Ihr Körper wusste instinktiv, wie er sich bewegen, wie er abspringen, welche Entfernungen er überwinden musste.

Und es waren keine großen Entfernungen.

Blondie ahnte ganz offensichtlich nicht, was in Nicole vorging, während sie durchaus ahnte, was er dachte. Sie würde, typisch Frau, einfach dastehen und wie eine dieser dummen Gänse im Film loskreischen. Vielleicht dachte er, sie würde losrennen. Vielleicht dachte er, sie würde stehen bleiben und darauf warten, dass er auch ihr eine Kugel in den Kopf jagte.

Woran er eindeutig nicht dachte, war, dass sie auf ihn losgehen könnte. Oder dass sie ein Messer haben könnte. Oder dass sie es ihm in den Hals gestoßen haben könnte, ehe er Gelegenheit hatte, auf sie zu zielen.

Der Stich traf ihn mit voller Wucht. Aus Blondies Kehle drang ein Geräusch, als habe er eine Taube verschluckt. Er versuchte nicht einmal, seine Waffe auf Nicole zu richten. Er ließ sie einfach fallen und ging gleich darauf selbst zu Boden.

Der Glatzkopf wich mit einem Sprung zurück, als das Blut spritzte. Nicole war darauf gefasst, dass er jeden Moment zur Waffe greifen würde, wenn er eine hatte. Als er sich umwandte und zum Explorer hastete, folgerte sie, dass das nicht der Fall war.

Aber vielleicht war im Wagen eine.

Sie hätte sich bücken und Blondies Knarre nehmen können, doch beinahe instinktiv wusste sie, dass das nicht die Waffe ihrer Wahl war.

Sie hechtete ihm nach und erreichte ihn in dem Moment, als er die Tür aufgerissen und sich schon halb in den Wagen geschwungen hatte. Sie warf sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür, quetschte ihn ein und drosch ihm den Kopf gegen den Türholm.

Er sah schon Sterne, noch ehe sie ihm das Messer in den Leib rammte. Sie zog die Tür wieder auf. Der Mann fiel aus dem Wagen.

Sie warf sich auf ihn, stieß ihm das Messer noch einmal in die Seite, damit er begriff, dass sie es ernst meinte.

»Für wen arbeitest du?«, fragte sie.

»Herrgott«, stöhnte er, »ich sterbe.«

»Sag mir, für wen du arbeitest, und ich ruf einen Notarzt.«

»Higgins«, keuchte er.

Dann schlitzte sie ihm die Kehle auf.

Sie fanden den Escalade der Scarface-Truppe mitten in der Wüste. Die Jungs waren alle mit einem Kopfschuss getötet worden, und den Wagen hatte man anschließend in Brand gesetzt.

Ihr Boss, ein Mann namens Victor Trent, bot Nicole einen Job an. Er war beeindruckt, ja dankbar, dass sie nicht nur die Mörder seiner Mitarbeiter getötet, sondern auch noch die Geistesgegenwart besessen hatte, den Namen »Higgins« herauszubekommen, bevor sie ihnen den Garaus machte.

Hätte er sie ein wenig besser gekannt und hätte sie ein wenig mehr Erfahrung gehabt, hätte er sie selbst auf Higgins angesetzt. Doch er beauftragte einen seiner langjährigen Mitarbeiter. Higgins trat ebenfalls in der Wüste vor seinen Schöpfer, doch er wurde nie gefunden. Ebenso wenig wie die beiden Männer, die Nicole bereits von der Lagerhalle aus ins Nirwana geschickt hatte.

Victor nahm Nicole in seinen engsten Zirkel auf. Er war schnell davon überzeugt, dass Nicole Fähigkeiten besaß, die die anderer Mädchen – und der meisten Jungs – ihres Alters weit übertrafen. Sie hatte Beherrschung und Disziplin. Und sie war bereit zu lernen.

So wie er bereit war, sie zu unterrichten.

Es dauerte nicht lange, da war Nicole Victors erste Anlaufstelle, wenn er ein Problem hatte, das aus dem Weg geräumt werden musste. Auch unter seinen Geschäftspartnern verbreitete sich ihr Ruf. Für eine Frau wie Nicole gab es immer etwas zu tun.

Sie erzählte ihm nichts aus ihrer Vergangenheit, und er fragte nicht danach. Einmal, es war 2004, bestellte er sie ins Büro, um ihr einen Auftrag zu erteilen, und im Fernsehen wurden gerade die Sommerspiele in Athen übertragen. Victor erzählte ihr, er sei ein großer Fan der Olympischen Spiele und sehe sie sich an, wann immer er Zeit habe. Nicole stand da und sah Carly Patterson auf dem Stufenbarren zu. Er hatte keine Ahnung, und so war es auch am besten.

Fünf Jahre lang arbeitete sie für ihn und verdiente gut. Eines Tages stellte Victor sie einem ehemaligen New Yorker Polizisten namens Lewis Blocker vor. Victor hatte Lewis für eine Überwachung engagiert und wollte, dass er Nicole bei dieser Gelegenheit auch dieses Handwerk beibrachte. Sie lernte eine Menge von ihm.

Schließlich kam Nicole an einen Punkt, wo sie nicht mehr ausschließlich für Victor Trent arbeiten wollte. Sie war ihm in vieler Hinsicht zu Dank verpflichtet, aber auch der Meinung, dass ihre Beziehung sich zum beiderseitigen Nutzen entwickelt hatte. Sie hatte viele Probleme für ihn aus der Welt geschafft, und jetzt wollte sie die Freiheit, das auch für andere zu tun.

Nicole lud ihn zum Abendessen ins Picasso im Bellagio in Las Vegas ein. Sagte ihm, was für ein wunderbarer Mentor er für sie gewesen sei, wie sehr sie seine Freundschaft und seinen Rat in den vergangenen Jahren zu schätzen gelernt hatte. Tastete sich so vorsichtig wie möglich an das Thema heran. Sagte ihm schließlich, dass sie ihre eigenen Wege gehen wollte. Das sollte nicht heißen, dass sie nicht mehr für ihn arbeiten würde, doch ab jetzt sei sie eine selbständige Unternehmerin.

»Ich brauch das«, sagte sie. »Für mich. Ich muss es tun. Und ohne deinen Rat und deine Hilfe hätte ich es nie so weit gebracht.«

»Du undankbares Miststück«, sagte er und ging, ohne seinen Maine-Hummer-Salat mit Apfel-Champagner-Vinaigrette aufzuessen.

Im Grunde waren doch alle Männer gleich.
Mit ihrer Entscheidung war sie sehr gut gefahren. Bis jetzt.

Nicole kannte niemanden in ihrer Branche, der etwas so vermässelt hatte wie sie. Nicht, dass es so etwas wie einen Stammtisch für Auftragskiller gab. Aber man hörte so einiges. Buschtrommeln gab es überall. Es gab Leute, deren Arbeit man kannte. Einige waren gut, einige nicht ganz so gut. Manchmal machten sie Fehler. Wo gehobelt wird, fallen Späne.

Aber der Fehler, den sie sich geleistet hatte ... Nicole musste selbst zugeben, dass sie damit den Vogel abgeschossen hatte.

Schlimm genug, dass sie die Falsche erwischt hatte. Das allein hätte schon jeden Auftraggeber auf die Palme gebracht. Aber dass das eigentliche Opfer dann auch noch auftauchte, sah, was los war, und entkam?

Nichts, was man in seinen Lebenslauf schrieb.

Natürlich hatten auch schon andere Mörder in die Scheiße gelangt. Sadistische Sexualtäter, die sich selbst überführten, weil sie sich bei ihren Verbrechen filmten. Ehemänner, die dumm genug waren, sich aus den Gelben Seiten einen Auftragskiller für ihre Frau zu suchen. Ehefrauen, die ihre Männer entsorgen wollten und nicht rafften, dass die Killer, mit denen sie konspirierten, in Wirklichkeit verdeckte Ermittler waren. Verzweifelte Geschäftsleute, die ihre schmutzigen Machenschaften einem reinigenden Feuer anvertrauten, dabei gleich noch ein paar menschliche Brandopfer darbrachten und hinterher ihre benzingetränkten Sportschuhe daheim in den Kleiderschrank zurückstellten.

Diese Leute wurden erwischt und wanderten hinter Gitter. Und warum? Weil es *Amateure* waren. Sie verdienten ihre Brötchen nicht damit, anderen das Leben zu nehmen. Sie waren Buchhalter oder Börsenmakler oder Autohändler oder Zahnärzte.

Auf ihrem Gebiet mochten sie Profis sein, aber *Profikiller* waren sie keine.

Nicole *war* einer. Es war ihr Brotberuf, und sie nahm ihn ernst. Sie hatte nichts gegen ihre Zielpersonen. Sie kannte sie nicht einmal. Es war nichts Persönliches. Sie wurde nicht von Eifersucht, Gier oder Sexbesessenheit getrieben. Solche Motive brachten einen zu Fall, machten einen blind für seine eigenen Unzulänglichkeiten. Nicole arbeitete nicht in dieser Branche, weil es ihr Vergnügen bereitete, anderen das Leben zu nehmen, obwohl eine gelungene Arbeit natürlich sehr befriedigend war. Wenn überhaupt von Spaß an der Arbeit die Rede sein konnte, dann in den Fällen, in denen die Zielperson männlich war. Dann stellte sie sich immer vor, dass es ihr Trainer war. Oder ihr Vater. Oder Victor.

Im ersten Anlauf hatte sie alles verbockt. Jetzt war es ihre Pflicht, im zweiten alles wieder in Ordnung zu bringen. Das Einzige, was einem im Leben blieb, war der gute Ruf, und sie würde tun, was zu tun war, um ihren wiederherzustellen. Außerdem erwartete man das von ihr.

Schade nur, dass es so viel länger dauerte als erwartet.

Nicole hörte die Wohnung von Allison Fitchs Mutter jetzt schon seit Monaten ab. Nur ein paar Tage nach Allison's Verschwinden – Doris Fitch war gerade unterwegs, um mit der Polizei von Dayton den Stand der Ermittlungen in New York zu erörtern – war sie dort eingedrungen und hatte eine Wanze im Telefon sowie eine weitere in der Wohnung selbst plazierte. Außerdem hatte sie ein Programm auf den Computer dort installiert, mit dessen Hilfe sie diesen von ihrem eigenen Laptop aus überwachen konnte. Dabei ergaben sich ein, zwei technische Probleme, bei deren Lösung Lewis sie unterstützt hatte. Nun war Nicole also in der Lage, die E-Mails von Doris Fitch und alles, was sie in Word schrieb, zu lesen. Auch auf ihr Online-Banking-Programm hatte Nicole Zugriff. Sie konnte also jederzeit sehen, ob Allison's Mutter größere Summen als üblich abhob. Für Nicole war es nur eine Frage der Zeit, bis die Tochter sich bei der Mutter meldete.

Narrensicher war dieses System allerdings nicht. Allison konnte ihrer Mutter auch über eine dritte Person eine Nachricht zukommen lassen. Sollte tatsächlich dieser Fall eintreten, dann würde Mrs. Fitch höchstwahrscheinlich etwas tun, das sie sonst nicht tat. Einen Flug buchen, zum Beispiel.

Nicole gab die Hoffnung nicht auf, dass Allison irgendwann Kontakt aufnehmen würde. Anfangs hatte sie wahrscheinlich davor zurückgeschreckt. Und mit gutem Grund. Sie konnte sich ausrechnen, dass ihre Mutter beobachtet wurde. Doch nach so langer Zeit spekulierte Allison möglicherweise darauf, dass ihre Verfolger in ihrer Wachsamkeit nachließen, sie vielleicht sogar für tot hielten.

Deshalb musste Nicole weiter ausharren. Sie hoffte nur, es würde nicht mehr allzu lange dauern. Sie hatte schon seit Monaten keine Einnahmen mehr und deshalb bereits ihre Reserven angreifen müssen.

Vielleicht sollte sie den Beruf wechseln. Dieser Branche den Rücken kehren, bevor das Glück sie verließ. Wenn es das nicht schon getan hatte. Sie hatte kein gutes Gefühl, wenn sie an Lewis dachte. Gut möglich, dass er, wenn das hier endlich vorbei war, wegen ihres Fehlers mit ihr abrechnete.

Sie musste auf alles gefasst sein.

Während sie auf Allison wartete, hatte sie reichlich Zeit, über ihre Lage nachzudenken.

Doris Fitch wohnte in einer Anlage mit niedrigen Mehrfamilienhäusern in Dayton-Northridge, nicht weit von der Interstate 75. Nicole hatte eine leerstehende

Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite gefunden, von der sie nicht nur das Apartment von Mrs. Fitch einsehen konnte, sondern auch deren Parkplatz. Allisons Mutter besaß einen schwarzen Nissan Versa.

Nicole konnte unmöglich vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche am Fenster sitzen und die Wohnung der Fitch beobachten. Sie musste einkaufen. Sie musste schlafen. Doch dafür hatte sie entsprechende Vorkehrungen getroffen. Die Überwachungsanlage war sprachaktiviert. Sobald sie sich einschaltete, sprang auch das Aufzeichnungsgerät an. Wenn der Versa sich bewegte, wurde Nicole von einer winzigen Leuchte alarmiert.

Trotzdem war es sicherer, in der Nähe zu bleiben. Sie hatte Angst, dass womöglich genau in dem Moment, in dem sie die Wohnung aus den Augen ließ, ein Taxi mit Allison darin vorfuhr.

Nicoles Handy klingelte.

»Ja.«

»Hey«, sagte Lewis.

»Hallo.«

»Es gibt was zu tun.«

»Ich bin beschäftigt.«

»Du musst nach Chicago.«

Wie der Mistkerl in letzter Zeit mit ihr redete, gefiel ihr überhaupt nicht.

»Geht nicht.«

»Geht nicht, gibt's nicht. Das ist genauso wichtig, wie das, woran du gerade dran bist.«

»Was ist in Chicago?«

»Sitzt du vor deinem Laptop?«

»Moment. Alles klar. Schieß los.«

»Geh auf die Seite von Whirl360. Du weißt, was das ist?«

»Ja.«

»Geh nach New York. Orchard Street. Ich nehme an, du kennst die Adresse.«

Hä?, dachte Nicole. Sie öffnete den Browser, ging auf die Seite, gab die Adresse ein. Es dauerte ein paar Sekunden, bis die Aufnahmen der Straße geladen waren.

»So, ich bin da«, sagte sie. »Was jetzt?«

»Schwenk mal.«

Nicole klickte und strich gleichzeitig mit dem Finger über das Touchpad. Die Perspektive änderte sich. Statt auf die Straße war das Bild jetzt auf den zweiten Stock zentriert. Auf die Wohnung, in der sie schon einmal gewesen war.

Sie sah das Fenster.

Sie klickte, um den Ausschnitt zu vergrößern.

»Sag mir, dass das nicht wahr ist.«

Sie dachte nicht eine Sekunde daran, das Flugzeug zu nehmen. Mit dem Auto war sie in vier Stunden in Chicago. Sie würde die I-70 Richtung Westen nehmen, im Norden von Indianapolis auf die I-65 wechseln, hinauf bis Gary fahren und dort das letzte Stücke auf der I-90 zurücklegen.

Sie hoffte, dass Allison Fitch, sollte sie ausgerechnet am nächsten Tag bei ihrer Mutter aufkreuzen wollen, einen längeren Aufenthalt eingeplant hatte.

Lewis hatte Nicole einen Namen genannt: Kyle Billings. Zweiunddreißig Jahre alt. Arbeitete seit drei Jahren bei Whirl360 in Chicago. Nach Nicoles Informationen war Kyle unter anderem für das Programm zuständig, mit dem man ausgewählte Ausschnitte von Straßenansichten löschen oder unkenntlich machen konnte, wenn sie ins Netz gestellt wurden. Autokennzeichen, Gesichter. Das Ganze sollte automatisch funktionieren, und Kyle Billings als Leiter der zuständigen Abteilung war dafür verantwortlich, *dass* es funktionierte. Er hatte das Programm entwickelt.

Nicole musste Kyle dazu bringen, sich wieder an dieses Programm zu setzen und ein Bild in der Orchard Street zu eliminieren, ehe noch jemand darauf aufmerksam wurde. Wie Lewis selbst darauf aufmerksam geworden war, wollte sie wissen. Ein Mann hatte plötzlich mit einem Ausdruck der Aufnahme vor der Wohnungstür gestanden. Lewis ging der Sache gerade nach, versuchte herauszufinden, wer der Mann war.

Was für eine grandiose Blamage.

Zuerst die Falsche umzubringen.

Dann Allison Fitch entkommen zu lassen.

Jetzt das.

Konzentrier dich.

Das war es doch, was sie in Sydney getan hatte, nicht wahr? Sie hatte sich konzentriert. Auf das, was vor ihr lag. Alles andere aus ihren Gedanken verbannt. Das Publikum. Die Fernsehkameras. Die Kommentatoren.

Es gab nur sie und den Barren.

Das musste sie auch jetzt tun. Überlegen, was *heute* zu erledigen war. Nicht morgen. Nicht übermorgen. Nicht in drei Tagen.

Heute.

Heute musste sie Kyle Billings finden und ihre ganze Überredungskunst aufbieten, um ihn dazu zu bringen, auf die Datenbank der Straßenansichten zuzugreifen, das Bild dieses Fensters im zweiten Stock zu eliminieren und den dazugehörigen Datensatz ein für alle Mal aus der Datenbank zu löschen.

Sie wusste, dass Kyle Billings tun würde, was sie von ihm verlangte.

Denn Kyle Billings hatte eine Frau.

Fünfunddreißig

Thomas?«

»Ja?«

»Hier ist Bill Clinton.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Oh, hallo. Nett, dass Sie anrufen.«

»Wie läuft's?«

»Es läuft bestens. Ich präge mir jeden Tag neue Straßen ein. Haben Sie meine letzten Updates bekommen?«

»Natürlich, natürlich. Sie machen das ganz hervorragend. Wirklich tolle Arbeit, die Sie da leisten. Alle staunen über Ihre Fähigkeiten.«

»Vielen, vielen Dank.«

»Aber es gibt da etwas, das mir ein wenig Kopfzerbrechen macht.«

»Was denn?«

»Wie ich höre, hatten Sie Besuch vom FBI.«

»Stimmt. Darüber haben wir doch gesprochen. Wissen Sie, ich glaube, sie wollten sich nur vergewissern, dass ich an der Sache dran bleibe.«

»Sicher, sicher. Aber Sie müssen jetzt sehr vorsichtig sein, mit wem Sie reden, Thomas. Sei es das FBI, die CIA oder die Polizei von Promise Falls. Sogar bei Menschen, die Ihnen nahestehen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Passen Sie einfach nur auf, was Sie anderen erzählen. Geben Sie niemals etwas wirklich Persönliches preis. Ein Beispiel: Sie haben gerade Ihren Vater verloren, und ich verstehe, dass Ihnen das sehr nahegeht, aber nach außen hin müssen Sie Stärke zeigen, sonst hält man Sie für einen Schwächling. Das gilt für alle traumatischen Ereignisse in Ihrem Leben. Behalten Sie sie für sich, dann werden Sie Ihren Weg machen. Verstehen Sie?«

»Ich glaube schon.«

»Das ist gut. Und Sie müssen auch Ihre Spuren verwischen. Die Chronik Ihres Computers löschen, zum Beispiel —«

»Das tue ich bereits.«

»Und auch Ihre Anrufliste.«

»Klar. Das mache ich alles, Bill.«

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie stolz ich auf Sie bin, Thomas. Alle hier sind enorm beeindruckt.«

»Ich werde Sie nicht enttäuschen. Wo ich Sie gerade dran habe, ich wollte Ihnen noch etwas erzählen. Beim Studieren der Straßen von New York habe ich gesehen –«

»Ich muss jetzt Schluss machen, Thomas. Vielleicht beim nächsten Mal, ja?«

»Ja gut, Bill. Gut. Auf Wiederhören.«

Sechsenddreißig

Als Julie gegangen war, wollte Thomas mir nicht von seinem Gespräch mit dem Vermieter erzählen. Er sagte, er habe sich zu sehr über mich geärgert. Er ging wieder in sein Zimmer hinauf und schloss die Tür. Ich konnte hören, wie er mit einem unserer früheren Präsidenten plauderte.

Daher stellte ich am nächsten Morgen keine Fragen. Als er in die Küche kam, erkundigte ich mich nur, welche Frühstücksflocken er wolle.

Thomas hatte seine Schale halb leer gegessen und ich schenkte mir gerade eine zweite Tasse Kaffee ein, da fragte er: »Willst du gar nicht wissen, was ich gestern erfahren habe?«

»Von wem?«, fragte ich zurück in der Annahme, er spräche von Bill Clinton.

»Na, vom Vermieter. Mr. Papadapolous.«

»Wenn du's mir sagen willst. Gestern Abend wolltest du ja nicht. Es ist deine Entscheidung.«

»Ich glaube, ich hab ihn aufgeweckt«, sagte Thomas. »Er klang sehr verärgert. Und es war auch nicht leicht, ihn zu verstehen. Er hatte so einen Akzent.«

»Ich wette, einen griechischen.«

»Wieso?«

»Egal. Erzähl weiter.«

»Ich habe ihm gesagt, wie ich heiße, und dass ich ein freier Mitarbeiter der CIA bin.«

Ich stellte meine Tasse ab. »Mensch, Thomas!«

»Ich wollte nicht lügen. Und ich glaube, dass er eher bereit war, meine Fragen zu beantworten, nachdem ich ihm gesagt hatte, wer ich bin.«

Wahrscheinlich war es nur eine Frage der Zeit, bis das FBI wieder vor der Tür stand. Dass Thomas die CIA mit E-Mails bombardierte, hatten sie ihm vielleicht noch durchgehen lassen. Aber wenn er anfang, sich als Mitarbeiter der CIA auszugeben? Jetzt konnte es nur noch schlimmer werden.

»Ich habe ihn gefragt, wer früher da gewohnt hat.«

»Und?«

»Zwei Frauen.«

»Das hat die Nachbarin auch gesagt«, erinnerte ich ihn.

»Ich habe ihn gefragt, ob die beiden Schwestern waren oder Mutter und Tochter oder nur Freundinnen, und er hat gesagt, sie hätten zusammen gewohnt, wären aber keine besonders guten Freundinnen gewesen, denn manchmal bezahlte die eine ihren Teil der Miete nicht rechtzeitig, und dann musste die andere einspringen.«

Ich nickte. »Gute Fragestellung.«

»Er hat mir ihre Namen gesagt. Die eine hieß Courtney und die andere ... ich glaube, er hat Olsen gesagt, aber bei seinem Akzent war das kaum zu verstehen.«

»Das ist ein Vorname und ein Nachname.«

»»Olsen« ist auch ein Vorname. Die Nachnamen weiß ich. Ich hab sie aufgeschrieben. Er hat gesagt, soweit er weiß, haben sie Olsen noch immer nicht gefunden.«

Jetzt wurde es interessant. »Nicht gefunden? Was soll das heißen, sie haben sie noch immer nicht gefunden?«

»Das hab ich ihn auch gefragt. Da hat er gesagt, die bei der CIA müssen ganz schön dämlich sein, wenn sie das nicht alles längst schon wissen, und da musste ich ihm erklären, dass die CIA eine riesige Organisation ist und viele Unterabteilungen hat und –«

»Und dann? Was hat er dir noch gesagt?«

»Dass Olsen verschwunden ist. Ich hab ihn gefragt, wer jetzt in der Wohnung wohnt, und er hat gesagt niemand.«

»Das hab ich dir auch gesagt.«

»Aber«, sagte Thomas mit erhobenem Zeigefinger, als wäre er Sherlock Holmes, »die Wohnung ist vermietet.«

»An wen?«

»Einen Mr. Blocker«, sagte Thomas.

»Wer ist das?«

»Der Mann, der die Wohnung gemietet hat.«

»Das weiß ich, aber wer *ist* er?«

»Keine Ahnung«, sagte Thomas. »Warum sollte jemand eine Wohnung mieten, sie dann aber nicht benutzen?«

»Dafür gibt es viele Gründe. Vielleicht wohnt er nicht in New York, muss aber geschäftlich oft hin.«

Thomas hatte Zweifel. »Das kommt mir aber sehr verschwenderisch vor.«

»Leute, die Geld haben, kümmern sich nicht darum, ob etwas verschwenderisch ist oder nicht. Für sie ist es einfach praktischer, eine eigene Wohnung zu haben, als jedes Mal ein Zimmer zu mieten, wenn sie in die Stadt kommen.«

Das war für Thomas nur schwer zu akzeptieren. »Ich weiß nicht. Aber ich glaube, dass das am Fenster diese Olsen ist. Sie wurde umgebracht und deshalb hat sie niemand mehr gesehen.«

»Aha. Und warum wurde sie umgebracht?«

Er überlegte einen Augenblick. »Damit Mr. Blocker ihre Wohnung haben kann, wenn er nach Manhattan kommt.«

Ich lachte. »Also das ist deiner Meinung nach des Rätsels Lösung? Jemand brauchte eine Wohnung und beging einen Mord, um eine zu kriegen?«

»Ich habe gehört, dass es in New York schwierig ist, an Mietwohnungen zu kommen«, sagte Thomas toderntst.

»Ich war in dem Haus. Ich glaube nicht, dass es da eine Wohnung gibt, für die jemand einen Mord begehen würde.« Ich legte die Hände auf den Tisch. »Hör zu, Thomas, gehen wir das Ganze doch noch mal durch. Alles, was wir wissen, ist, dass da einmal zwei Frauen gewohnt haben und dass sie jetzt nicht mehr da wohnen. Und dein Freund, der Vermieter, sagt, Mr. Blocker zahlt jetzt die Miete, wohnt aber nicht da.«

»Der Vermieter ist nicht mein Freund. Ich kenne ihn nicht einmal.«

»Du hast recht. Aber das bisschen, was wir wissen, reicht noch nicht für einen Mord.«

»Aber eine Frau wird vermisst.«

»Sagt der Vermieter, der allerdings kein Ermittler bei der New Yorker Polizei ist. Vielleicht ist die Frau ja wieder aufgetaucht, nur hat sich niemand die Mühe gemacht, es ihm zu sagen.«

»Gute Idee«, sagte Thomas.

»Was ist eine gute Idee?«

»Die Polizei in New York anzurufen.«

»Ich habe nicht gesagt, dass das eine gute Idee ist. Ich habe nur gesagt, dass der Vermieter nicht unbedingt die beste Informationsquelle ist.«

»Dann sollten wir zur besten Quelle gehen.«

»Ich weiß nicht, ob das eine so gute Idee ist.«

»Dann kann ich ja eine E-Mail an die CIA schicken und darum bitten, dass sie sich mit ihnen in Verbindung setzen.«

Das war jetzt ganz bestimmt keine gute Idee.

»Gut«, sagte ich, »überlass das mir. Ich werde bei der New Yorker Polizei anrufen und mich erkundigen, ob die verschwundene Frau wieder aufgetaucht ist.«

»Und sag ihnen auch, sie sollen sich auf Whirl360 das Gesicht an diesem Fenster in der Orchard Street ansehen.«

»Alles klar.«

Thomas widmete sich wieder seinen Frühstücksflocken. Ich stieß einen unhörbaren Seufzer der Erleichterung aus. Damit war die Sache erledigt. Allerdings auf eine andere Art, als Thomas sich das wohl vorgestellt hatte. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich bei der Polizei in New York anrufen würde, war ungefähr genauso hoch wie die, dass sich dort jemand für einen eventuellen Anruf meinerseits interessieren würde.

Ich konnte direkt hören, wie der New Yorker Ermittler reagierte, wenn ich ihm erzählte, dass mein Bruder glaubte, einen Mord im Internet gesehen zu haben. Derselbe Bruder, der mittlerweile beim FBI aktenkundig war, weil er einem ehemaligen Präsidenten Berichte schickte, um ihn über seine Fortschritte beim Auswendiglernen von Stadtplänen auf dem Laufenden zu halten.

O ja, diesen Anruf musste ich machen. Unbedingt.

Zu Thomas sagte ich: »Darf ich dich was fragen?«

»Schieß los«, sagte er. Ein Tropfen Milch lief ihm übers Kinn.

»Wenn dieser GAU passiert, wenn alle Karten im Internet sich in Luft auflösen, was wird deiner Meinung nach die Ursache dafür sein?«

Er legte seinen Löffel aus der Hand und tupfte sich das Kinn mit einer Papierserviette ab.

»Ich halte einen Angriff von Aliens für am wahrscheinlichsten«, sagte er ganz sachlich. »Höchstwahrscheinlich von außerhalb unseres Sonnensystems. Es wäre allerdings auch möglich, dass er von der Venus oder vom Mars kommt. Wenn die Außerirdischen unsere Kartographiesysteme außer Gefecht setzen, wird es für sie leichter sein, unbemerkt irgendwo zu landen.«

Ein Gefühl der Trauer und Hoffnungslosigkeit überkam mich.

»Reingelegt!«, sagte Thomas ohne den leisesten Anflug eines Lächelns. »Du müsstest mal dein Gesicht sehen.«

Ich sagte Thomas, ich führe in die Stadt und wäre in etwa einer Stunde wieder zurück.

Er klickte munter weiter. »Mhm.«

»Ich möchte, dass du heute Mittagessen machst. Für uns beide. Und ich mache Abendessen.«

Jetzt hörte er auf und wirbelte herum. »Und wegräumen soll ich auch?«

»Ja. Hey, Julie hat mir erzählt, dass du in der Highschool auf Margaret Tursky gestanden hast. Stimmt das?«

»Ich wüsste nicht, dass dich das irgendwas angeht.«

Einen Versuch war's wert.

»Bis später«, sagte ich. Er nickte und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Ich hatte nicht vor, lange auszubleiben. Eigentlich sollte Thomas also keine Gelegenheit haben, irgendeinen Unfug anzustellen, aber man konnte nie wissen.

Kurz darauf klingelte ich an der Tür der eingeschossigen Ranch am Ridgeway Drive. Es war Marie Prentice, die mir öffnete.

»Ray, das ist ja eine Überraschung!«, sagte sie und hielt mir die Fliegengittertür auf. »Len! Ray ist da! Hast du deinen Bruder mitgebracht, Ray? Ist er noch im Wagen?«

»Ich bin allein da, Marie«, sagte ich und betrat das Haus.

»Ach, das ist aber schade!«, sagte sie. Trotz der Kurzatmigkeit in ihrer Stimme, strotzte jede einzelne Silbe dessen, was sie sagte, vor Begeisterung. »Ich hätte mich *so* gefreut, ihn zu sehen.«

Marie sammelte Miniaturen von Waldlebewesen, und diese bevölkerten so gut wie jede freie Fläche im Haus. Auf dem zierlichen Tischchen in der Diele wimmelte es von Rehen, Waschbären, Eichhörnchen und Streifenhörnchen, und keine zwei davon waren im gleichen Maßstab. Wenigstens hoffte ich das, denn sonst liefen irgendwo Streifenhörnchen frei herum, die sich locker Bambi zum Mittagessen hätten einverleiben können.

Im Wohnzimmer erspähte ich weitere Filialen der Menagerie. Len hatte auf dem Couchtisch gerade noch ein wenig Platz für seine Fernbedienungen freischieben können, alles andere war von den Tieren besetzt. Marie sah sich auch als Malerin, deshalb waren die Wände mit selbstgemalten Bildern von Eulen und Elchen und Häschen vollgehängt.

»Len!«, rief sie noch einmal aus voller Kehle.

Eine Tür im Flur ging auf, und Len kam aus dem Keller. Ich wäre jede Wette eingegangen, dass er viel Zeit dort unten verbrachte. Ich wusste, dass er da eine Werkstatt hatte und Möbel schreinerte.

»Ray ist gekommen!«, sagte Marie. »Ist das nicht nett?«

Ein kleines nervöses Lächeln zeigte sich auf Lens Gesicht. »Hallo«, sagte er. »Bist du allein da?«

»Ja«, sagte ich.

»Möchtest du Kaffee?«, fragte Marie. »Ich wollte gerade frischen machen.«

»Bloß keine Umstände«, sagte ich. »Ich wollte nur kurz mit Len reden.«

»Dann komm doch mit runter. Ich zeig dir, was ich gerade baue«, sagte er. Der Blick, mit dem er mich dabei ansah, sagte mir, dass er genau wusste, warum ich hier war, und dass er nicht vor seiner Frau darüber reden wollte.

»Gut.«

»Bist du sicher, dass du nichts willst?«, fragte Marie und folgte uns zur Kellertür.

»Wir sind wunschlos glücklich, Marie«, sagte Len und deutete mir mit dem ausgestreckten Arm vorauszugehen. Er schloss die Tür und folgte mir.

»Schöne Werkstatt«, sagte ich. Allem Anschein nach hatte Len in diesem gut beleuchteten Raum jedes nur erdenkliche Profiwerkzeug: Stichsäge, Standbohrmaschine, Drehbank, eine große Werkbank, einen Hochdruckstaubsauger. Eine Wand war vollgehängt mit Handwerkzeugen jeder Art. Am anderen Ende des Raums führte eine breite Treppe hinauf zu einer zweiflügeligen Kohlenklappe. So schaffte er die Möbel also aus dem Keller. Nirgendwo entdeckte ich auch nur ein Körnchen Sägemehl. Allerdings sah ich auch nirgendwo ein Werkstück in Arbeit. Keine Stuhlbeine oder Schubladen oder Schranktüren warteten darauf, zu einem Möbelstück verarbeitet zu werden.

»Ich hab's gern ordentlich«, sagte Len.

»Woran arbeiten Sie denn gerade?«, fragte ich. »Hier sieht's doch reichlich aufgeräumt aus.«

»Im Moment an nichts«, sagte Len. »Ich dachte nur, du wolltest unter vier Augen mit mir reden.«

»Thomas hat mir von dem gestrigen Vorfall erzählt«, sagte ich. »Ich wollte Genaueres hören. Anscheinend hat Thomas Sie geschlagen.«

Len berührte seine Wange. »Ja. Na ja.«

»Tut mir leid. Das hätte er nicht tun dürfen.«

»Er kann wahrscheinlich nichts dafür«, sagte Len. »Verrückt wie er ist.«

»Er ist nicht verrückt«, entgegnete ich. »Er hat eine psychische Störung. Das wissen Sie ganz genau.«

»Ach, komm, Ray. Das ist doch nur eine nette Art zu sagen, er ist verrückt wie ein zweiköpfiges Huhn.«

Ich spürte ein Kribbeln im Nacken. »Was ist genau passiert? Als Sie bei uns waren?«

»Ich hab reingeschaut, weil ich wissen wollte, wie ihr Jungs klarkommt, weil euer Vater gewollt hätte, dass ich das tu, aber du warst nicht da, nur Thomas. Er hat gesagt, du wärst in New York.«

»Und was ist dann passiert?«

»Ich wollte ihm eine Freude machen, das ist passiert.«

»Dann verstehe ich aber nicht, dass Thomas deswegen wütend geworden ist.«

»Ich wollte ihn nur –«

»Alles in Ordnung bei euch da unten?«, rief Marie von oben. Sie hatte die Tür aufgemacht.

»Alles bestens, Herrgott noch mal!«, schnauzte Len sie an.

Die Tür schloss sich.

Len räusperte sich. »Ich wollte ihn zum Essen einladen«, fuhr er fort.

»Sie wissen doch, dass Thomas das Haus nicht gern verlässt«, sagte ich, ohne allerdings hinzuzufügen, dass er es insbesondere nicht gern verlassen hätte, um mit Len irgendwohin zu gehen.

»Ja, ja, ich weiß schon, aber ich dachte, es würde ihm guttun. Er kann sich doch nicht tagein, tagaus dort verbarrikadieren. Das ist einfach nicht gesund. Euren Dad hat das wahnsinnig gemacht.«

»Also, wie kam's dazu, dass Thomas Sie geschlagen hat?«

Len zuckte müde die Achseln. »Kann sein, dass ich ihn zu sehr gedrängt habe. Ich wollte ihn überreden, mitzukommen. Hab seinen Arm genommen, wie man's halt so macht, um ihn ein bisschen anzuschieben. Er riss sich los, und dabei hat er mich an der Wange erwischt. Wenn Thomas gesagt hat, dass da mehr war, wenn er sagt, dass ich absichtlich grob zu ihm war ... das stimmt nicht. Das ist wieder so eins von seinen Hirngespinsten, mehr nicht.«

»Er hat nichts Derartiges gesagt.«

Len nickt befriedigt. »Dann ist es ja gut. Verrückte erzählen nämlich allen möglichen Scheiß, der gar nicht stimmt, wenn du weißt, was ich meine. Himmelhergott, er glaubt, er hat einen früheren Präsidenten zum Freund.«

»Len, Sie haben es wahrscheinlich gut gemeint«, sagte ich mit sachlicher, entschlossener Stimme, »und ich weiß, dass Sie lange Jahre mit meinem Vater befreundet waren. Aber bei allem Respekt, ich werde es nicht zulassen, dass Sie Thomas als Verrückten bezeichnen. Er ist ein lieber, harmloser, anständiger Mensch. Ich will nicht behaupten, dass er nicht ein bisschen anders ist. Das ist auch mir klar. Aber Sie haben kein Recht, so über ihn zu reden. Und wenn er Ihre Einladung zum Essen nicht annehmen will, dann haben Sie das genauso zu respektieren wie bei jedem anderen.« Ich holte Luft.

Als ich mich zum Gehen umwandte, sagte Len. »Ganz so harmlos ist er aber nicht.«

»Was?«

»Euer Vater hat's mir erzählt. Thomas konnte richtig wütend werden. Einmal hat er sogar versucht, euren Dad die Treppe runterzustoßen. Natürlich fand er alle möglichen Entschuldigungen für das Benehmen deines Bruders, aber wenn du meine ehrliche Meinung hören willst: Der Junge gehört in die Klappe.«

Siebenunddreißig

Ich verstehe nicht, warum du auf der Party gestern Abend unbedingt dieses rote Kleid tragen musstest«, sagte Kyle Billings zu seiner Frau Rochelle.

»Du weißt, dass ich dieses Kleid mag«, sagte sie. »Ich mag, wie ich mich darin fühle.«

»Wie denn? Wie eine Nutte? So willst du dich also fühlen?«

»Leck mich«, sagte Rochelle und stürmte aus dem Bad – Jacuzzi, Doppeldusche, Doppelwaschbecken, Bidet, verteilt auf acht Meter – in das direkt angrenzende Schlafzimmer mit den zur baumbestandenen Straße gelegenen, gebogenen Fenstern. Dort verschwand sie im Kleiderschrank.

Sie hatten beide ihren eigenen begehbaren Schrank, und jeder davon war größer als die Kellerwohnung in Chicago South Side, in der Kyle vor zehn Jahren gelebt hatte. Mit Mäusen und Schimmel, und den Mietern in der Wohnung über ihm, die beinahe jeden Abend rumbrüllten wegen allem und jedem – angefangen von zu wenig Butter auf dem Toast bis hin zu seinen nächtlichen Sauftouren mit Freunden.

Mittlerweile musste Kyle sich keine streitenden Nachbarn mehr anhören, und von den Nachbarn musste niemand sich die Auseinandersetzungen zwischen Kyle und Rochelle anhören. Sie bewohnten ein millionenteures Anwesen an der Forest Avenue in Oak Park, gleich neben einem wahrhaftigen Frank-Lloyd-Wright-Haus, einem von mehreren in der Straße. Kyle Billings war überzeugt, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis eines der von Wright entworfenen Häuser auf den Markt kam, und dann würde er zuschlagen. Das würde dann wohl endlich auch seinem Vater imponieren, dem es anscheinend völlig am Allerwertesten vorbeigegangen war, dass sein Sohn es mit seinem genialen Händchen bei Whirl360 schon zum Multimillionär gebracht hatte, obwohl er noch keine dreißig war. Billing senior hatte nur einen Gott, der hieß Frank Lloyd Wright und war der größte aller amerikanischen Architekten, ob tot oder lebend. »Warum hast du dieses Haus gekauft und nicht das da?«, hatte er Kyle gefragt und dabei auf das am nächsten gelegene Wright-Haus gezeigt.

Arschloch.

Kyle Billings folgte seiner Frau in ihren Kleiderschrank. »Du weißt genau, dass du alle Blicke auf dich ziehst, wenn du so rumläufst. Du hast alle in Fahrt gebracht.

Die Typen, die gestern da waren – denen hing die Zunge regelrecht bis zum Boden. Jeder Einzelne von ihnen hat dich mit seinen Blicken gevögelt.«

Abrupt drehte sie sich um. Barfuß, in Jeans-Shorts und einem roten T-Shirt stand sie da und stemmte die Hände herausfordernd in die Hüften. »Ich kann mir ja eine Burka zulegen, wenn du möchtest. Willst du, dass ich so rumlaufe?«

»Herrgott!«, sagte Kyle. Im Grunde seines Herzens wusste er, wie idiotisch er sich aufführte. Warum war er denn damals so auf Rochelle – Kesterman, bevor sie ihn heiratete – abgefahren? Vor fünf Jahren, bei dieser Software-Messe in San Francisco, als sie auf ihren Bleistiftabsätzen auf der Bühne heruntänzelte und mehr Aufmerksamkeit erregte als die Raffinessen der neuesten und absolut unentbehrlichen Handy-App.

Sie war heute noch genau so ein Hingucker wie damals, mit ihrem schwarzen Haar, das ihr bis zum Po reichte, den langen Beinen und den kleinen, aber keck aufgerichteten Brüsten, die einem direkt in die Augen guckten. Die Farbe ihrer Haut, hellbraun wie Milchkaffee, verlieh ihr etwas Exotisches. Er hatte keine Zeit verschwendet und war nach ihrer Präsentation sofort hinter den Vorhang gegangen, um sie kennenzulernen. Er hatte sie zu einem Drink eingeladen und ganz nebenbei Bemerkungen über seinen beruflichen Erfolg, seinen 911 Turbo und die Eigentumswohnung in Chicago mit Blick auf den Lake Michigan fallenlassen. Und dass sein neues Projekt, mit dem man, bequem zu Hause am Computer sitzend, Städte auf der ganzen Welt würde erforschen können, ihn reich machen würde.

Diese Bemerkung gefiel Rochelle ganz besonders.

Fünf Monate später waren sie verheiratet.

Kyle war sich bewusst, dass er nicht der Einzige war, dem sie den Kopf verdrehen konnte. Eine Zeitlang konnte er ganz gut damit leben, dass auch andere Männer sich den Hals nach ihr verrenkten. Wenn sie dann ihn ansahen, schenkte er ihnen dieses Lächeln, das sagte: Gaffen kannst du, so viel du willst, aber derjenige, der diese Vollblutstute heute Nacht reitet, das bin ich.

Und was für Ritte das waren.

Der Sex mit Rochelle war sagenhaft. Sie war phantasievoll und ganz und gar uneigennützig. Und als ob das noch nicht genug wäre, war sie auch noch erstaunlich biegsam. Während ihrer Highschool-Zeit und auch später im College war sie Kunstturnerin gewesen. Das hatte sie inzwischen zwar aufgegeben, machte aber immer noch viermal die Woche Sport und war so gelenkig wie eh und je.

Kyle wusste, dass er unverschämtes Glück hatte. Andere Männer würden morden, um sie zu bekommen.

Doch im Lauf der Zeit hatte seine Reaktion auf die bewundernden Blicke, die seine Frau auf sich zog, sich verändert. Aus Stolz war Eifersucht und Unsicherheit geworden. Wenn sie jeden haben konnte, wie lange würde sie sich mit ihm zufriedengeben? Er hatte Geld. Sie hatten dieses Haus. Sie flogen zwei-, dreimal im Jahr nach Europa, stiegen in den besten Hotels ab. Er hatte ihr für zweihunderttausend Dollar diesen Mercedes mit den Flügeltüren gekauft.

Leider war er nicht der Einzige, der Geld hatte. Wenn das alles war, was sie interessierte – in seiner Branche gab es genügend andere, die über Nacht Millionäre geworden waren. Liebte sie *ihn*? Oder das Leben, das er ihr bot?

Es gab nicht den geringsten Hinweis, dass es etwas anderes war als Ersteres. Doch das reichte ihm nicht, er quälte sich weiter. War sie nicht vielleicht doch ein wenig zu freizügig? Jetzt hätte er es gern gesehen, wenn sie einen Gang zurückgeschaltet, sich ein wenig gemäßigt hätte. Einen kurzen Rock anziehen? Warum nicht? Aber doch nicht unbedingt einen, der so kurz war, dass jeder ihr Schamhaar-Styling bewundern konnte, wenn sie in ihren Christian Louboutins umknickte.

»Du machst mich wahnsinnig, weißt du«, sagte sie, während sie eine Reihe von Anziehsachen, neunzig Prozent davon schwarz, über die Kleiderstange warf. »Vielleicht habe ich mich ja so angezogen, um dich in Fahrt zu bringen und nicht irgendwen anderen? Hast du schon mal daran gedacht? Verdammt, wo sind diese Hosen?«

»Du sendest Signale aus«, belehrte er sie. »Auch wenn das vielleicht nicht deine Absicht ist, aber glaub mir, bei den Typen kommen sie an.«

Sie nahm einen Bügel von der Stange, inspizierte die Hosen, hängte ihn wieder auf. »Mist, wo sind die denn?«

»Hörst du mir eigentlich zu?«

Rochelle hielt inne und funkelte ihn an. »Nein. Weil du nämlich nur Scheiße redest. Du spinnst komplett.« Sie zwängte sich an ihm vorbei aus dem Schrank, ging zu ihrem Nachttisch, um ihr Handy zu holen und sagte: »Mir wird das hier zu eng mit dir. Ich brauche Platz. Ich bin draußen auf der Terrasse, falls dir dämmern sollte, was für ein blöder Wichser du bist, und du dich entschuldigen willst.«

Sie rauschte aus dem Zimmer. Er ließ sich auf die Bettkante fallen und sah ihr nach. Der Anblick ihres Hinterteils ließ ihn noch immer nicht kalt. Das war das Positive, wenn sie sauer auf ihn war: Er bekam Gelegenheit, ihren Hintern zu bewundern.

»Idiot«, sagte er und meinte damit nicht seine Frau. »Verdammter Vollidiot.« Im Grunde seines Herzens wusste er, dass er mit seiner besitzergreifenden Art genau das Gegenteil von dem erreichen würde, was er eigentlich wollte. Er hatte es bei

einigen seiner Freunde erlebt. Je mehr sie klammerten, desto weiter entfernten sich ihre Frauen von ihnen.

Zehn, zwanzig Minuten saß er da und überlegte, ob er zu ihr hinausgehen und sich entschuldigen oder einfach das Haus verlassen, in seinen Ferrari steigen und ein paar Stunden durch die Gegend fahren sollte. Nein. Wegfahren vielleicht, aber nur um mit Blumen wiederzukommen oder etwas viel Tollerem. Wie wär's mit einem Abstecher auf die Magnificent Mile? Heimkommen mit etwas Teurem, Glänzendem. So um die zehntausend vielleicht. Die Rechnung ganz zufällig irgendwo liegen lassen, wo sie sie finden konnte.

Nach einer guten Dreiviertelstunde hatte er sich dazu durchgerungen, seinen Stolz zu überwinden und ihr zu sagen, dass es ihm leidtat. Seinetwegen könne sie sich auch in Zukunft anziehen, wie es ihr passe, allerdings müsse ihr klar sein –

Ding!, machte sein Handy. Das Zeichen für eine eingehende SMS. Er stand auf und holte das Handy. Ein Foto begrüßte ihn, Absender »Rochelle«.

Rochelle hatte ihm ein Foto geschickt.

Ein sehr sonderbares Foto.

Es war das Foto einer Frau – Kyle war nicht nur ziemlich sicher, dass es eine Frau war, er war sich auch ziemlich sicher, dass es *seine* Frau war. Das rote T-Shirt, die Jeans-Shorts. *Ganz* sicher war er sich allerdings nicht, denn da war diese Plastiktüte, die sich straff über den Kopf legte. Kinn, Lippen, Nase, Augenbrauen – ein Relief ihrer Gesichtszüge.

Er konnte sie auch nicht komplett sehen, nur bis zu ihren Armen. Da war etwas Silbriges auf ihnen. War das Klebeband? War sie damit an einen Stuhl gefesselt? Terrassenstuhl war es keiner. Denn das war keine Außenaufnahme. War das nicht einer von den Stühlen im Keller?

»Was soll das denn?«, sagte er laut.

Was war das wieder für ein Spielchen?

»Rochelle!«, rief er.

Er war schon auf dem Sprung zur Treppe, da gab das Telefon in seiner Hand neuerlich einen Ton von sich. Keine SMS diesmal. Sondern ein richtiger Anruf.

Wieder von Rochelles Handy.

»Hey«, sagte er. »Was schickst du denn für –«

»Mr. Billings.«

»Hä?« Die Stimme einer Frau. Sie klang allerdings nicht wie Rochelle.

»Mr. Billings, Sie müssen jetzt gut zuhören.«

»Rochelle?«

»Hier ist nicht Rochelle. Und Sie müssen sehr gut zuhören.«

Er lief bereits die Treppe hinunter. Jetzt blieb er wie angewurzelt stehen.

»Ihre Frau kann noch atmen«, sagte die Frau. »Gerade noch. Aber wenn ich die Tüte noch enger zusammenziehe, dann bekommt sie keinen Sauerstoff mehr.«

»Wer zum Teufel sind Sie? Was ist da los, verdammt noch mal? Ich komm jetzt runter –«

»Wenn Sie runterkommen, stirbt sie. Haben Sie verstanden, Kyle? Sie wird sterben.«

Er stand unten an der Treppe, nicht weit von der Haustür. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Sie müssen zuhören, Kyle«, sagte die Frau ruhig. »Unbedingt. Sonst stirbt Rochelle.«

»Um Gottes willen.« Er spürte, wie seine Knie nachgaben. Mit der freien Hand klammerte er sich an das Treppengeländer.

»Alles wird gut. Sie müssen nur zuhören und genau tun, was man Ihnen sagt.«

»Ich habe Geld«, sagte er schnell. »Ich kann Geld auftreiben.« Und dann fiel es ihm ein. Scheiße, heute ist Sonntag. Aber er würde einen Weg finden. Er wusste, es gab einen. Für jemanden, der so viel Geld hatte wie er, war die Bank auch sonntags geöffnet.

»Es geht nicht um Geld«, sagte die Frau.

»Worum dann? Um die Autos. Wollen Sie die Autos? Nehmen Sie sie. Aber bitte, bitte, tun Sie Rochelle nichts. Sagen Sie mir, was ich tun soll.«

»Ich will nichts, was Ihnen gehört. Ich will, dass Sie etwas für mich *tun*. Als Erstes die Grundregeln: Sie rufen nicht die Polizei. Sie werden niemanden über das informieren, was passiert. Egal wie. Was immer Sie tun: Wenn irgendwer mitkriegt, was los ist, wird Ihrer Frau die Luft ausgehen, und sie wird sterben.«

»Verstanden. Verstanden. Was wollen Sie? Was soll ich tun?«

»Sie werden ein Foto für mich finden. Eines, das dem sehr ähnlich sieht, das Sie gerade bekommen haben. Und dann werden Sie es verschwinden lassen.«

Dann erläuterte Nicole die Einzelheiten.

»Sie hier, Mr. Billings? An einem Sonntag?«, sagte der Mann vom Wachdienst am Empfang von Whirl360, als Kyle das Foyer betrat. »Das ist ja ganz was Neues.«

»Hi, Bob«, sagte Kyle. »Bin auch gleich wieder weg.«

Bob drückte auf einen Knopf, und sich überlappende Plexiglasscheiben glitten auseinander, um Billings durchzulassen. Ein paar Meter weiter drückte Billings die Aufzugtaste. Beim Betreten der leeren Aufzugkabine tippte er auf das Bluetooth-Gerät an seinem Ohr.

»Lassen Sie mich mit Rochelle sprechen«, sagte Kyle.

Die Stimme in seinem Ohr sagte: »Sekunde. Sagen Sie was.«

»Kyle?« Seine Frau klang, als stände sie etwas entfernt von ihrer Geiselnnehmerin, so, als hielte die Frau das Handy in die Luft.

»So«, sagte diese. »Sie haben sie gehört. Es geht ihr gut. Ich habe ihr die Tüte abgenommen, damit sie leichter Luft bekommt. Und das mit Bob war sehr gut. Sie klangen sehr natürlich. Sie machen das sehr gut.«

»So, gleich geht die Tür auf.«

»Gut«, sagte Nicole. »Ich bin hier, wenn Sie mich brauchen.«

Kyle betrat das Hauptbüro von Whirl360. Es sah hier nicht aus wie in anderen Firmen. Natürlich gab es auch in diesem Großraumbüro jede Menge Computerarbeitsplätze, aber es gab nicht viele Unternehmen, in denen der Arbeitsbereich von Billard- und Kicker- und Videospieltischen eingerahmt war. Wenn die Mitarbeiter von Whirl360 eine Pause brauchten, dann rollten sie von ihren eigenen Bildschirmen zu jenen im Außenbereich und spielten eine Runde virtuelles Golf, bekämpften Außerirdische oder entspannten sich vor dem 3-D-Fernseher. Und wenn sie genügend Energie getankt hatte, machten sie sich wieder an die Arbeit.

Heute war es ruhig im Büro. Nur eine Handvoll Mitarbeiter saßen vor ihren Terminals und gaben die neuesten von den Whirl360-Wagen übertragenen Bilder ein. Jede einzelne Sekunde jeder einzelnen Minute jeder einzelnen Stunde des Tages wurden in Städten rund um den Globus Straßen fotografiert.

»Hey, Kyle.«

»Was ist denn los, Kyle?«

»Wie geht's, Kyle?«

Alle fühlten sich verpflichtet zu grüßen.

Er nickte jedem Einzelnen zu. Schließlich stand er vor seinem eigenen Arbeitsplatz. Einzelbüros gab es hier nicht. Jeder, egal auf welcher Stufe der Firmenhierarchie er sich befand, arbeitete hier im Hauptbüro.

Am liebsten wäre es Kyle gewesen, die Forderungen der Geiselnnehmerin gleich von zu Hause aus zu erfüllen. Doch Whirl360 besaß eines der am besten gegen Hackerangriffe gesicherten Computersysteme der Welt. Ein Zugriff von außerhalb des Firmensitzes war unmöglich.

»Ich bin jetzt an meinem Schreibtisch«, sagte Kyle so leise, dass es niemand im Raum hören konnte.

»Hervorragend«, sagte Nicole. »Hier ist alles bestens.«

»Ich mach das hier für Sie, und wir hören nie wieder was von Ihnen«, flüsterte er.

»Genau. Sie löschen dieses Bild, Sie eliminieren es aus dem System, als wäre es nie dagewesen, und alles ist in Butter.«

»Ich habe Ihr Wort darauf?«

»Selbstverständlich.«

»So, ich bin drin.« Er hämmerte in die Tasten. »New York ... Orchard Street ... Sollte nicht lange dauern.«

Nicole nahm das Handy vom Ohr und legte die Hand aufs Knie. Wenn Kyle etwas zu sagen hatte, dann würde sie es hören. Sie war optimistisch. Sie merkte, dass er das so schnell wie möglich über die Bühne bringen, ihr alles recht machen wollte. Er würde es nicht verbocken.

»Macht er's?«, fragte Rochelle. Wie Nicole gesagt hatte, hatte sie Rochelle die Tüte vom Kopf gezogen, von den Fesseln befreit hatte sie sie allerdings nicht. Rochelle saß nach wie vor mit Gewebeband gefesselt auf dem teuren Lederstuhl in dem teuer eingerichteten Keller der Billings. Hier gab es alles. Einen Billardtisch. Eine Bar. Einen 3-D-Großbildfernseher. Eine aufwendig gestaltete Modelleisenbahnanlage mit Bergen und Häusern und Brücken. Das Ding musste an die zwanzig Quadratmeter groß sein. Unglaublich.

»Er macht das sehr gut.« Nicole saß Rochelle gegenüber auf einem Pendant zu deren Stuhl. Auch heute trug sie eine Schirmmütze und eine Sonnenbrille, um ihr Gesicht so gut wie möglich zu verbergen. Ihre Hände steckten in Latexhandschuhen, seit sie das Haus betreten hatte. Die Alarmanlage war kein Problem gewesen. Mit solchen Dingen kannte Nicole sich aus.

»Er wird tun, was Sie ihm sagen«, sagte Rochelle. »Ganz bestimmt.«

»Darauf zähle ich.«

»Wir werden zu niemandem ein Wort sagen. Niemals. Versprechen Sie mir, dass Sie ihm nichts tun.«

»Ich glaube, dazu besteht kein Anlass.« Nicole hörte ein Geräusch aus dem Telefon und hielt es sich wieder ans Ohr.

»Ich hol mir Kaffee, Kyle. Magst du auch einen?« Die Stimme eines Kollegen.

»Nein. Nein danke«, sagte Billings.

»Weißt du noch, der Jaguar, von dem ich dir erzählt habe? Wir haben gestern eine Probefahrt gemacht. Fährt sich echt gut und hat auch alles Drum und Dran, aber er war rot, und ich finde, in den sechziger Jahren, da hat so ein XKE vielleicht gut ausgesehen, aber heutzutage? Also, da ist mir rot doch irgendwie zu krass. Warst du eigentlich gestern bei diesem Tamtam im Hyatt?«

»Sehen Sie zu, dass Sie ihn loswerden«, sagte Nicole.

»Ja. Sind ziemlich spät heimgekommen.«

»Das war was für die Obdachlosen, stimmt's?«

»Ja. Ist ein Haufen Geld zusammengekommen.«

»Was hast du denn da auf dem Monitor?«

»Nichts, nur ... ich probier gerade was aus. Ich versteh nicht, warum nicht immer alle Nummernschilder und Gesichter ganz verpixelt werden. Hängt vermutlich vom Winkel ab. Wenn die Software nicht erkennt, was es ist, dann wird's nicht richtig verzerrt.«

»Muss ich es Ihnen noch mal sagen?«, meldete sich Nicole.

»Hör mal, ich würd wirklich gern mit dir plaudern, aber ich hab hier noch 'ne Menge zu tun. Aber danke, dass du gefragt hast.«

»Mach's gut.«

»Sowieso.«

»Ist er weg?«, fragte Nicole.

»Ja«, flüsterte Kyle. »Die Luft ist rein.«

Nicole atmete auf. Sie bemerkte, dass Rochelle sie eingehend betrachtete. Schon zum wiederholten Mal.

»Was ist?« Nicole legte sich das Handy wieder aufs Knie, diesmal mit dem Display nach unten.

»Es geht mich überhaupt nichts an, was Sie tun. Und warum Sie es tun. Ist mir auch egal«, sagte Rochelle. »Wirklich ganz egal.«

»Gut.«

»Deshalb will ich, dass Sie wissen, dass Sie sich keine Sorgen machen müssen, wenn ich's Ihnen sage. Ich möchte nur ... ich will nur, dass Sie's wissen.«

Was war das denn für ein Blick, mit dem Rochelle sie ansah? Nicole kannte ihn, hatte ihn aber schon sehr, sehr lange nicht mehr gesehen. Das gute Gefühl, das sie bezüglich des Verlaufs der Dinge gehabt hatte, begann sich zu verflüchtigen.

»Ich wollte Ihnen nur sagen«, fuhr Rochelle fort, »dass ich Sie toll fand.«

»Wie bitte?«

»In Sydney«, sagte Rochelle. »Ich hab mir alle Wettbewerbe angeschaut. Aber *vor allem* das Turnen.«

»Tatsächlich«, sagte Nicole.

»Gleich, als ich Sie gesehen habe, auch mit der Brille, da war was – ich glaube, es ist Ihr Kinn, wie Sie's halten. Immer wenn Sie auf den unteren Holm gesprungen sind, da haben Sie so eine Bewegung mit dem Kinn gemacht. Danach hatten Sie so einen entschlossenen Ausdruck.«

»Das hat mir noch nie jemand gesagt. Aber wenn ich jetzt daran denke ... ich weiß, was Sie meinen.«

»Ich habe die ganze Highschool hindurch geturnt, auch noch auf dem College, aber so gut wie Sie war ich nie. Nicht mal annähernd. Ich war Ihr größter Fan.« Rochelle rang sich trotz ihrer misslichen Lage ein bewunderndes Lächeln ab. »Wie gesagt, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, dass Sie jetzt tun, was Sie tun, aber

ich bin sicher, es gibt immer einen Grund, warum Dinge sich so entwickeln. Jeder geht seinen eigenen Weg, stimmt's?»

»Stimmt«, sagte Nicole.

»Was ich damit sagen wollte: Man hat Sie bestohlen«, fuhr Rochelle fort.

Plötzlich empfand Nicole ein Gefühl von ... was war es? *Trauer*? Sie empfand Trauer. Große Trauer. Darüber, was ihr in Sydney widerfahren war. Und wegen allem, was danach gekommen war. Bei dem Gedanken, wie ihr Leben hätte verlaufen können, wenn sie Gold gewonnen hätte. Wo sie jetzt sein könnte. Sicher nicht hier, in diesem Keller in Chicago.

Und da war noch ein Gefühl.

Rührung.

»Danke«, sagte Nicole, und sie meinte es auch. »Danke, dass Sie das gesagt haben. Genau dieses Gefühl hatte ich, aber so was sagt man nicht laut, dann glauben nämlich alle, man sei einfach ein schlechter Verlierer.«

»Oh, Sie haben große Klasse bewiesen«, sagte Rochelle. »Sie standen erhobenen Hauptes da auf dem Podest, als man Ihnen die Silbermedaille umhängte. Aber wissen Sie was?«

»Was?«

»Ich hab's gesehen. Ich hab's Ihnen angesehen. Sie waren am Boden zerstört.«

Nicole rückte ihre Sonnenbrille zurecht. Wollte nicht, dass Rochelle ihre Augen sah.

»Na ja, es war ein sehr emotionsgeladener Moment«, sagte Nicole, die auch jetzt mit ihren Emotionen zu kämpfen hatte.

»Ich wette, wenn man das untersuchen würde ... dann wette ich, es würde sich rausstellen, dass die Kampfrichter irgendwie bestochen wurden. Die russischen vielleicht. Oder die französischen.«

»Das kann ich nicht sagen. Da gab es nie irgendwelche Andeutungen.«

»Also ich glaube das jedenfalls«, sagte Rochelle mit Nachdruck. »Aber nach so vielen Jahren wäre es sicher schwierig, so eine Untersuchung einzuleiten.«

»Ich glaube, Sie haben recht. Geschehen ist geschehen«, bestätigte Nicole. »So was hat mir noch nie jemand gesagt.«

»Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.«

»Nein, ist schon in Ordnung.«

»Ich habe immer mal wieder im Internet nach Ihnen gesucht, wollte wissen, was aus Ihnen geworden ist. Aber ich habe nie etwas gefunden. Es gibt schon seit Jahren nichts mehr über Sie.«

»Nein«, sagte Nicole. »Dieses Leben habe ich hinter mir gelassen. Ich habe alles ... hinter mir gelassen.«

»Ich habe aber einiges darüber gefunden, was man sich alles von Ihnen erwartet hat, über den Druck, den man Ihnen gemacht hat.«

Nicole lächelte. Dass sich daran noch jemand erinnerte. »Mein Trainer war fuchsteufelswild. Und mein eigener Vater hat kein Wort mehr mit mir gesprochen. Er hat mich enterbt.« Nicole schwieg einen Augenblick. »Ich glaube, er wollte seinen Traum durch mich leben, und ich hab ihn platzen lassen.«

»Das ist nicht Ihr Ernst«, sagte Rochelle. »Das ist ja schrecklich.«

»Tja«, sagte Nicole.

»Warum ich Ihnen das alles erzähle ... ich weiß, das klingt jetzt vielleicht blöd, aber Sie waren damals ein richtiges Vorbild für mich. Ich hatte ein Poster von Ihnen bei mir im Zimmer hängen.«

»Ein Poster von mir?«

»Ich habe es noch. Nicht mehr an der Wand. Aber ich hebe vieles auf. Irgendwo habe ich es noch, zusammen mit jeder Menge Zeitungsausschnitte über Sie. Ich dachte, es würde Sie vielleicht interessieren. Ich würde nämlich nie, nie im Leben, über etwas reden, das der großartigen Annabel Kristoff irgendwie schaden könnte.«

Das war einmal ihr Name gewesen.

Nicole lächelte. Doch es war kein frohes Lächeln. »So hat mich schon lange niemand mehr genannt.« Sie schluckte, um den Kloß loszuwerden, der sich in ihrer Kehle gebildet hatte. Dann drehte sie das Handy um und hielt es sich ans Ohr.

»— da? Sind Sie noch dran? Hallo?«, flüsterte Kyle.

»Ich bin da«, sagte Nicole.

»Erledigt.«

»Das Bild ist verschwunden?«

»Ja. Der Kopf ist nicht mehr zu sehen, das Fenster ist jetzt dunkel.«

»Gibt es noch frühere Versionen, auf die man zugreifen kann?«

»Nein, alles weg. Der Datensatz ist gelöscht.«

»Hervorragend.« Nicole lächelte Rochelle zu, die mit feuchten Augen zurücklächelte. »Gut, Kyle, ich glaube, wir sind fertig. Danke. Sie werden Rochelle im Keller finden, wenn Sie nach Hause kommen.«

»Geht's ihr gut?«

»Bestens. Sagen Sie was, Rochelle.« Nicole hielt ihr das Handy hin.

»Hi, Schatz! Ich liebe dich! Tut mir wirklich leid wegen heute Morgen.«

»Ich dich auch, Kleines. Ich war echt ein Arschloch. Wir kriegen das wieder hin.«

Nicole zog das Handy wieder weg. »So, Kyle. Tschüs.«

Sie legte auf und ließ das Handy, Rochelles Handy, auf den Teppich fallen. Und dann blieb sie einfach sitzen, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und blickte zu Boden.

Und überlegte.

»Was ist?«, fragte Rochelle. »Wollen Sie jetzt nicht gehen? Er hat doch getan, was Sie wollten, oder nicht?«

»Doch«, sagte Nicole. »Hat er.«

Du musst es trotzdem tun, sagte sie sich. Auch wenn sie ein Fan ist.

Nicole hob die Plastiktüte auf, die sie der Frau vorhin über den Kopf gezogen hatte.

»Was machen Sie damit?«, fragte Rochelle.

Es dauerte viel länger, als es ihr lieb war. Die Frau wehrte sich, heftiger als die meisten. Sie warf den Kopf vor und zurück, mit aller Kraft, bis ihr schließlich die Luft ausging. Lange genug, dass eine einzelne Träne Zeit hatte, auf die Außenseite der Tüte zu tropfen.

Als es endlich vorbei war, setzte Nicole sich wieder auf ihren Stuhl und wartete auf Kyle Billings' Rückkehr.

Achtunddreißig

Ich war erschüttert über Len Prentice' Einstellung und über das, was er gesagt hatte.

Dass er Thomas als Verrückten bezeichnet hatte, der in die Klapse gehörte, hatte mich zwar in Rage versetzt, was mir aber viel mehr zu schaffen machte, war, dass Thomas versucht haben soll, unseren Vater die Treppe hinunterzustoßen. War es wirklich so schlimm, wie es sich anhörte? War es wirklich passiert? Dad hatte mir gegenüber nie etwas erwähnt, aber das hieß nicht, dass nichts dergleichen vorgefallen war. Es war nicht seine Art, seine Familie mit seinen Problemen zu belasten. Als er vor zehn Jahren einen Knoten in einem Hoden spürte, sagte er meiner Mutter kein Wort. Er ging zum Arzt und ließ das untersuchen. Als der Befund kam, zeigte sich, dass kein Grund zur Sorge bestand, und der Knoten bildete sich von selbst zurück. Erst geraume Zeit später, als es Mom nicht gutging und sie sich beim selben Arzt untersuchen ließ, erkundigte sich dieser, wie es Adam in der Zwischenzeit ergangen war.

Mom machte Dad die Hölle heiß. Sie erzählte mir alles, in der Hoffnung, ich würde dasselbe tun. Ich tat es nicht. So war Dad eben, und ich wusste, in diesem Punkt würde er sich nicht ändern. Was für Schwierigkeiten er auch immer mit Thomas gehabt haben mochte, seit er allein mit ihm lebte, er hatte kein Wort darüber verloren. Wahrscheinlich hatte er befürchtet, ich hätte mich verpflichtet gefühlt, ihm meine Hilfe anzubieten, wenn er den Mund aufgemacht hätte – und ich hoffte im Nachhinein, ich hätte es getan –, doch genau das hätte er nicht gewollt. Er fühlte sich für Thomas verantwortlich, mit mir hatte das nichts zu tun. Ich solle mein eigenes Leben führen, hätte er argumentiert.

Aber offensichtlich hatte er das Bedürfnis gehabt, sich jemandem anzuvertrauen. Jemandem, der sich nicht bemüßigt gefühlt hätte, etwas zu unternehmen, ihm aktiv unter die Arme zu greifen. Len hatte ein offenes Ohr für die häuslichen Sorgen meines Vaters gehabt, auch wenn er in meinen Augen alles andere war als offen im Sinne von aufgeschlossen. Soweit ich das beurteilen konnte, war er ein einfältiges, engstirniges Arschloch.

Ich wollte hören, was Thomas dazu zu sagen hatte. Aber war mein Bruder ein vertrauenswürdiger Zeuge seiner eigenen Handlungen?

Auf dem Heimweg überwältigte mich das Gefühl, in einen Strudel geraten zu sein. Ich war nach Promise Falls gekommen, um mich um den Nachlass meines

Vaters zu kümmern, meinen Bruder irgendwo unter- und das Haus an den Mann zu bringen. Mit nichts davon war ich irgendwie weitergekommen. Ständig gab es etwas, das mich ablenkte. Sonderbare, beunruhigende Worte auf Dads Computer. Thomas' Fixierung auf dieses verdammte Gesicht am Fenster. Ein Zusammenstoß zwischen Thomas und Len Prentice, und anscheinend auch zwischen Thomas und unserem Vater.

Noch etwas spukte mir im Hinterkopf herum. Die Sache mit dem Rasentraktor. Der Schlüssel in der AUS-Position. Das hochgeklappte Mähwerk, das darauf hindeutete, dass Dad seine Arbeit beendet hatte. Aber sie war nicht beendet, warum also hatte er das Mähwerk angehoben?

Ich fragte mich, ob ihn vielleicht jemand unterbrochen hatte. War es möglich, dass jemand zu ihm hinuntergekommen war, um mit ihm zu reden? Bei laufendem Motor war eine Unterhaltung so gut wie unmöglich, Dad hätte den Traktor also ausgeschaltet. Und wenn er davon ausgegangen wäre, dass es ein längeres Gespräch werden würde, dann hätte er auch das Mähwerk hochgeklappt.

Hatte es sich so abgespielt? War jemand zum Plaudern vorbeigekommen? Es war nicht der ideale Ort für eine Unterhaltung. Er war sogar eher gefährlich, weil der Hang so steil war. Um zu verhindern, dass der Traktor aus dem Gleichgewicht geriet, musste mein Vater sich ständig zum Hang hin lehnen. Da genügte es vielleicht schon, sich gerade hinzusetzen, und das verdammte Ding kippte um.

Was ja letztendlich auch geschehen war.

Aber wenn der Traktor auf ihn gefallen war und ihn erdrückt hatte, als er gar nicht mehr fuhr, und wenn mein Vater stehen geblieben war und den Motor ausgemacht hatte, weil jemand mit ihm reden wollte, wer zum Teufel konnte das gewesen sein? Und warum hatte dieser Jemand nicht gleich Hilfe geholt?

Thomas hatte schließlich den Notruf gewählt, als er Dad gefunden hatte. Doch da war dieser schon tot, eingeklemmt unter dem Rasenmäher.

Es sei denn ...

Es sei denn, Thomas wäre derjenige gewesen, für den Dad stehen geblieben war. Um mit ihm zu reden. Wenn das Ganze in eine hitzige Debatte ausgeartet war, hätte ein Schubs gereicht, um Dad mitsamt dem Traktor umzuwerfen.

Nein.

Das war undenkbar. Meine Gedanken liefen schon wieder Amok, schlimmer noch als unlängst, als ich das Wort Kinderprostitution im Textfeld der Suchmaschine auf Dads Computer gefunden hatte. Sie schweiften in Regionen ab, in denen sie nichts zu suchen hatten.

Das ist der Stress, redete ich mir ein. Ich hatte meinen Vater verloren, stand plötzlich mit der Verantwortung für Thomas da – das alles ging mir an die Substanz.

Ich hatte mir bisher nicht einmal Zeit zum Trauern genommen. Wann auch? Seit meiner Ankunft im Haus meines Vaters war es rundgegangen. Die Beerdigung musste organisiert, Termine mit Harry Peyton abgestimmt werden. Ich musste mich um Thomas kümmern, ihn zu Dr. Grigorin bringen.

Jetzt erst wurde mir klar, wie hilflos ich ohne Dad war, ohne seinen Rat, seine ruhige Hand.

»Du fehlst mir.« Ich merkte, dass ich es laut gesagt hatte. »Ich brauche dich.«

Ich fuhr an den Straßenrand und hielt an. Eine Weile saß ich nur da, den Kopf auf das Lenkrad gestützt.

Ich hatte kein einziges Mal geweint, seit ich den Anruf von der Polizei in Promise Falls erhalten hatte. Jetzt musste ich mit aller Kraft dagegenhalten, damit sich nicht sämtliche Schleusen öffneten. Vielleicht war ich meinem Vater ähnlicher, als ich gedacht hatte. Ich fraß die Dinge in mich hinein, machte alles mit mir allein aus.

Ich hatte meinen Vater geliebt. Und ohne ihn fühlte ich mich verloren.

Ich zog mein Handy heraus. Sekunden später sagte jemand: »*Standard*. Julie McGill am Apparat.«

»Magst du nicht vielleicht zum Abendessen zu uns kommen?«

»Spreche ich mit George Clooney?«

»Ja.«

»Ich komme.«

Gleich beim Betreten der Küche sah ich das Thunfisch-Sandwich auf meiner Seite des Tisches. Es lag auf einem Teller, daneben eine gefaltete Serviette und eine offene Bierflasche, die sich schon ziemlich warm anfühlte.

»Du kriegst die Tür nicht zu«, sagte ich zu mir selbst. »Er hat mir tatsächlich etwas zu essen gemacht.« Natürlich hatte ich ihn darum gebeten, mir aber keine großen Hoffnungen gemacht. Ich hatte ein schlechtes Gewissen.

Ich klopfte und betrat Thomas' Zimmer.

»Danke, dass du mir ein Sandwich gemacht hast.«

»Kein Problem«, sagte er mit dem Rücken zu mir.

»Wo bist du?«

»In London.«

»Wie ist es?«

»Alt«, sagte Thomas.

»Hast du schon gegessen? Ich hoffe, du hast nicht auf mich gewartet.«

»Ich habe gegessen. Und ich habe meinen Teller, mein Glas und die Schüssel, in der ich den Thunfisch mit der Mayonnaise gemischt habe, in die Spülmaschine gestellt.«

»Danke, Kumpel. Wir haben zum Abendessen einen Gast.«

»Wen?«

»Julie.«

»Alles klar.«

Ich setzte mich auf die Kante seines Bettes, das im rechten Winkel zu seinem Schreibtisch stand. Thomas ließ seinen Bildschirm nicht aus den Augen.

»Sagen wir, du kommst gerade aus der Oper in Covent Garden. Du stehst auf der Bow Street und willst zum Trafalgar Square. Gehst du rechts, Richtung The Strand, oder links, hinauf Richtung –«

»Thomas, hör auf. Ich muss mit dir reden.«

»Sag einfach, was du glaubst. Welche Richtung?«

»Links.«

»Falsch. Rechts wärest du schneller. Du gehst bis ganz hinunter zu The Strand, dann rechts und dann immer geradeaus.« Er drehte sich um und sah mich an. »So kommst du direkt hin.«

»Kannst du mal einen Moment zuhören?«

Thomas nickte.

»Ich muss dich etwas fragen. Wegen Dad.«

»Was denn?«

»Also: An dem Tag, als Dad starb, bist du da zu ihm rausgegangen, um mit ihm zu reden, während er hinten am Hang Rasen gemäht hat?«

Thomas legte den Kopf schief. »Ich wollte zu ihm. Ich hab ihn gesucht.«

»Aber du hast nicht mit ihm gesprochen? Auch nicht, um ihm zu sagen, dass jemand angerufen hat? Irgendwas, weshalb er den Motor ausgeschaltet und das Mähwerk hochklappt hätte?«

»Nein. Ich war nur draußen, als ich Hunger bekam.«

»Und da lag er unter dem Traktor.«

Thomas nickte.

»Ihr beide seid ganz gut miteinander ausgekommen. Meistens zumindest, oder?«

»Manchmal war er böse auf mich«, sagte Thomas. »Aber das hast du mich doch schon alles gefragt.«

»Hast du – ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, ohne dass es wie ein Vorwurf klingt.«

»Was denn?«, fragte Thomas unbekümmert.

»Wolltest du Dad die Treppe hinunterstoßen?«

»Hat er's dir erzählt?«

War es besser, ihn in dem Glauben zu lassen, ich hätte es von unserem Vater erfahren, oder sollte ich zugeben, dass ich es von Len Prentice hatte?

Ich wich aus. »Stimmt es?«

Thomas nickte. »Ja. Irgendwie schon.«

»Was ist denn passiert? Wann war das?«

»Vor einem Monat vielleicht.«

»Erzähl.«

»Er wollte über etwas reden, das schon vor langer Zeit passiert ist«, sagte Thomas und blickte wieder auf die Straßen Londons auf seinem Bildschirm.

»Was war das? Etwas, das ihm zugestoßen war?«

»Nein. Mir.«

»Dir? Was ist dir denn zugestoßen?«

»Ich darf nicht darüber reden. Dad hat's mir verboten.« Er schwieg einen Augenblick. »Damals. Er sagte, ich darf es niemandem sagen, sonst wird er ganz schrecklich böse.«

»Um Himmels willen, Thomas! Wovon redest du? Wann war denn das?«

»Als ich dreizehn war.«

»Dad hat dir etwas getan, als du dreizehn warst, und dir gesagt, dass du es niemandem sagen darfst?«

Mein Bruder zögerte. »Nicht ... nein, nicht ganz.«

»Thomas, hör zu. Was auch passiert ist, es ist lange her, und Dad ist nicht mehr da. Wenn es etwas gibt, das du mir sagen willst, dann kannst du das jetzt tun.«

»Es gibt nichts, was ich dir sagen will. Präsident Clinton sagt, ich darf nicht darüber reden. Sonst stehe ich wie ein Schwächling da. Und ich bin gerade auf dem Weg zum Trafalgar Square.«

»In Ordnung, Thomas. Aber können wir noch mal auf das zurückkommen, was vor einem Monat geschehen ist. Worum ging's da?«

»Dad wollte, dass ich über das rede, was mir passiert ist, als ich dreizehn war.«

»Habt ihr in der Zwischenzeit mal darüber gesprochen?«

Thomas schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Aber auf einmal, so mir nichts, dir nichts, will Dad wieder darüber reden?« Ich wollte verstehen, wovon Thomas da eigentlich sprach. Was in aller Welt war vor zweiundzwanzig Jahren geschehen?

»Ja.«

»Warum?«

»Er hat gesagt, er hat vielleicht etwas getan, was nicht richtig war, und dass es ihm leidtut. Ich bin nach oben gegangen, und er hinter mir her, und er hat gesagt, er will mit mir darüber reden, aber ich wollte nicht. Ich hab mich jahrelang wirklich bemüht, nicht daran zu denken, und es ist mir sehr schwergefallen. Also bin ich stehen geblieben und hab mich umgedreht und gesagt, ich will nicht darüber reden und wenn er es nicht hören wollte, als ich dreizehn war, warum will er es dann jetzt hören, und ich hab die Hand ausgestreckt, damit er nicht mit mir hochkommt, und ich hab gar nicht fest geschubst, aber er ist gestolpert und ein bisschen gefallen.«

»Ein bisschen gefallen?«

Thomas nickte.

»Könntest du das bitte erklären?«

»Wir standen auf der vierten Stufe von unten, also ist er nicht tief gefallen. Er ist flach auf dem Rücken gelandet.«

»Mensch, Thomas. Und was hast du dann getan?«

»Ich hab gesagt, es tut mir leid, und ich hab ihm auf- und in seinen Sessel geholfen und ihm einen von seinen Eisbeuteln geholt. Ich war traurig, dass er hingefallen ist.«

»Ist er ins Krankenhaus gefahren? Oder zum Arzt?«

»Nein. Er hat ein paar extrastarke Schmerztabletten genommen.«

»Er muss schrecklich wütend auf dich gewesen sein.«

Thomas schüttelte den Kopf. »Nein. Er hat gesagt, es ist nicht so schlimm. Er hat gesagt, dass er mich versteht und dass ich ein Recht habe, sauer auf ihn zu sein, und dass er damit leben muss, wenn ich ihm nicht verzeihe. Und dann haben die Tabletten langsam gewirkt, und es ging ihm wieder besser, aber erst nach einer Woche hat es gar nicht mehr weh getan.«

Len muss bemerkt haben, dass mein Vater Schmerzen hatte, und ihn gefragt haben, was los sei. Vielleicht hat mein Vater es ihm erzählt, das Ganze aber heruntergespielt. Len hatte gesagt, Dad habe nach Entschuldigungen für Thomas gesucht, und das passte zu der Version, die mein Bruder mir erzählt hatte.

Aber was hatte meinem Vater leidgetan? Und warum wollte Thomas nicht darüber reden? Was konnte Dad getan haben, von dem er glaubte, Thomas würde es ihm vielleicht nicht verzeihen?

»Dr. Grigorin meint, es gibt da irgendwas, irgendeinen Vorfall, über den du nicht reden willst. Geht es darum? Das, weswegen Dad dich um Verzeihung gebeten hat?«

Thomas nickte, ohne zu überlegen.

»Du musst es mir erzählen«, beschwor ich ihn. »Ich muss es wissen.«

»Nein, musst du nicht. Es spielt keine Rolle. Er wird's nicht wieder tun.«

»Dad? Dad wird's nicht wieder tun?«

Thomas schüttelte den Kopf. Ich wusste nicht, ob das ein Nein war, oder ob er mich nur loswerden wollte. »Dad hätte mir geglaubt, wenn du zum Fenster hochgesehen hättest«, sagte er. Doch als ich ihn bat, mir das zu erklären, drehte er sich weg.

Beim Abendessen bemerkte ich, dass Julie wenig begeistert in ihren Fischstäbchen herumstocherte, dem Pinot Grigio in ihrem Marmeladeglas dafür jedoch umso eifriger zusprach.

»Tut mir leid« sagte ich. »Als ich letztens einkaufen war, habe ich hauptsächlich Sachen mitgenommen, die nicht viel Arbeit machen.«

»Nein, schmeckt toll«, sagte Julie. »Du musst mir das Rezept geben.«

Thomas sagte: »Man nimmt einfach die Packung aus der Gefriertruhe, legt die Fischstäbchen auf ein Blech und schiebt es in den Ofen. Und dann tut man einen Tropfen Sauce Tartare aus dem Glas drauf. Stimmt doch, Ray, oder?«

»Ja, Thomas«, sagte ich. »Stimmt ziemlich genau.«

»Ich könnte das auch machen«, sagte er und nickte stolz. Anders als Julie hatte er seine Fischstäbchen hinuntergeschlungen, ebenso wie die Pommes, die auch aus der Tüte kamen.

»Schmeckt wirklich gut«, sagte Julie. Sie sah mich über den Tisch hinweg an und fügte hinzu: »Du bist irgendwie so still.«

»Mir geht nur ziemlich viel im Kopf rum.«

»Dass du die Polizei anrufen musst, zum Beispiel?«, fragte Thomas.

»Was?«

»Du hast gesagt, du rufst die Polizei in New York an.«

»Bin noch nicht dazugekommen«, sagte ich. »Ich mach's gleich morgen.«

Sollte Thomas Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Worte haben, ließ er sie sich jedenfalls nicht anmerken. Er stand auf, nahm seinen Teller mit, spülte ihn kurz ab und sagte, er ginge jetzt in sein Zimmer.

»Ich räum den Tisch ab«, erbot sich Julie.

»Lass alles stehen«, sagte ich. »Komm mit.« Wir nahmen unsere Marmeladegläser voll Wein mit ins Wohnzimmer und setzten uns auf die Couch.

»Du hast nicht vor, die Polizei anzurufen, oder?«, fragte Julie. Ich hatte ihr bereits von meiner Fahrt nach New York, Thomas' Anruf beim Vermieter und meinem Versprechen die Polizei in New York anzurufen, erzählt.

Ich schüttelte den Kopf.

Julie streifte die Schuhe ab und zog die Beine hoch auf die Couch. »Ich glaube, das versteh ich.«

»Du glaubst?«

»Ja. Ich meine, es wäre schwierig zu erklären und genauso schwierig, jemanden zu finden, der sich das anhört. Ein verschwommener weißer Kopf an einem Fenster. Was soll das denn sein? Ich mag Thomas sehr, wirklich, aber nach dem, was du mir über den Besuch vom FBI erzählt hast, ist es bestimmt nicht verkehrt, vorläufig kein Aufsehen zu erregen.« Sie trank den restlichen Wein in ihrem Glas aus. »Mehr?«

Sie hüpfte von der Couch, öffnete eine weitere Flasche und brachte sie mit. Dann schenkte sie uns beiden nach.

»Heute Nachmittag, als du mich angerufen hast, da klang deine Stimme irgendwie ... Du hast dich, ich weiß nicht, ein bisschen zittrig angehört.«

Ich ließ den Wein einige Sekunden im Mund kreisen, bevor ich ihn hinunterschluckte, und antwortete. »War wahrscheinlich ein Moment des Selbstmitleids. Ich hatte gerade an meinen Vater gedacht, an Thomas. Das hat mich alles irgendwie fertiggemacht. Hör mal, ich will dich jetzt nicht auch noch mit diesem ganzen Scheiß belasten.«

»Schon in Ordnung.« Ein paar Sekunden sagte keiner von uns ein Wort, dann begann Julie: »Ich weiß noch, wie du in der Schule ständig gezeichnet hast. Manchmal hab ich dich gesehen, im Flur auf dem Boden, um dich herum an die hundert Kinder, die kreischten und rumalberten und ihre Spindtüren zuschlugen. Aber du hast einfach dagesessen, an deinen Spind gelehnt, und irgendwas in dein Heft gemalt. Ich hab immer rumgeguckt, wollte wissen, was um mich herum los war, aber du hast das überhaupt nicht wahrgenommen, du warst völlig in deiner eigenen Welt versunken.«

»Ja«, sagte ich. »Wahrscheinlich.«

»Ich glaube, du und Thomas, ihr seid euch ähnlicher, als du vielleicht denkst. Er lebt in seiner eigenen Welt, aber dich kann ich mir auch vorstellen, wie du in Burlington ganz allein in deinem Studio sitzt, nur mit deiner Spritzpistole, deinem Stift oder deinem CAD-Programm, und einem Bild, das du im Kopf hast, in die Freiheit verhilfst.« Sie schenkte sich nach. »Ich glaube, mir steigt da langsam was in den Kopf.«

Auch ich spürte die Wirkung des Weins, aber nicht genug, um meine Gedanken zur Ruhe kommen zu lassen. »Ich muss immer dran denken, wie Dad gestorben ist. Die Zündung ausgeschaltet, das Mähwerk –«

Julie legte mir einen Finger auf die Lippen. »Pst«, sagte sie. »Was hast du zu Thomas gesagt? Lass gut sein. Lass auch du mal gut sein, zumindest eine Weile.«

Julie stellte unsere Gläser auf den Couchtisch und schmiegte sich an mich. Ich legte die Arme um sie und küsste sie. Das ging eine Weile so, dann sagte Julie: »Wir sind nicht mehr in der Highschool. Wir müssen nicht auf der Couch bleiben.«

»Auf nach oben.«

»Ich dachte eher an meine Wohnung«, sagte sie, eine deutliche Anspielung auf Thomas, dessen ständiges Klicken von oben zu hören war.

»Er kommt nicht aus seinem Zimmer. Irgendwann um Mitternacht oder noch später geht er ins Bad, putzt sich die Zähne und macht sich bettfertig. Vorher lässt er sich garantiert nicht blicken.«

Also schlichen wir uns nach oben. Ich lotste Julie in das Schlafzimmer am Ende des Flurs, zu dem breiten Bett, in dem mein Vater seit dem Tod meiner Mutter geschlafen hatte, allein – soweit ich wusste.

»Ist das nicht das Zimmer deines Vaters?«, fragte Julie.

»Da schlafe ich jetzt. Willst du lieber wieder ins Auto gehen, wie beim letzten Mal?«

Sie sah mich an. »Nein, geht schon.«

Kaum hatte ich die Tür geschlossen, da fing Julie schon an, mir das Hemd aufzuknöpfen. Ich schob meine Hände unter ihren Pulli und spürte ihre warme Haut. Mund an Mund bewegten wir uns zum Bett hin. Julie schubste mich, und ich fiel hintenüber. Sie setzte sich auf mich und machte sich an meinem Gürtel zu schaffen.

»Ich kenne da ein paar wunderbare Entspannungsübungen«, sagte sie und glitt von mir herunter, um mir die Jeans und die Boxershorts auszuziehen. Sie ließ sie auf den Boden fallen, setzte sich wieder auf mich, kreuzte ihre Arme und hatte sich mit einer einzigen flinken Bewegung das Oberteil abgestreift. Ein violetter Spitzen-BH kam zum Vorschein. Sie schüttelte ihr Haar aus.

»Violett?«, sagte ich. »Ist das derselbe –«

»Ich bitte dich. Damals war ich ein dünnes kleines Schulmädchen mit gerade mal fünfzig Kilo.«

»War ja nur 'ne Frage.«

Ein Griff nach hinten, die Arme nach Frauenart so verdreht, dass man Angst haben muss, die Ellbogen springen ihnen jeden Moment aus den Gelenken, und schon hatte sie den BH aufgehakt und ihn dorthin geworfen, wo meine Jeans schon lagen.

»Komm«, sagte ich. Sie beugte sich zu mir, und ihre Brustwarzen streiften ganz leicht über meine Brust.

»Ray!«

Julie fuhr in die Höhe. »Herrgott«, stieß sie leise hervor.

Mein Herz pochte wie ein Schmiedehammer. »Scheiße«, flüsterte ich.

Ich hörte, wie Thomas' Tür aufging. »Ray! Komm schnell her! Ray?« So hatte er noch nie nach mir gerufen.

Ich wollte schon zurückrufen, bremste mich aber noch rechtzeitig ein. Er hier im Zimmer? Was für ein Anblick! Julie oben und ich gänzlich ohne.

»Wo bist du?«, rief er. Ich hörte, wie die Tür des Gästezimmers geöffnet wurde. »Ray? Bist du in Dads Zimmer?«

Julie sah mich mit weit aufgerissenen Augen an. »Tu was«, flüsterte sie.

»Thomas! Sekunde, Thomas, ich —«

Die Tür flog auf. Mein Bruder stürzte herein. Julie warf sich zur Seite, riss zur Bedeckung ihrer Blöße die Decke mit sich, wodurch sie mich in meiner ganzen Mannespracht zur Schau stellte. Thomas nahm gar keine Notiz von ihr.

»Ray!«, schrie er. »Er ist weg!«

»Himmelherrgott, Thomas, ist dir vielleicht —«

»Er ist weg! Der Kopf ist weg.«

»Was?« Ich schwang mich aus dem Bett und griff nach meinen Shorts. »Wovon redest du?«

»Das musst du dir ansehen!« Er rannte zurück in sein Zimmer.

Ich folgte ihm, nur mit meiner Unterhose bekleidet. Julie, die sich, ohne Zeit mit dem BH zu verschwenden, eilig den Pulli wieder übergezogen hatte, kam hinter mir her.

Schon als ich das Zimmer meines Bruders betrat, sah ich, dass er auf allen drei Bildschirmen das Fenster in der Orchard Street herangezoomt hatte. Es sah jedenfalls so aus wie dieses Fenster, nur dass diesmal im Rahmen nichts zu sehen war. Das Innere war schwarz. Der Tütenkopf war weg.

»Was ist das denn?«, fragte ich.

Thomas stand mit ausgestrecktem Finger da. »Wo ist er hin? Was ist damit passiert?«

»Sie haben ... das muss ... die müssen ein Update gemacht haben«, stammelte ich. »Neue Aufnahmen von der Straße.«

»Nein!«, sagte er. »Alles andere ist genau wie vorher. Dieselben Leute auf der Straße. Dieselben Autos! Alles ist wie vorher, nur der Kopf ist nicht mehr da!«

Ich ließ mich auf Thomas' Stuhl fallen und starrte auf den Bildschirm. »Kranker Scheiß«, sagte ich.

Thomas gab mir ein Blatt Papier, das auf dem Tisch gelegen hatte. Ein Ausdruck des Originalfotos. Wie der, mit dem er mich nach New York geschickt hatte. »Es ist genau gleich, siehst du?«

Ich betrachtete den Ausdruck. »Es ist wirklich dasselbe, Thomas, absolut gleich.«

Julie schlich sich vorsichtig näher, nahm mir den Zettel aus der Hand und betrachtete ihn, ohne etwas zu sagen.

»Warum, Ray?«, fragte Thomas. »Warum ist er weg? Warum ist er ausgerechnet jetzt verschwunden, nachdem du in der Stadt warst, um dir das anzusehen?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte mir das selbst nicht erklären. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte jemand dieses Bild bearbeitet und den Kopf verschwinden lassen. Nach meinem Besuch. Nachdem ich dort geklopft und ein paar Worte mit der Nachbarin gewechselt hatte.

Mich fröstelte. Und nicht nur, weil ich so gut wie nackt war.

Julie berührte meinen Bruder leicht am Arm. »Also, Thomas, weißt du was? Jetzt fang noch mal ganz von vorne an. Erzähl mir genau, was du gesehen hast, und was es deiner Meinung nach zu bedeuten hat.«

Neununddreißig

Am Montagmorgen rief Lewis Blocker Howard Talliman an.

»Erledigt.«

»Bleib mal dran«, sagte Howard und legte sein Handy auf die Granittheke in der Küche seines Stadthauses an der Upper East Side. Dann stützte er sich mit beiden Händen auf die Theke. Er hatte seit Tagen kein Auge mehr zugetan und das Gefühl, als sei sein Körper eine einzige schlotternde Hülle, die in einer von ständigen leichten Erdstößen erschütterten Welt wandelte.

Auf diesen Anruf hatte er die ganze Zeit gewartet, und nun, da er ihn erhalten hatte, musste er sich irgendwo festhalten und verschnauften. Er nahm das Telefon wieder in die Hand und sagte: »Da bin ich wieder.«

»Geh an deinen Computer.«

Mühsam setzte Howard sich auf einen der Barhocker und klappte das Laptop auf, das auf der Theke stand. Er tippte Whirl360 in den Web-Browser und klickte sich durch bis zu diesem Fenster in der Orchard Street.

Der Kopf war weg.

»Lewis«, sagte er.

»Ja.«

»Ich habe nachgesehen. Er ist weg.«

»Ja. Sie hat das erledigt.«

Howard war froh, sah aber keinen Anlass, die Leistung der Frau mit Lobpreisungen zu überhäufen, der sie dieses Fiasko überhaupt erst zu verdanken hatten. »Gab's Komplikationen?«

»Ein paar.«

»Welche, die uns um die Ohren fliegen könnten?«

»Nein.«

»Gut. Und was tut sich sonst?«

»Sie ist nach Dayton zurückgefahren und passt auf die Mutter auf. Wartet noch immer. Und ich bin noch immer auf der Suche nach unserem Besucher.«

»Schön, auch mal eine gute Nachricht zu hören«, sagte Howard. »Aber wir sind noch lange nicht aus dem Schneider.«

»Ja«, sagte Lewis. Und dann: »Ich halte dich auf dem Laufenden.«

Howard legte auf, schob das Handy von sich und legte den Kopf in seine Hände. Er brauchte unbedingt etwas zu trinken. Dabei war es erst acht Uhr morgens. Er brauchte all seine Kraft. Heute Vormittag hatte er einen Termin mit Morris Sawchuck.

Der Mann wurde immer unruhiger. Er wollte seiner Kampagne wieder neues Leben einhauchen. Offiziell verkünden, dass er sich nach neunmonatiger Pause entschlossen habe, für das Amt des Gouverneurs des Staates New York zu kandidieren.

Letzten August war es angebracht gewesen, seine Pläne auf Eis zu legen. Dafür hatte es zwei Gründe gegeben. Einen sehr persönlichen, der für großes öffentliches Interesse gesorgt hatte, und einen anderen – seine Verstrickung in die Mauseheilen zwischen dem CIA-Direktor und verschiedenen Terroristen –, von dem er hoffte und betete, dass er nie ans Licht der Öffentlichkeit gelangen würde.

Und einen dritten Grund, von dem er nichts wusste.

In Unkenntnis dieses dritten Grundes sah Morris nicht ein, warum er seine Karriere noch länger auf Sparflamme köcheln lassen sollte. Es war genug Zeit vergangen. Hätte er gewusst, dass eine Frau namens Allison Fitch noch immer herumliefe – und ihn vernichten konnte –, hätte er seine Meinung vielleicht geändert.

Howard Talliman lebte in der ständigen Angst, diese Frau könne auftauchen. Noch vor dem Aufstehen ging er mit seinem Handy ins Internet, nahm die Fernbedienung und schaltete in seinem Schlafzimmer CNN ein. Dazwischen wechselte er immer zu *Today*. Stellte sich vor, wie Wolf Blitzer sagte: »Und nun sprechen wir exklusiv auf CNN mit einer Frau, die sich bis jetzt versteckt hielt, weil sie Angst um ihr Leben hatte. Sie beschuldigt Morris Sawchuck und Leute in seinem engeren Umfeld, ihre Ermordung in Auftrag gegeben zu haben. Nicht genug damit, erhebt sie auch Vorwürfe gegen den Justizminister des Staates New York, beteiligt gewesen zu sein an den schändlichen Plänen des ehemaligen CIA-Direktors, nicht gerichtlich gegen –«

Das war der Moment, in dem Howard sich vorstellte, wie er den Fernseher ausschaltete, sich eine Waffe holte und sich das Gehirn aus dem Schädel pustete.

In etwa das, wofür auch Barton Goldsmith sich letzten Endes entschieden hatte.

Denn während Howard und Morris sich größte Sorgen machten, dass die Rolle des Justizministers bei den dubiosen Abmachungen zwischen Terroristen und dem Direktor der CIA bekannt wurde, hatte dieser den Tag gefürchtet, an dem er vor dem Kongressausschuss aussagen musste. Dort wäre alles ans Tageslicht gekommen.

Also stand Barton Goldsmith eines Morgens auf, stellte sich im Garten seines Hauses in Georgetown in die Blumen, steckte sich den Lauf einer Pistole in den Mund und betätigte den Abzug.

Gott segne ihn, dachte Howard. Morris war, seiner Natur gemäß, ein wenig zurückhaltender. »Eine schreckliche Sache«, sagte er in einem Interview. »Ein schwerer Verlust.« Innerlich, davon war Howard überzeugt, führte er Freudentänze auf.

Nach Goldsmiths Abtreten sah Morris keine Bedrohung mehr für sich und seine Ambitionen. Doch Howard wusste, dass eine noch größere sich keineswegs in Wohlgefallen aufgelöst hatte. Sollte Fitch auftauchen und reden, würde alles herauskommen. Er wusste nicht, was genau Fitch Bridget am Telefon hatte sagen hören oder glaubte, gehört zu haben. Jedenfalls hatte sie angedeutet, sie habe während des Urlaubs in Barbados gewisse Kenntnisse erlangt.

Früher oder später würde sie ihre Angst vor den Behörden überwinden. Wenn ein Justizminister, oder zumindest einer seiner Mitarbeiter, einem einen Auftragskiller auf den Hals hetzte, dann überlegte man es sich zweimal, bevor man zur Polizei ging. Aber eines Tages, davon war Howard überzeugt, würde sie all ihren Mut zusammennehmen.

Er konnte nicht zulassen, dass Morris seine Pläne wieder aufgriff, solange diese Möglichkeit bestand. Worauf es jetzt ankam, war, den Mann in Schach zu halten, ohne ihm zu sagen, warum er sich noch zurückhalten sollte.

Die Wahrheit konnte Howard ihm nicht sagen.

Die würde er ihm *nie* sagen können.

Howard saß am Schreibtisch, als das Telefon summt. Es war Agatha, seine Sekretärin. »Er ist da«, sagte sie und hatte noch nicht ausgesprochen, da ging die Tür schon auf, und *er* kam herein.

Howard war bereits aufgestanden und ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. »Hey«, sagte er. Morris ergriff die dargebotene Hand und drückte sie fest. Er ging zur Bar, die Howard in einer Ecke des Büros eingerichtet hatte, und schenkte zwei Gläser Scotch ein.

»Ich hatte heute Morgen ein sehr interessantes Gespräch«, sagte Morris und reichte Howard ein Glas.

»Mit wem denn?«

»Mit Bridget.«

»Tatsächlich«, sagte Howard und setzte sich, als Morris sich setzte. »Und worüber habt ihr gesprochen?«

Morris grinste. »Über vieles. Wir sind nämlich ständig im Gespräch.«

»Natürlich.«

»Aber heute war es irgendwie besonders. Sie hat mir gesagt, es ist Zeit.«

Howard trank. »Tatsächlich.«

Morris nickte. »Sie hat gesagt, ich soll meinem Traum folgen. Sie hat gesagt, ich soll es wagen. Sie hat gesagt, ich habe lang genug gewartet. Sie hat mir gesagt, ich soll ihretwegen nicht länger warten.«

»Tja.«

»Sie ist nämlich der einzige Grund, warum ich noch warte. Die Sache mit Goldsmith hat sich erledigt. Wann hast du das letzte Mal in der *Times* was darüber gelesen? Der Mann hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen.«

»Es gibt noch andere, die Bescheid wissen. Bei der CIA.«

»Die werden nicht reden, Howard. Die halten zusammen.«

»Da können wir uns nie sicher sein.«

»Dann meinst du also, wir rühren uns überhaupt nicht mehr? Streichen endgültig die Segel?«

»Das meine ich nicht, Morris. Aber wir müssen noch immer behutsam vorgehen. Wir dürfen unsere langfristigen Ziele nicht aus den Augen verlieren, Morris. Du kannst es bis ganz nach oben schaffen. Und das weißt du auch, oder? Bis in die Pennsylvania Avenue. Ich weiß es. Ich glaube daran. Aber es wird nicht so weit kommen, wenn wir zu kurz denken. Wir müssen unsere Entscheidungen jetzt treffen und an die Zukunft denken.«

Morris trank sein Glas in einem Zug leer, stellte es auf den Tisch zwischen ihnen und blickte in seinen Schoß. Er wurde sehr still.

»Morris? Alles in Ordnung?«

»Bridget hat noch etwas gesagt.«

»Morris, glaubst du wirklich –«

»Sie hat gesagt, sie verzeiht mir.« Er hob den Kopf und sah Howard an. »Das hat sie gesagt. Sie verzeiht mir.«

»Das ist schön, Morris, aber ich sehe nicht, dass das irgendwie –«

»Weißt du, was mir das bedeutet? Hast du überhaupt eine Vorstellung, mit was für Schuldgefühlen ich rumlaufe?«

»Aber sicher. Darüber haben wir doch oft genug geredet. Und ich habe dir gesagt, es gibt nichts, was du dir vorzuwerfen hast. Du warst nicht der Einzige, der die Zeichen nicht erkannt hat. Niemand von uns hat was bemerkt. Es gibt Menschen, die behalten ihre Sorgen für sich, machen alles mit sich allein aus.«

»Ich kapiere's immer noch nicht. Ich hab sie nämlich gefragt.«

Howard schluckte. »Du hast Bridget gefragt.«

»Ja. Als sie mir erschien, habe ich sie gefragt. *Warum?*, habe ich sie gefragt. *Warum bist du nicht zu mir gekommen?* Weißt du, was sie gesagt hat?«

Howard schloss die Augen. Er wusste nicht, wie lange er das noch ertragen würde. »Was hat sie gesagt, Morris?«

»Ich soll mir keine Vorwürfe machen.«

»Na, das ist doch wunderbar. Echt toll.«

Morris warf seinem Freund einen strengen Blick zu. »Mach dich nicht lustig darüber, Howard. Ich finde das unpassend.«

»Es tut mir leid, Morris. Wirklich. Aber wir können unser Vorgehen nicht danach ausrichten, was Bridget dir sagt. Ich hab's mit der realen Welt zu tun. Mit der Presse, mit Ermittlern vom FBI, mit einem Skandal, der uns noch immer den Arsch kosten könnte.«

Morris schien ihm gar nicht zuzuhören. »Es ist nur... wenn du das, was Bridget jetzt sagt, vergleichst mit dem, was sie dir am Telefon gesagt hat – das hört sich ganz anders an. Dir hat sie gesagt, ich sauge ihr das Mark aus den Knochen. Das hat sie doch zu dir gesagt, oder?«

»Du musst bedenken, in welcher Verfassung sie da war.«

»Was ist, wenn sie in diesem Moment genauso klar gedacht hat wie sonst auch immer?«

»Himmelherrgott, Morris!« Howard explodierte. »Es reicht.«

Morris prallte zurück, als habe ihm jemand einen Stoß versetzt.

»Hör endlich auf, dich selber fertigzumachen. So kann das nicht weitergehen. Du musst nach vorne schauen.«

»Hast du mir überhaupt zugehört, Howard? Genau das habe ich vor. Das ist, was Bridget will. Du bist der, der mich zurückhält.«

»Und dafür solltest du Gott danken«, fuhr Howard ihn an. »Während du Séancen abhältst, kümmere ich mich um politische Realitäten.« Er sprang auf und zeigte mit dem Finger auf Morris. »Und du musst noch warten. Wenn du zu früh wieder auftauchst, weißt du, was diese gottverdammten Meinungsmacher daraus machen? Dass du ziemlich schnell darüber hinweggekommen bist. Das werden sie daraus machen. Sie werden dich als unsensibel hinstellen.«

Morris sah weg. »Zwei Ehefrauen«, sagte er.

»Was?«

»Es ist schon schlimm genug für einen Mann, wenn eine Frau sich umbringt. Aber gleich zwei? Was sagt das aus über ihn? Was sagt das aus über *mich*? Erst bringt Geraldine sich in der Garage um. Und dann Bridget.« Er sah Howard flehend an. »Was bin ich eigentlich für ein Ungeheuer?«

»Siehst du?«, sagte Howard. »Das beweist doch, dass du noch nicht so weit bist. Du brauchst noch Zeit, um völlig darüber hinwegzukommen. Vertrau mir, Morris. Ich bin dein Freund. Und als dein Freund sage ich dir: Es ist noch nicht so weit.«

Und was für ein Freund, dachte Howard. Ich habe einen Killer losgeschickt, um eine Erpresserin zum Schweigen zu bringen, und stattdessen deine Frau abgemurkst.

Manchmal sprach Bridget auch mit Howard, aber da war sie weit weniger versöhnlich.

Vierzig

Es ist August.

Allison Fitch hat ihre übliche Schicht gearbeitet. Normalerweise schlief sie um diese Zeit noch, aber heute ist sie früh auf. Sie hat einen Anruf bekommen und muss jetzt etwas erledigen. Sie ist angezogen, bereit, das Haus zu verlassen. Sie muss schnell noch in das Schalgeschäft unten. Letzte Woche war es ihr, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, gelungen, dort zwei Seidenschals im Wert von 123,76 Dollar mit einem Scheck zu bezahlen. »Ich wohne hier im Block, praktisch über dem Laden«, hatte sie gesagt. »Ich bin immer hier.« Sie hatte einen Ausweis vorgelegt. Ihren Führerschein. Ihre Handynummer herausgegeben. Die junge Frau an der Kasse war neu und ließ sich schließlich erweichen.

Der Scheck platzte.

Die Geschäftsführerin rief an. Dreimal. Zum letzten Mal vor fünfzehn Minuten. Sagte, sie würde die Polizei rufen und Allison wegen Scheckbetrugs anzeigen, wenn sie in der nächsten Stunde nicht mit 123,76 Dollar in bar im Laden steht.

Zufällig hat Allison gerade über fünfhundert Dollar in ihrer Handtasche. Ein Haufen Börsenmakler von einer bekannten Wall-Street-Agentur hat gestern Abend in der Bar eine Party gefeiert. Sie hatten irgendein Wahnsinnsgeschäft gemacht, das begossen werden musste. Und mit Geld um sich geworfen. Jede Menge Trinkgeld. Diese Vollidioten. Und davor hatte Allison am Geldautomaten zwei Hunderter abgehoben. Mit so viel Bargeld könnte sie am nächsten Tag shoppen gehen, hatte sie überlegt. Gleich nach dem Aufstehen. Ein kleiner Vorgeschmack auf die ganz große Kohle. Es kann nicht mehr lange dauern, bis Howard Talliman sich meldet, um eine Übergabe zu vereinbaren – Geld gegen Schweigen.

Junge, denkt sie. Sein Gesicht, als sie ihm weismachte, sie hätte irgendein höchst geheimes Gespräch zwischen Bridget und ihrem Mann belauscht. Der Typ sah drein, als hätte er eine Ratte in seinem Sandwich entdeckt. Sie war einfach davon ausgegangen, dass ein Mann wie Morris Sawchuck Geheimnisse hatte. Und dass er die vielleicht mit seiner Frau besprach.

Und wenn sie davon was mitbekommen hätte?

Das Beste dabei ist, dass sie überhaupt nichts gehört hat. Doch jetzt ist sie sich noch sicherer, dass sie die hundert Riesen bekommt. So zu tun, als hätte sie ein Ge-

sprach mitgekriegt, war ein Schuss ins Blaue gewesen. Und hatte sich als Volltref-fer erwiesen.

Also, was soll's, denkt Allison. Zahlt sie der blöden Kuh eben die Schals und geht danach wieder ins Bett.

Gerade als sie in die Jacke schlüpft und sich den Riemen der Tasche über die Schulter legt, summt die Sprechanlage.

Allison drückt auf den Knopf. »Ja?«

»Ich bin's. Wir müssen reden.«

Scheiße. *Bridget*.

Allison lässt sie herein, und dreißig Sekunden später steht Bridget vor der Wohnungstür.

»Hey«, sagt Allison. Bridget kommt in die Küche, und Allison schließt die Tür hinter ihr.

»Was hast du ihm gesagt?«

»Was?«

»Was hast du Howard gesagt? Was hast du ihm gesagt, das du gehört hast?«

Allison hält eine Hand in die Höhe. »Hör mal, wir haben uns getroffen, wir haben uns geeinigt, alles ist in Butter. Also mach dir keine Sorgen.«

»Was hast du gehört?«

»Darüber werde ich nicht mit dir diskutieren. Und noch was: Wenn hier jemand einen Grund hat, beleidigt zu sein, dann ich. Du hättest mit offenen Karten spielen sollen. Du hättest mir sagen müssen, wer du wirklich bist.«

»Allison, hör mir zu. Du machst einen Fehler, wenn du Howard zu sehr unter Druck setzt.«

»Wir sind bestens miteinander ausgekommen. Kein Grund zur Panik.«

»Egal, was er dir geben wird, du musst versprechen, dass du ihm nicht, niemals, mit irgendwelchen neuen Forderungen kommst. Er wird alles tun, um meinen Mann zu schützen. Wenn du klug bist, dann lässt du überhaupt die Finger davon. Du sagst ihm, dass du kein Geld willst, dass er sich dein Schweigen nicht erkaufen muss, dass du nie ein Sterbenswort über uns verlieren wirst, dass du nichts –«

»Hör mal, das ist alles schön und gut, aber ich muss jetzt weg. Ich muss runter zu der blöden Kuh, die behauptet, ich schulde ihr Geld. In fünf Minuten bin ich wieder da. Bleib hier, mach's dir bequem. Wenn ich zurückkomme, sehen wir weiter.«

»Du musst mir glauben«, sagt Bridget. »Du hast dich da übernommen.«

»Ist ja gut, wir reden darüber, wenn ich wieder da bin.« Allison schiebt den Handtaschenriemen höher hinauf, tritt hinaus auf den Flur und schließt die Tür hinter sich.

Bridget bleibt noch einen Augenblick in der Küche stehen, dann wird sie unruhig und wandert in der Wohnung umher. Sie betritt den Wohnbereich, wo das Ausziehsofa, auf dem Allison schläft, noch aufgeklappt und mit zerwühlten Laken dasteht. Sie nimmt sich die *Cosmopolitan*, die auf dem Couchtisch liegt, sieht sich das Titelblatt an, auf dem Ashley Greene und die Schlagzeile »60 Sex-Tipps« prangen, bemerkt, dass es eine monatealte Ausgabe ist, und lässt sie wieder auf den Tisch fallen.

Sie geht ans Wohnzimmerfenster, sieht hinunter auf die Straße, beobachtet den Verkehr. Da unten fährt ein Wagen mit irgendetwas Komischem auf dem Dach. Ein Kleinwagen, ein Civic vielleicht. Das Ding, eine kurze Stange mit irgendeiner mechanischen Apparatur oben drauf, ist auf einer Art Dachträger befestigt.

Bridget verlässt das Fenster und wandert ruhelos weiter, ins Schlafzimmer. Auch hier ist das Bett nicht gemacht. Sie geht um das Bett herum ans Fenster, bleibt da stehen und lauscht auf die durch die Scheibe gedämpften Geräusche der Stadt. Sie ist nervös und macht sich schon mindestens zum hundertsten Mal Vorwürfe, weil sie sich auf so eine kompromittierende Beziehung eingelassen und damit alles in Gefahr gebracht hat. Sich selbst. Ihren Mann. Seine Zukunft.

Was bin ich nur für ein Idiot, denkt sie. So ein Idiot. Ich habe alles und werfe es einfach weg. Ich muss meine Impulsivität in den Griff bekommen. Da ist dieser komische Wagen wieder. Was hat der da eigentlich auf –

Hört ein Geräusch hinter sich. Will sich umdrehen.

Alles wird weiß.

Sie kann nicht atmen.

Nicole ist fertig. Sie hat das Handy. Es war in der Handtasche. Sie will los, da hört sie die Tür aufgehen. Der Räumtrupp kann das noch nicht sein. Zu früh. Sie hat ja gerade erst angerufen.

Die Mitbewohnerin. Es muss die Mitbewohnerin sein. Die sollte doch auf der Arbeit sein. Was hatte die tagsüber in der Wohnung verloren?

Scheißescheißescheiße.

Aus der Küche ruft eine Frau. »Bridget?«

Bridget?

Zwei Namen hat Nicole zu diesem Auftrag bekommen: Den der Zielperson, Allison Fitch, und den der Frau, mit der sie sich diese Wohnung in der Orchard Street teilt, Courtney Walmers.

Wenn die Frau, die Nicole gerade umgebracht hat, Bridget heißt, dann konnte die Frau, die gerade gekommen war, die Zielperson sein. Oder trotzdem die Walmers.

Spielt aber überhaupt keine Rolle. Und wenn es Britney Spears wäre. Es macht nur alles komplizierter. Und Nicole muss eine Lösung finden.

Sie will um das Bett herumgehen und sich flach an die Wand drücken, bevor die Frau ins Schlafzimmer kommt. Doch noch ehe sie einen Schritt tun kann, steht die Frau in der Tür.

Ihr Blick huscht von Nicole zu der Toten und wieder zurück. Blitzschnell.

Mehr braucht Nicole nicht, um zu erkennen, wer das ist. Dafür hat sie ja die Fotos bekommen. *Das* ist Allison Fitch. Sie hat ungefähr dieselbe Größe und Statur wie die Tote. In etwa dieselbe Haarfarbe.

Fitch schreit. Dreht sich um. Rennt.

Nicole weiß, sie muss schnell sein, um die Frau zum Schweigen zu bringen. Für immer.

Doppelte Arbeit für den Räumtrupp. Deren Bier.

Nicole will beim Verlassen des Zimmers dieselbe Abkürzung nehmen wie beim Eindringen. Einfach übers Bett. Weiß schon, wie sie sich bewegen muss, ohne darüber nachdenken zu müssen. Sich mit dem linken Fuß vom Fußboden abstoßen, mit dem rechten aufs Bett, mit dem linken kommt sie schon auf der anderen Seite auf.

Würde ihr eine volle Sekunde bringen.

Fitch ist gerade aus ihrem Blickfeld verschwunden, stürzt durch die Küche zur Wohnungstür. Nicole springt aufs Bett, doch ihr Fuß verfängt sich in der zerwühlten Decke. Sie taumelt vorwärts, reißt die Decke mit sich und knallt gegen die gegenüberliegende Wand.

Nicole befreit ihren Fuß aus der Decke, schießt durch die Schlafzimmertür wie ein Sprinter vom Startblock. Die Wohnungstür ist offen. Sie hört gehetzte Schritte im Treppenhaus, mindestens ein Stockwerk unter ihr.

Schlecht.

Nicole hastet die zwei Etagen abwärts. Nimmt immer drei Stufen auf einmal. Stürzt auf die Straße. Bleibt stehen. Schaut links. Dann rechts.

Keine Spur von Allison Fitch Richtung Norden.

Keine Spur von Allison Fitch Richtung Süden.

Nicole zückt ihr Handy und ruft Lewis an. »Das wird dir jetzt nicht gefallen«, sagt sie.

Lewis ruft Howard an. Sagt ihm, dass die Falsche getötet wurde. Dass Fitch entkommen konnte. Und dass es noch schlimmer kommt.

Die Tote ist Bridget.

»Heilige Mutter Gottes«, sagt Howard. »Was sagst du da? Bridget? Sie hat Bridget umgebracht?« All das stößt er aufgeregt flüsternd hervor, damit Agatha jenseits der Tür ihn nicht hört.

»Verdammt noch mal, Lewis, du hast gesagt, wir sollen das so regeln! Ich habe auf dich *gehört*! Du hast gesagt, du kennst jemand, der das regeln kann! Verfluchte Scheiße, Bridget?«

»Dampf ablassen kannst du später, Howard. Jetzt müssen wir uns was ausdenken. Und zwar schnell.«

Howard will noch länger toben, sieht aber ein, dass dazu die Zeit fehlt. Lewis hat recht. Sie müssen schnell handeln. »Man darf sie nicht dort finden«, sagte Howard. »Bridget darf auf keinen Fall in dieser Wohnung gefunden werden.«

»Ganz deiner Meinung.«

»Aber gefunden werden muss sie. Sie kann nicht einfach ... verschwinden. Das würde sich monatelang hinziehen.«

»Ganz deiner Meinung.«

Howard überlegt. Er weiß nicht, in welchem Zustand Bridgets Leiche ist, und will auch keine Details wissen, nur das eine: »Kann man es wie einen Unfall aussehen lassen, oder noch besser, als hätte sie's selbst getan?«

Lewis schweigt. Drei Sekunden lang. »Ja. Vielleicht.« Dann: »Morris und Bridget haben doch mehrere Wohnungen in der Stadt.«

»Wir müssen die nehmen, in die man am leichtesten reinkommt. Eine ohne Kameras und Türsteher. Ich habe Leute, die das übernehmen können. Sie werden sich als Umzugsleute verkleiden.«

Howard zwingt sich, sich zu konzentrieren. »Bridgets Wohnung. Die, in der sie gewohnt hat, bevor sie Morris kennengelernt hat. In der Nähe der Columbus Avenue. Kein Portier, und ich kann mich erinnern, dass sie gesagt hat, die Überwachungskameras sind nur Show. Sie sind nirgendwo angeschlossen. Sie hat die Wohnung behalten, für Freunde, die zu Besuch kommen. Der Schlüssel müsste noch an ihrem Schlüsselbund hängen.«

»Adresse?«

Howard gibt sie ihm.

»Alles klar«, sagt Lewis. »Ich weiß, wie wir das machen. Ich habe ihr Handy. Du wirst in der nächsten Stunde einen Anruf bekommen. Von Bridgets Handy. Den wirst du in Agathas Anwesenheit entgegennehmen. Dann wirst du so tun, als redest du mit Bridget.«

»Ich bin nicht doof, Lewis.«

»Howard, lass mich das einfach durchspielen. Du gehst ran, du fragst sie, was los ist, sie ist völlig mit den Nerven runter. Dann hängt sie auf, und wenn Agatha

fragt, ob was nicht stimmt, sagst du: »Bridget hat gesagt: Es tut mir so leid, Howard, aber er saugt mir das Mark aus den Knochen. Ich kann nicht mehr.« Meinst du, du bekommst das hin?»

»Ja.«

»Dann rufst du Morris an. Sagst ihm, du machst dir Sorgen um Bridget. Du hast so einen seltsamen Anruf von ihr bekommen.«

»Verstanden.« Howard sucht nach Schwachstellen. »Was ist mit einem Abschiedsbrief?»

»Schon erledigt«, sagt Lewis. »Hab was Handschriftliches von ihr in ihrer Handtasche gefunden. Kinderleicht. Schon mal gemacht.«

Es gibt noch immer Dinge, die Howard über Lewis nicht weiß. Aber so wütend er auch ist, in diesem Augenblick ist er froh, dass Lewis ein Profi ist.

»Tu's.«

Lewis legt auf.

Howard muss sich erst ein wenig fangen. Er legt die Hände flach auf den Tisch, lehnt sich zurück, schließt die Augen und hofft, sich so weit wie möglich wegdenken und durchatmen zu können. Doch dazu müsste er sich hunderttausend Kilometer weit wegdenken können.

Lieber Gott.

Dann fällt ihm plötzlich ein, dass Agatha mit Freunden zu Mittag essen gehen will. Aber er braucht sie hier. Als Zeugin.

»Agatha«, sagt er, vergewissert sich, dass er sein Handy dabei hat und geht zu ihr an den Schreibtisch. »Ich brauche von Ihnen sämtliche Umfragewerte für Morris aus den letzten sechs Monaten.«

»Die Berichte sind alle im Computer«, sagt sie. »Ich kann Ihnen zeigen, wo.«

»Ich weiß, aber ich möchte, dass Sie sie mir auf einer Seite zusammenfassen. Auf Papier.«

»Ich mache das gleich nach dem Mittagessen.«

»Ich brauch's jetzt. So schnell, wie's geht.«

Agatha wirft einen Blick auf die Zeitanzeige in der Bildschirmecke. »Selbstverständlich, Howard. Ich mache das sofort. Ich will nur – ich muss nur schnell telefonieren und einen Termin umlegen.«

»Danke, das ist großartig.«

Sein Handy klingelt, und es ist, als sei in seinem Armani-Sakko eine Handgranate explodiert. Bemüht, seinen Schrecken zu verbergen, zieht er das Telefon heraus und hält es sich ans Ohr, ohne nachzusehen, wer dran ist.

»Howard.«

Er erwartet Schweigen. Macht sich bereit, selbst etwas zu sagen. Etwas wie *Bridget? Alles in Ordnung mit dir. Was ist denn los?*

»Hey, bleibt's bei heute Abend?«, sagt Morris.

»Morris. Hallo.«

»Hast du's vergessen?«

»Nein, natürlich nicht. Wir müssen reden.«

»Die *Times* ist mit der Geschichte nicht weitergekommen, aber sie werden nicht aufgeben.«

»Seh ich auch so.« Dann fragt Howard: »Kommt Bridget auch dazu?«

»Nein. Das Ganze regt sie so auf, das will sie sich nicht auch noch beim Abendessen antun.«

»Da ist sie nicht die Einzige«, sagt Howard.

»Ich bin noch immer der Meinung, dass ich das Richtige getan habe«, sagt Morris. »Wenn ich dieselbe Entscheidung noch einmal treffen müsste, ich würde es tun. Und wenn es rauskommt, dann werde ich das genauso sagen. Bis heute Abend.«

Howard steckt das Handy weg und sieht Agatha an, die etwas ausdrückt. »Tut mir leid. Sie hatten heute eine Verabredung zum Mittagessen, stimmt's?«

»Kein Problem.«

Er geht in sein Büro zurück, lässt jedoch die Tür offen. Will so tun, als sei er beschäftigt, falls Agatha hereinkommen sollte. Aber er kann sich auf nichts konzentrieren. Howard wartet auf den Anruf. Und überlegt, wie es so weit kommen konnte.

Er hätte Bridget sagen müssen, sie solle sich von dieser Fitch fernhalten. Er hatte es nicht für nötig gehalten. Es war ihm überhaupt nicht in den Sinn gekommen, dass sie noch einmal Kontakt mit ihr aufnehmen könnte.

Dass sie zu ihr in die Wohnung gehen könnte. Genau zur selben Zeit wie – Sein Handy klingelt.

Er holt es heraus und blickt auf die Anzeige: BRIDGET.

»Hallo?«, sagt er, steht auf und wandert hinaus, vorbei an Agathas Schreibtisch. Sie heftet irgendwelche Blätter zusammen.

»Bridget! Bridget, was ist denn los?«, sagt er und bleibt neben Agatha stehen. Sie spürt, dass etwas nicht stimmt, und unterbricht ihre Arbeit.

»Bridget, was ist mit dir?«, sagt er. Und nach einer Pause: »Wo bist du? Sag mir, wo du bist.«

Agathas Miene wird immer besorgter. Howard wechselt einen bangen Blick mit ihr.

»Bridget?« Er nimmt das Handy vom Ohr und sagt: »Aufgelegt.«

»Was ist denn los?«, fragt Agatha.

»Sie hat ganz wirr dahergeredet. Gesagt, dass es ihr leidtut, und dann irgendwas, dass Morris ihr das Mark aus den Knochen saugt, und sie nicht mehr kann.«

»Was hat sie gesagt?«

»Es war – es hat überhaupt keinen Sinn ergeben. Sie klang nicht wie sie selbst.«
Er macht sich an seinem Handy zu schaffen. »Ich ruf sie zurück.«

Wartet. »Sie geht nicht ran. Na, komm schon. Verdammt, Bridget, geh ans Telefon.«

»Hat sie gesagt, wo sie ist?«

»Nein. Sie hebt nicht ab.« Er tippt eine neue Nummer ein. »Ich muss Morris anrufen. Vielleicht weiß er, wo sie ist.«

Morris weiß es natürlich nicht. Auch er versucht, sie auf dem Handy zu erreichen. Howard und Agatha fangen an herumzutelefonieren. Bei ihren Freunden. In ihren Lieblingsläden. Vielleicht war sie ja dort gewesen. In den Restaurants, in denen sie mit Freunden und Klienten zu Mittag ist.

Morris hat keine Ahnung, wo sie sein könnte. Oder was sie mit dem gemeint haben könnte, was sie zu Howard gesagt hat.

Erst Stunden später kommt Howard auf die Idee, in ihrer alten Wohnung nachzusehen. Er und Morris treffen noch vor der Polizei dort ein.
Man erkennt auf Selbstmord.

Die meisten Menschen wählen herkömmliche Methoden, wenn sie beschließen, sich das Leben zu nehmen. Eine Überdosis Schlaftabletten. Ein Schuss in die Schläfe. Ein Sprung von einem hohen Gebäude.

Bridget Sawchuck, so die Auffassung der Polizei, hat sich für eine unkonventionellere, wenn auch nicht beispiellose Methode entschieden. (Mehrere Leute im Umkreis der Ermittlungen sagen, sie erinnere an die Methode, welche die Figur wählt, die Ben Kingsley in dem Film *Haus aus Sand und Nebel* verkörpert; es gibt Spekulationen, sie habe sich davon inspirieren lassen, doch weder Morris Sawchuck noch einer ihrer Freunde wissen, ob sie den Film je gesehen hat.)

Zuerst schreibt sie an ihren Ehemann. Vier Wörter. »Morris: Verzeih mir. Bridget.« Die Ermittler werden die Handschrift für echt halten. Hier und da vielleicht ein bisschen daneben, aber schließlich war die Frau dabei, sich das Leben zu nehmen. Eine schöne Schrift war nicht ihre höchste Priorität.

Dann legt sie den Brief in der Diele auf den Boden, gleich vor die Wohnungstür. Als Nächstes nimmt sie einen Kleidersack aus dem Schrank und zieht ihn sich über den Kopf. Wickelt sich mehrmals reißfestes Klebeband um den Hals, um den Sack zu befestigen. Die Spurensicherung wird Spuren von Klebemittel auf ihren Fingern finden.

Mit dem noch verbleibenden Sauerstoff legt sie sich aufs Bett und fesselt sich mit Handschellen an die Bettpfosten, damit sie nicht aus reinem Überlebenstrieb vorzeitig beendet, was sie bereits in Gang gesetzt hat. Morris wird sagen, er habe keine Ahnung, woher sie die Handschellen hat. Die Polizei wird zu der Erkenntnis gelangen, dass sie sie irgendwann einmal, allein zu dem Zweck, sich damit das Leben zu nehmen, in einem Sexshop gekauft und bar bezahlt hat.

Zugegeben, vieles an diesem Tod ist verdächtig. Eine Frau, mit Handschellen ans Bett gefesselt und mit einem Plastiksack über dem Kopf. Doch es gibt keine Anzeichen für Gewaltanwendung oder einen Kampf. Keine Hinweise darauf, dass noch jemand hier war. Und es gibt diesen Einzeiler.

Am überzeugendsten von allem ist der Anruf auf Howards Handy. Der Netzbetreiber kann den Anruf in die Gegend zurückverfolgen, wo Bridget gefunden wurde. Agatha sagt aus, Howard habe direkt neben ihr gestanden, während er telefoniert hat. Sie hat seinen Teil des Gesprächs gehört. Bridget war offenkundig völlig verstört.

Howard sagt aus, es sei eindeutig Bridget gewesen, mit der er telefoniert habe. Er kannte ihre Stimme. Sie klang nicht im Mindesten so, als würde sie gezwungen zu sagen, was sie sagte. Der Anruf klang absolut echt.

Alle, die damit zu tun haben, wissen, dass das ein heikler Fall ist. Heikler geht fast nicht mehr. Die Tote ist die Frau des Justizministers. Und der macht, über seinen Berater Howard Talliman, seinen Einfluss geltend. Nichts wird nach außen dringen. Alle Indizien sprechen für Selbstmord, nichts für Fremdeinwirkung. Ein paar Tage später gibt es eine Presseerklärung. Bridget Sawchuck sei »plötzlich verstorben«.

Der Code für »Selbstmord«. Details werden nicht veröffentlicht.

Ein am Boden zerstörter Morris Sawchuck legt seine politischen Pläne auf Eis und bemüht sich, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen.

Währenddessen führt die Polizei eine oberflächliche Untersuchung der Umstände des Verschwindens von Allison Fitch durch. Niemand stellt einen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen her. Viele Leute werden vermisst, und nach Aussagen der Mutter *dieser* Vermissten ist es auch früher schon vorgekommen, dass ihre Tochter längere Zeit unauffindbar blieb. Normalerweise tauchte sie wieder auf, wenn sie Geld brauchte.

Courtney Walmers, die über das Verschwinden ihrer Mitbewohnerin eher verärgert als verblüfft ist – sie vermutet, dass Fitch sich abgesetzt hat, um ihre Schulden nicht zurückzahlen zu müssen –, erhält Besuch von einem Mann, der sich als verdeckter Ermittler ausgibt. Er eröffnet ihr, dass Allison Fitch tagsüber von dem gemeinsamen Appartement aus Crack verkauft habe. Courtney, die ohnehin nicht

viel von Allison gehalten hatte, ist dennoch über die Maßen schockiert. Und fassungslos, dass diese ständig pleite war, wo sie doch mit Drogen handelte. Der Ermittler informiert Courtney, dass die Wohnung noch unter Beobachtung stehe, und er den Anschein aufrechterhalten wolle, hier seien noch immer Drogen erhältlich. Er schlägt ihr vor, die Wohnung zu übernehmen, ebenso wie die letzte Miete hier und die erste in Courtneys neuer Unterkunft. Darüber hinaus will er ihr alles zurückzahlen, was Fitch ihr schuldet.

Courtney ist entsetzt. Courtney will weg. Courtney geht auf den Handel ein.

Lewis Blocker montiert die Kamera mit dem Bewegungsmelder an der Wohnungstür.

Nicole fährt nach Dayton, um Allison ausfindig zu machen.

Morris trauert.

Howard rechnet täglich mit einem Herzinfarkt.

Und dann, neun Monate später, klopft auf einmal ein Mann an die Tür dieser Wohnung, in der Hand den Ausdruck eines Fotos, auf dem ein Mord zu sehen ist. Den übrigens auch der Rest der Welt sehen kann, wenn er weiß, wo er suchen muss.

Einundvierzig

Also gut«, sagte Julie, »jetzt das Ganze noch mal zum Mitschreiben.«

Ich hatte mich wieder angezogen. Mein Bruder saß wieder vor seinen drei Bildschirmen. Julie und ich hockten nebeneinander auf seinem Bett wie zwei Schüler vor dem Lehrer, der gerade den Stoff wiederholt, der bei der Abschlussprüfung drankommt.

»Thomas sieht dieses Foto im Internet, überredet dich, zu diesem Haus in Manhattan zu fahren, um die Lage zu sondieren. Du fährst zwar hin, hängst dich aber nicht wirklich rein, redest allerdings mit der Nachbarin.«

»Ja«, sagte ich.

»Und Thomas, der deine detektivischen Fähigkeiten für, gelinde gesagt, verbesserungswürdig hält, ruft den Vermieter an und erfährt, dass in dieser Wohnung zwei Frauen gelebt haben, die jedoch inzwischen beide ausgezogen sind. Jetzt steht die Wohnung zwar leer, doch ein gewisser Blocker zahlt noch immer die Miete. Kommt das ungefähr hin?«

Thomas nickte. »Das ist hervorragend.« Er sah mich an. »Sie hat's genau verstanden.«

»Weiter«, sagte ich.

»Und zwei Tage nach deiner Mission sieht das Bild auf Whirl360 auf einmal ganz anders aus«, schloss Julie. »Da bin ich jetzt echt platt.«

»Ich auch«, sagte ich. »Aber das ergibt überhaupt keinen Sinn. Ich habe dieser Frau in der Nebenwohnung nichts von dem Bild im Netz gesagt. Thomas, hast du dem Vermieter erzählt, was du am Fenster gesehen hast, online meine ich?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Na dann, wo ist da die Verbindung?«, fragte ich.

Julie überlegte.

»Du hast ihr nicht gesagt, warum du da bist? Hast du's dem Typ gesagt, mit dem du essen warst? Deinem Agenten?«

»Nein. Kein Wort habe ich gesagt.«

»Und dir ist auch niemand gefolgt?«

Ich sah sie an und verdrehte die Augen. »Also echt.«

Sie schnitt eine Grimasse. »Ist ja gut, ist vielleicht ein bisschen weit hergeholt. Aber denk noch mal zurück. Du kommst zu diesem Haus in der Orchard Street.«

Ich seufzte. »Nach der Besprechung bin ich mit einem Taxi in die Orchard Street gefahren und ein bisschen zu früh ausgestiegen. Ein paar Querstraßen zu weit im Norden. Ich gehe also langsam die Straße runter, den Ausdruck in der Hand, und vergleiche die Anordnung der Fenster und die Ziegel und alles, bis ich sicher bin, dass ich vor dem richtigen Haus stehe. Da war dieser Kasten von der Klimaanlage am Fenster, der sah genau gleich aus, und auch sonst passte alles.«

»Wie bist du hineingekommen?«

»Ein Typ kam raus, und ich bin reingeschlüpft. Ich bin nach oben gegangen, hab geklopft, keine Antwort. Mehr war da nicht.«

Julie überlegte. »Was hättest du eigentlich gesagt, wenn jemand geöffnet hätte?«

»Ich habe in Gedanken verschiedene Varianten durchgespielt und mich schließlich für die einfachste entschieden. Dass wir dieses Bild in Whirl360 entdeckt haben und unbedingt wissen wollten, was das ist.«

Thomas schüttelte missbilligend den Kopf.

»Dann hattest du also den Zettel die ganze Zeit in der Hand«, sagte Julie.

»Ja, wahrscheinlich schon.«

»Dann hat ihn also der Typ gesehen, der aus dem Haus kam, die Nachbarin, und auch sonst jeder, an dem du vorbeigegangen bist.«

»Nein ... ich glaube nicht ... Mist. Ich hab ihn irgendwann rausgeholt, und ich weiß, dass ich ihn wieder eingesteckt habe, aber wann, weiß ich nicht.«

»Also kann die Nachbarin ihn gesehen haben«, sagte Julie. »Oder irgendjemand anderes, den du nicht mal bemerkt hast.«

»Vielleicht gab's im Flur eine Kamera«, sagte Thomas. »Hast du gar nicht daran gedacht?«

Ich sah ihn böse an. »Nein, daran habe ich nicht gedacht. Warum zum Teufel sollte ich an so was denken?« Aber ausgeschlossen war es nicht. Ich beruhigte mich wieder und sagte: »Na gut, sagen wir, irgendjemand hat irgendwie den Zettel gesehen, den ich in der Hand hatte. Was hat das damit zu tun, dass das Foto jetzt aus dem Netz verschwunden ist? Das ist ein ziemlicher Sprung.«

»Behaupten wir doch der Einfachheit halber, was Thomas da am Fenster gesehen hat, war ... *etwas*. Etwas, das jemand —«

»Wer, zum Beispiel?«

»Jetzt sei doch mal ein bisschen kooperativ, ja? Sagen wir, es gibt da jemanden, der alles andere als erfreut ist, als er entdeckt, dass das Ding da am Fenster im Internet zu sehen ist. Er muss es also so schnell wie möglich verschwinden lassen. Überleg dir das mal. All die heimlichen Schnappschüsse, die diese Whirl360-Autos gemacht haben. Von Männern, die ihre Frauen betrügen, Frauen, die ihre Männer betrügen.«

»Aber die Gesichter werden doch verpixelt«, warf ich ein.

»Schon, aber nehmen wir mal an, nur so zum Spaß, du bist aus Hartford und willst sehen, ob dein Haus in Whirl360 ist. Du findest es, und da steht ein Wagen in der Einfahrt, den du kennst. Zum Beispiel der Lincoln deines Golfpartners. Nur war der noch nie bei dir zu Hause. Aber deine Frau ist tagsüber zu Hause. Oder drehen wir's um. Du bist der Typ mit dem Lincoln, und du stellst fest, dass da dieses Foto ist. Noch vor deinem Freund. Was machst du?«

»Ich sehe, worauf du hinauswillst.«

Jetzt schaltete sich auch Thomas wieder ein. »Das ist wie mit dem Wagen, den ich in Boston gesehen habe. Der dem anderen reingefahren ist.« Zu Julie sagte er: »Ray wollte da nichts unternehmen.«

»Es gibt so viel Scheiß online, da würdest du ausflippen, wenn du das alles wüsstest«, sagte Julie. »Und vielleicht hast du ja jemanden aufgescheucht, als du mit dem Ausdruck rumgewedelt hast.«

»Vielleicht«, räumte ich ein. »Nehmen wir also an, du hast recht, und mein Besuch und die Manipulation an dem Bild hängen zusammen. Wie in aller Welt schaffst du's, online etwas zu verändern?«

»Du würdest dich reinhacken«, sagte Thomas.

Julie nickte. »Klingt logisch. Wie sonst?«

»Wahrscheinlich«, sagte ich.

»Es wäre einen Versuch wert, bei Whirl360 anzurufen und zu fragen, ob in letzter Zeit jemand versucht hat, in ihr System einzudringen«, sagte Julie. »Ihre Firewall zu durchbrechen, oder wie immer sie das nennen.«

»Wo würdest du da anfangen?«, fragte ich. »Wen würdest du anrufen?«

Julie lächelte. »Du kannst vielleicht zeichnen, aber wie man Antworten bekommt, davon hast du keine Ahnung. Darum kümmere ich mich.«

Julie war ganz sicher schlau genug, anderen Antworten zu entlocken. Weniger sicher war ich mir, ob wir die dann auch weiterverfolgen sollten. Mussten wir uns da wirklich einmischen? Könnte das Rumschnüffeln zum Bumerang werden und neuen Ärger für Thomas heraufbeschwören? Das FBI hatte uns schon mit seinem Besuch beeehrt. Wollten wir auch noch den Sicherheitsdienst von Whirl360 im Haus haben?

Doch ich behielt diese Bedenken für mich, zumindest vorläufig, denn ich hatte viel dringlichere Fragen. »Thomas, erzähl doch noch mal, was der Vermieter gesagt hat, als du mit ihm telefoniert hast. Über die Frauen, die früher da gewohnt haben.«

»Er hat gesagt, die Wohnung steht seit letztem Sommer leer. Ich glaube nicht, dass das zwei Schwestern oder sonstige Verwandte waren. Sie hatten verschiedene Namen.«

»Wie waren die gleich wieder?«

»Courtney und Olsen.«

»Waren das die Vornamen?«

»Ich glaub schon. Ich hab ihn kaum verstanden, wegen seines Akzents. Das hab ich dir doch erzählt.«

»Olsen klingt nicht wie ein Frauenname«, sagte Julie. »Hat er dir ihre vollen Namen gesagt?«

Thomas drehte sich zu seinem Schreibtisch um. »Ich hab sie mir aufgeschrieben«, sagte er. »Courtney Walmers und Olsen Fitch.«

»Sekunde«, sagte ich. Irgendwas an dem Namen kam mir bekannt vor. »Olsen Fitch?« War ich nicht erst kürzlich über diesen Namen gestolpert. »Thomas, lass mich mal an den Computer.« Er überließ mir tatsächlich seinen Stuhl. Ich öffnete in einem neuen Fenster den Browser und startete die gleiche Suche nach Zeitungsberichten über die Orchard Street in New York wie schon auf Dads Laptop.

»Wartet mal ... wartet mal«, sagte ich. »Da haben wir's schon. Ich wusste, der Name kam mir bekannt vor. Thomas, wäre es möglich, dass der Vermieter ›Allison Fitch‹ gesagt hat und nicht ›Olsen Fitch‹?«

Thomas überlegte. »Kann schon sein.«

»Also, hier ist was über eine Mitteilung der Polizei, dass eine Allison Fitch vermisst wird. Sie wohnte in der Orchard Street und arbeitete in irgendeiner Bar und ist nicht zur Arbeit erschienen. Es gibt nur diese eine Meldung, danach nichts mehr.«

»Das ist wahrscheinlich die Person am Fenster«, sagte Thomas. Er stand dicht neben mir, wie um seinem Anspruch auf seinen Stuhl Nachdruck zu verleihen. »Es ist eine Frau. Sie wurde erstickt, und dann haben sie ihre Leiche verschwinden lassen.«

Für jemanden, der sich keine Krimis im Fernsehen ansah, war Thomas ziemlich schnell mit möglichen Szenarios zur Hand.

»Thomas«, sagte ich, »komm, setz dich wieder hier hin, und Julie und ich besprechen, wie wir weitermachen sollen.«

»Wollt ihr zurück ins Bett und dort weitermachen?«, fragte Thomas.

Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss, aber Julie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Später vielleicht«, sagte sie. »Zuerst besprechen wir, wie wir *hier* weitermachen. Im Bett können wir weitermachen, wann wir wollen.«

Thomas klickte sich schon wieder durch irgendeine Stadt. Kam mir irgendwie europäisch vor. Thomas bemerkte meine Neugier und sagte: »Prag.«

Julie und ich gingen hinaus auf den mit Landkarten tapezierten Flur.

»Was hältst du davon?«, fragte ich sie.

Sie hob ratlos die Hände. »Frag mich was Leichteres.«

»Geht mir auch so.«

Wir gingen hinunter in die Küche. Julie machte sich auf die Suche nach Kaffee. Sie fand nur Pulverkaffee. »Das kann doch nicht alles sein.«

Es war alles. Während sie Wasser aufsetzte, sagte sie: »Und wenn du mich für verrückt erklärst, ich glaube, da steckt mehr dahinter.«

»Ja«, sagte ich widerwillig.

»Warum in aller Welt sollte jemand den Kopf vom Fenster verschwinden lassen, wenn da nicht was faul wäre?«

»Seh ich auch so.«

»Und was wirst du tun?«

»Tun?«

»Ich weiß, du hast gesagt, du wolltest nicht wirklich die Polizei in New York anrufen, als Thomas dich darum gebeten hat. Aber jetzt? Wirst du anrufen?«

»Keiner der Gründe, die mich davon abhielten, hat sich geändert«, sagte ich.

Julie sah mich erstaunt an. »Wie bitte? Dieses manipulierte Foto ändert doch einiges, meinst du nicht?«

Ich erinnerte sie an das FBI. »Die haben Thomas schon auf dem Radar wegen seiner E-Mails an die CIA und Bill Clinton. Angenommen, wir verständigen die Polizei in New York, oder auch nur die hier in Promise Falls. Damit lösen wir garantiert irgendeinen Alarm aus, und das FBI bekommt Wind von der Sache. Und wenn die alle von den Aktivitäten meines Bruders in Kenntnis setzen, wie zum Beispiel seine laufenden Berichte an die CIA über den Stand seiner Gedächtnisübungen, was glaubst du, wie ernst die ihn nehmen werden? Insbesondere, wenn das, was er angeblich gesehen hat, auf einmal nicht mehr zu sehen ist?«

Julie ließ die Schultern hängen. »Mist. Aber es gibt doch nicht nur das, was Thomas gesehen hat. Du hast diesen ersten Ausdruck. Und eine Frau wird vermisst.«

»Oder auch nicht mehr.«

»Ja, aber das lässt sich nachprüfen, Ray. Ich verstehe ja deine Bedenken, und dass die Polizei dich wahrscheinlich nicht ernst nimmt, aber ich sage dir, ich krieg eine Gänsehaut dabei. Ich weiß jedenfalls, was ich tun werde. Ich werde morgen bei Whirl360 anrufen, mich zu dem Typen durchfragen, der dort für die Bildbearbeitung zuständig ist, und mich erkundigen, ob es einen Hackerangriff gab. Oder ob sie das Bild aus irgendwelchen Gründen selbst verändert haben.«

»Und du meinst, ich soll die Polizei anrufen?«

»Ich meine, du sollst die Polizei anrufen.«

Ich gab mich geschlagen. Ich hob die Hände und sagte: »Also gut, ich ruf die Polizei an. Welche?«

»Die in New York.«

»Ich weiß nicht mal, welches Revier da zuständig ist.« Mit Hilfe von Dads Laptop kamen wir zu dem Schluss, es müsste das siebte sein. Ich tippte die auf der Website angegebene Telefonnummer in mein Handy ein. »Also dann«, sagte ich zu Julie, während ich auf die Verbindung wartete.

Jemand hob ab. »Ja, hallo«, sagte ich. »Ich muss mit einem ... ich nehme an, ich muss mit jemand von der Kriminalpolizei reden.«

»Ist das ein Notruf, Sir?«

»Nein. Ich meine, es ist wichtig, aber es ist kein Notruf.«

»Einen Moment.«

Ein paar Sekunden später hob wieder jemand ab. Eine barsche männliche Stimme sagte: »Simpkins.«

»Hallo, mein Name ist Ray Kilbride. Ich rufe aus Promise Falls an.«

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Kilbride?«

»Also, das klingt jetzt ziemlich verrückt, aber bitte lassen Sie mich ausreden. Es könnte sein, dass mein Bruder Zeuge eines Mordes wurde. Oder etwas in der Art.«

»Wie heißt Ihr Bruder?«

»Thomas Kilbride.«

»Und warum rufen Sie an und nicht er?«

»Ich glaube, es ist ihm lieber, wenn ich das mache.«

»Und warum?«

»Hören Sie, das spielt gar keine Rolle. Und er ist auch nicht der einzige Zeuge.«

»Was für Zeugen gibt es noch. Sind Sie ein Zeuge, Mr. Kilbride?«

»Sozusagen. Es könnte sogar jede Menge Zeugen geben, wissen Sie. Es gibt einen Hinweis auf diesen Mord im Internet. Es gab zumindest einen.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. »Verstehe. Wer wurde ermordet, Mr. Kilbride?«

»Also, ich bin nicht sicher, dass jemand ermordet wurde, aber es sieht so aus, als ob jemand an einem Fenster ermordet würde. Und es könnte eine Frau namens Allison Fitch sein.«

»Haben Sie das vielleicht auf YouTube gesehen, Sir?« Der Ton des Kriminalpolizisten wurde langsam skeptisch.

»Nein, auf Whirl360. Da kann man —«

»Ich weiß, was das ist. Sie wollen mir also sagen, dass Ihr Bruder auf dieser Website einen Mord gesehen hat?«

»Genau. Hören Sie, zuerst dachte ich, er bildet sich das ein, aber –«

»Warum dachten Sie, er bildet sich das ein, Sir?«

»Weil mein Bruder in psychiatrischer Behandlung ist –«

Klick.

Ich sah Julie an.

»Du brauchst mir nichts zu sagen«, sagte sie. »Ich hätte auch aufgelegt. Hättest du dich vielleicht noch ein bisschen trotteler anstellen können?«

»Ich hab dir doch gesagt, das ist keine gute Idee.«

Julie warf die Hände in die Luft. »Ja, gut, du hattest recht, ich hatte unrecht. Du möchtest dich da raushalten, du möchtest vor allem Thomas da raushalten, wahrscheinlich ist das auch vernünftig. Du bist persönlich in diese Sache nicht verwickelt. Und selbst wenn dich jemand mit diesem Ausdruck in der Hand gesehen hätte, wüsste er nicht, wer du bist.«

»Genau. Ich habe niemandem gesagt, wie ich heiße.«

»Siehst du«, sagte Julie. »Du brauchst dir gar keine Sorgen zu machen.«

Zweiundvierzig

Kann ich noch mal sehen?«, sagte die Frau hinter dem Tresen in dem Laden für Künstlerbedarf in Lower Manhattan.

Lewis Blocker reichte ihr das Foto. Es war ein Einzelbild aus der Aufnahme, die die Videokamera an der Tür von Allison Fitchs Wohnung gemacht hatte. Das Gesicht des Mannes mit dem Ausdruck war zwar durch das Fischaugen des Türspions ein wenig verzerrt, doch für eine Identifizierung sollte es Lewis' Meinung nach reichen.

Beim ersten Blick auf das Foto hatte sie erklärt, den Mann nicht zu kennen, dann wollte sie es sich noch einmal ansehen.

»Was genau hat der Typ denn getan?«

»Kreditkartenbetrug«, sagte Lewis. »Identitätsmissbrauch.«

»O ja«, sagte sie. »Das ist ein großes Problem.«

Lewis schätzte die Frau auf um die dreißig. Rabenschwarzes Haar, eine Haut wie Morticia Addams, rubinroter Lippenstift. Sie hatte Stecker in den Ohren, einen im rechten Nasenflügel und einen direkt unter der Unterlippe. Lewis überlegte kurz, wie viele Piercings sie wohl sonst noch hatte, und wo.

Sie hielt den Zettel in der Hand und betrachtete ihn mit schiefgelegtem Kopf. »Sein Gesicht sieht irgendwie verschwollen aus.«

»Das ist nur die Kameraaufnahme«, erklärte Lewis.

»Ich weiß nicht. Ich dachte, vielleicht kenne ich ihn doch. Aber jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.«

»Ich will Ihnen sagen, was der Typ macht«, sagte Lewis in der Hoffnung, dass sie eher geneigt war, ihm zu helfen, wenn sie wusste, was für ein böser Mensch er war. Er hatte ihr nicht ausdrücklich gesagt, dass er Polizist war, doch er hatte ihr kurz seine geöffnete Brieftasche hingehalten, um sie zu dieser Annahme zu verleiten. »Er besorgt sich richtige Kreditkartennummern von richtigen Leuten und bastelt sich dann mit den ganzen persönlichen Daten neue Karten. Damit geht er ein, zwei Tage lang auf Einkaufstour, dann schmeißt er die Daten weg. So lange braucht die Kreditkartenfirma meistens, um dahinterzukommen, dass ungewöhnliche Zahlungen mit dieser Karte gemacht wurden, die Eigentümer zu verständigen und die Karte zu sperren.«

Sie schüttelte den Kopf. »Krass.« Sie sagte das mit einem Anflug von Bewunderung, als wüsste auch sie gern, wie man das macht. »Ich dachte, seit alle Welt diese Chipkarten benutzt, passiert so was nicht mehr.«

»Schön wär's!«, meinte Lewis. »Verbrecher lassen sich von einer neuen Technik nur so lange aufhalten, bis sie sie geknackt haben.«

Er sagte ihr, er glaube, der Mann sei vor etwa zwei Tagen im Laden gewesen. Vormittags.

»Da hatte ich Dienst, aber ich kann mich nicht an ihn erinnern.« Sie sah sich um und erblickte einen großen dunklen Mann, der Pinsel in die Regale sortierte. »Tarek, hast du gerade mal 'ne Sekunde?«

Tarek kam herbei und stellte sich neben Lewis an den Tresen.

»Dieser Polizist hier sucht diesen Typen da«, sagte sie. »Ich erkenne ihn nicht, aber er soll vorgestern Vormittag hier eingekauft haben.«

»Was hat er ausgefressen?«, erkundigte sich Tarek und betrachtete den Ausdruck.

Lewis erklärte es noch einmal.

»Wir kriegen unser Geld aber trotzdem«, sagte Tarek. »Wenn's Kreditkartenbetrug ist, dann zahlt die Kreditkartenfirma dem Inhaber sein Geld zurück.«

»Ich weiß«, sagte Lewis. »Das heißt aber doch nicht, dass es nicht auch in Ihrem Interesse ist, dass wir ihn schnappen.«

»Ja, aber bei ihm würde Ihnen das nichts helfen«, sagte Tarek.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich erinnere mich an ihn. Er hat bar bezahlt.«

»Bar?«, wiederholte Lewis. Wer in aller Welt bezahlte denn heute noch bar?

»Er hat Airbrush-Zubehör gekauft, glaube ich, und ein paar Filzstifte.«

»Wissen Sie, wer er ist? War er schon mal hier?«

»Wer er ist, weiß ich nicht, aber er war schon mal hier. Hat er zumindest gesagt. Er hat gesagt, er schaut immer rein, wenn er in der Stadt ist.«

»Er kommt von außerhalb?«

»Ja.«

»Hat er gesagt, woher?«

Tarek schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Ich habe ihn gefragt, ob er auf unserem E-Mail-Verteiler steht, und er hat ja gesagt.«

»Kann ich mir den mal ansehen?«

»Ich glaube nicht, dass ich ihn rausgeben darf. Außerdem stehen da Hunderte von Namen drauf.«

»Wofür brauchte er das Airbrush-Zeug? Wofür genau? Was macht er beruflich?«

Tarek überlegte einen Augenblick. Die Gepiercte sah ihn erwartungsvoll an. »Er hat gesagt, er ist Illustrator. Aber davon gibt's ja zum Glück nur ein paar Millionen. Ach ja, und er hat auch noch gesagt, dass er demnächst was für irgendeine Online-Zeitung machen wird.«

»Was denn für eine?«

»Eine neue. Keine Ahnung. Irgendwas Politisches, wie die *Huffington Post*.«

»Die was?«, fragte Lewis. Er hatte keine Berührungsängste mit dem Internet, las aber noch immer lieber eine richtige Zeitung aus Papier.

Tarek zuckte die Achseln. »Sie wissen schon, die von dieser Frau mit dem Akzent. Man sieht sie immer wieder mal in der Show von Bill Maher.«

Lewis konnte den Typen nicht ausstehen. Scheiß Linker.

»Aber nicht für genau diese Zeitung, sondern für eine andere?«

Tarek zuckte die Achseln. »Mehr weiß ich nicht. Viel Glück.«

Lewis setzte sich in ein Café um die Ecke, bestellte sich ein Corned-Beef-Sandwich mit Dillgurke und einen Kaffee. Dann rief er Howard Talliman an.

»Kennst du die *Huffington Post*?«, fragte er.

»Klar«, antwortete Howard. »Wieso?«

»Weißt du was über eine ähnliche Online-Zeitung, die demnächst herauskommen soll?«

»Ich könnte mich umhören«, sagte Howard. »Warum?«

»Hör dich um und sag mir Bescheid, so schnell du kannst.«

Lewis trank gerade seinen Kaffee aus, als sein Handy klingelte. »Kathleen Ford gründet gerade eine«, sagte Howard.

»Sollte ich die kennen?«

»Ja.«

»Also ich halte es für möglich, dass sie unseren Mann engagiert hat.«

»Hast du einen Namen?«

»Noch nicht, aber bald. Hast du irgendwelche Kontaktnummern von dieser Ford?« Lewis zückte seinen Stift und seinen Notizblock und schrieb zwei Nummern auf, die Howard ihm diktierte. »Kennst du sie?«

»Wir sind uns nicht ganz unbekannt«, sagte Howard. »Aber ich würde meinen Namen nicht erwähnen. Sie hält mich für ein Reptil.«

Lewis beendete das Gespräch. Diese Kathleen Ford musste eine gute Menschenkennerin sein. Er machte sich allerdings keine Illusionen, dass sie ihn einer höheren Spezies zuordnen würde, sollte sie ihn jemals kennenlernen.

Dreiundvierzig

Sie sehnte sich so sehr danach, ihre Mutter anzurufen. Es war wie ein körperlicher Schmerz.

Neun Monate war es jetzt her. Allison Fitch konnte kaum glauben, dass sie sich so lange hatte zurückhalten können. Nicht, dass sie nicht Dutzende Male nahe dran gewesen wäre. Mehr als einmal war sie an ein Telefon gegangen – nicht ihr eigenes Handy, das hatte sie Minuten nach der Flucht aus ihrer Wohnung weggeworfen – und hatte zu wählen begonnen. Einmal hatte sie ein Handy in einer Kabine der Damentoilette in dem Restaurant in Lubbock gefunden, in dem sie kurz gearbeitet hatte, und alle Ziffern der Telefonnummer ihrer Mutter eingetippt, bis auf die letzte. Da hatte sie sich eines Besseren besonnen, und das Handy wieder dort hingeworfen, wo sie es gefunden hatte. Es war durchaus möglich, dass der Anschluss ihrer Mutter abgehört, ihre Wohnung überwacht wurde. Ihre Mutter besaß kein Handy, und selbst wenn sie eines gehabt hätte, Allison hielt es für sehr wahrscheinlich, dass es Abhörmöglichkeiten auch dafür gab. Kam das nicht in dieser Fernsehserie über den Drogenhandel in Baltimore vor?

Sie wusste natürlich nicht, ob das Telefon ihrer Mutter tatsächlich abgehört wurde. Aber angenommen, es wäre so, wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass dies auch jetzt noch der Fall war, nach so vielen Monaten? Früher oder später würden die doch aufgeben, oder?

Was ihre Mutter durchmachte, darüber konnte Allison nur spekulieren. Obwohl es beileibe nicht das erste Mal war, dass sie ihrer Mutter so etwas antat. Als sie neunzehn war, hatte sie sie nur Stunden, bevor sie das Flugzeug bestieg, davon in Kenntnis gesetzt, dass sie mit ihrem Freund – na dem, der da in dieser Band E-Piano spielte – einen Monat in Uruguay zu verbringen gedachte. Und sie waren bereits zehn Tage unterwegs, ehe ihr dämmerte, dass sie in Paraguay gelandet waren. Zwei Jahre später, mit einundzwanzig, bekam sie von ihrem Onkel Bert väterlicherseits ein Auto geschenkt, einen rostigen alten Chrysler Neon, aber besser als gar nichts. Da hatte sie die glorreiche Idee, eine Spritztour nach Malibu zu machen, schlappe dreitausendfünfhundert Kilometer. Sie packte ein paar Klamotten zusammen und fuhr los. Allein. Am fünften Tag der Reise fiel ihr ein, sie könne doch auf einen Sprung bei ihrer Cousine Portia in Albuquerque vorbeischauen, das lag ja auf dem

Weg. Als Portia ihr öffnete, schrie sie: »Lieber Gott, du musst sofort deine Mutter anrufen, sie hat schon die ganze Familie durchtelefoniert und glaubt, du bist tot!«

Doch neun Monate lang zu verschwinden war selbst für Allison's Verhältnisse ein bisschen unverantwortlich.

Es war unmöglich, ihrer Mutter mitzuteilen, dass es diesmal anders war, dass sie nicht deshalb nicht zu Hause angerufen hatte, weil sie ein gedankenloses, egoistisches Miststück war, sondern weil sie Angst hatte, es würde sie das Leben kosten, wenn sie es täte.

Allison kam zu dem Schluss, es sei besser, ihre Mutter jetzt tausend seelische Tode sterben zu lassen und eines Tages wohlbehalten vor ihrer Tür zu stehen, als sie mit einem Anruf in Sicherheit zu wiegen und dafür selbst den körperlichen Tod zu erleiden. In gewisser Hinsicht, so dachte Allison, war ihre Rücksichtslosigkeit ihren Mitmenschen gegenüber in diesem Fall vielleicht sogar ein Segen. Möglicherweise machte sich ihre Mutter gar nicht so große Sorgen. Wäre sie eine von den Töchtern, die ihren Eltern über jede Minute des Tages Rechenschaft ablegten, und ließe dann nichts mehr von sich hören, ja, das wäre dann wirklich ein Grund zur Sorge.

Allison versuchte sich einzureden, dass es so war, obwohl sie genau wusste, dass es anders war. Ihre Mutter war wahrscheinlich schon halb wahnsinnig vor Kummer.

Hin und wieder lieb sie sich auf ihrer Odyssee einen Computer und recherchierte über sich selbst. Doch ihr Verschwinden hatte nur einmal, kurz nach ihrem Untertauchen, einen gewissen Nachrichtenwert gehabt, später fand sich kaum mehr etwas. Nicht sehr ermutigend. Zu wissen, dass man so unwichtig war. Dass man völlig vom Erdboden verschwinden konnte und niemand sich die Mühe machte, die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen, nicht einmal mit Hilfe von Fotos auf Milchkartons. Vielleicht war sie dafür schon zu alt.

An Berichten über den Tod von Bridget Sawchuck mangelte es allerdings nicht. Ganz im Gegenteil.

Woran es mangelte, waren Einzelheiten, und von den wenigen, die es gab, wusste Allison, dass sie allesamt frei erfunden waren.

»Plötzlich verstorben.« Na ja, irgendwie stimmte es ja. Aber nicht ganz.

Wäre Allison nicht schon vorher völlig überzeugt gewesen, dass sich in die Büsche zu schlagen das Klügste war, was sie tun konnte, dann hätten die Berichte über Bridget sie garantiert umgestimmt. Wenn die, die an den Schalthebeln der Macht saßen, fähig waren, den Mord an einer Frau wie Bridget zu vertuschen, dann waren sie zu allem fähig.

Zur Polizei zu gehen kam nicht in Frage. Natürlich müsste sie dann auch ihren Erpressungsversuch eingestehen, doch das hielt sie für das geringste ihrer Probleme. Sie hatte Angst, dass eine Aussage bei den Behörden gleichbedeutend mit ihrem Todesurteil wäre.

Also blieb sie nie lange an einem Ort seit ihrer Flucht aus der Wohnung.

In dem Moment, in dem Allison Fitch sah, was in dem Schlafzimmer geschehen war, dass – ganz offensichtlich – jemand geschickt worden war, um sie zu töten, und stattdessen Bridget Sawchuck erwischt hatte, rannte sie los. Sie fegte in einem derartigen Tempo hinaus auf die Orchard Street, dass Passanten an eine Gasexplosion hätten denken können. Sie rannte nach Süden. Es gab keinen besonderen Grund dafür, außer dass sie Richtung Norden einer Gruppe von fünf Frauen mittleren Alters hätte ausweichen müssen, die den Gehsteig blockierten, weil sie alle gleichzeitig in einen Reiseführer sehen wollten. An der ersten Ecke bog sie nach Westen ab, an der nächsten nach Norden, an der übernächsten wieder nach Westen. Sie rannte, so schnell ihre Füße sie trugen. Bei jeder Querstraße wechselte sie die Richtung. Ihr einziges Ziel war, der Frau zu entkommen, die Bridget umgebracht hatte.

Dann stürmte sie jäh in ein Café. Sie hatte keine Ahnung, in welcher Straße es lag. Im Vorbeilaufen rief sie der Theke zu, »einen mittleren Latte«, damit sie keinen Rüffel bekam, weil sie die Toilette benutzen wollte und hielt bereits verzweifelt nach einem Wegweiser dorthin Ausschau. Instinktiv galoppierte sie eine schmale gepflasterte Treppe ins Untergeschoss hinunter. Sie fand die Toilette, wollte die Tür aufreißen. Geschlossen.

»Augenblick«, rief jemand von drinnen.

Allison stand am Treppenabsatz, sah sich um, wartete darauf, dass die Frau sie einholte.

Ein Mann kam aus der Toilette. Sie schlüpfte in den winzigen Raum mit einer einzigen Toilette und einem Waschbecken, klappte den Deckel herunter und setzte sich. Nach Atem ringend holte sie ihr Handy heraus, überlegte, wen sie anrufen konnte.

Wenn die grandiose Idee, die Frau eines Justizministers zu erpressen, in die Hose geht, und von höchster Stelle ein Auftragsmörder auf einen angesetzt wird, wen rief man dann an?

Gute Frage!

Während sie ihr Handy betrachtete, fiel ihr plötzlich ein, dass man sie damit orten könnte. Sie schaltete es aus, hob den Klodeckel und warf es hinein.

Denk nach!

Also: Zur Polizei zu gehen war zu riskant. Und dass die Wohnung ihrer Mutter überwacht wurde, davon konnte sie auch ausgehen. Von ihren Freunden konnte sie auch niemanden anrufen. Außerdem hatte sie kaum noch welche, siehe Courtney. So war das, wenn man sich Geld lieh, das man nicht zurückzahlte. Trinkgeld einsteckte, das für andere bestimmt war. Mit den Freunden von Freundinnen rumvögelte.

Es gab nicht eine Brücke, die sie nicht hinter sich abgebrochen hätte.

Du bist vielleicht ein blödes Miststück, dachte sie.

Sie hatte ein paar Hunderter in der Handtasche. Genug, um sich eine Busfahrkarte zu kaufen und New York zu verlassen. Sobald sie sich einigermaßen sicher fühlte, würde sie sich ihren nächsten Schritt überlegen.

Jemand hämmerte an die Toilettentür. Allison's Herzschlag setzte kurz aus.

»Hey! Essen Sie Ihre Pizza da drin oder was?«

Als Erstes ließ sie sich in Pittsburgh nieder. Wenn man länger als eine Nacht an einem Ort zu verweilen als »sich niederlassen« bezeichnen konnte. Mit ihrer Busfahrkarte kam sie bis Philadelphia. Von da fuhr sie per Anhalter weiter. Einfach westwärts, nur nicht zu nah an Dayton heran. Die erste Nacht schlief sie in einem Park in Harrisburg, ging dann zu McDonald's, um sich dort in der Toilette wieder in ein halbwegs menschliches Wesen zurückzuverwandeln, was schwerfiel mit den spärlichen Utensilien in ihrer Handtasche: Kamm, Lippenstift, Eyeliner, Wimperntusche. Sie brauchte Arbeit, so viel war klar. Und als Erstes eine Dusche.

Allison erkannte, dass eine Obdachlosenunterkunft im Moment ihre einzige Anlaufstelle war. Sie bekam etwas zu essen und konnte duschen. Ihre Tasche nahm sie mit in die Dusche, damit sie ihr nicht gestohlen wurde, und achtete darauf, sie so aufzuhängen, dass sie nicht nass wurde.

Ihre Kreditkarten nützten ihr nichts. Bei den meisten hatte sie das Limit ohnehin ausgeschöpft. Aber sie wusste auch, dass sie sich praktisch auf dem Silbertablett präsentieren würde, wenn sie eine benutzte. Sie schnitt alle entzwei und warf sie in den Müll.

Eine der Bedingungen, um in der Unterkunft bleiben zu dürfen, war, dass sie mithalf. Sie entschied sich für die Küche. Es kam ihrer gewohnten Beschäftigung am nächsten. Fast eine Woche hielt sie es dort aus. Dann kamen zwei Polizisten und stellten Fragen. Nicht ihretwegen – sie suchten Zeugen für den Totschlag an einem Obdachlosen vor drei Tagen. Aber sie standen ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und Allison hatte Angst, dass sie sich an diese Begegnung erinnern könnten, sollten sie zufällig eine Vermisstenmeldung von ihr in die Hände bekommen.

Zeit, sich wieder ein Stück weiter von New York zu entfernen.

Aus Angst, zu nahe an Dayton vorüberzukommen und womöglich von jemandem erkannt zu werden, der ihre Mutter kannte, änderte sie ihren Kurs Richtung Süden. Wieder fuhr sie per Anhalter und erreichte schließlich über mehreren Etappen Charlottesville, Virginia, eine hübsche Universitätsstadt. Wovon sie allerdings wenig profitierte, denn ihr Weg führte sie nicht in die Alma Mater, sondern in die nächste Küche. Im Fenster eines Diners sah sie ein Schild »Aushilfe gesucht« und heuerte an.

Mittlerweile hatte sie ihr ganzes Bargeld aufgebraucht, und der Küchenjob brachte ihr nicht genügend ein, um sich ein Zimmer leisten zu können. Lester, der Inhaber des Lokals, erlaubte ihr, in seinem Ford Pick-up zu schlafen, der eine durchgehende Sitzbank hatte, und den Waschraum des Lokals zur Körperpflege zu benutzen.

Fünf Wochen lebte sie so, dann erwartete Lester plötzlich gewisse Gefälligkeiten für die luxuriöse Schlafgelegenheit, die er ihr zur Verfügung stellte. Allison war nicht interessiert, aber das akzeptierte er erst, als ihm ein rohes Ei vorne die Hosen hinunterlief.

Zeit, wieder auf Wanderschaft zu gehen.

Sie trampelte nach Raleigh. Dann nach Athens. Zwei Hungerwochen in Charleston. Dann weiter nach Süden. Jacksonville. Ein guter Plan, bei Wintereinbruch Florida zu erreichen. Sie hatte weder einen Mantel noch Wintersachen, und auch kein Geld, sich welche zu kaufen.

Je verzweifelter ihre Lage wurde, desto öfter überwand sie sich und bedankte sich auf ihre Weise bei Männern, die sie mitnahmen, vorausgesetzt, sie waren bereit, dafür etwas springen zu lassen. Verzweifelte Situationen erforderten verzweifelte Maßnahmen.

In Tampa fand sie Arbeit als Zimmermädchen in einem Motel namens Coconut Shade, in dem Zimmer auch stundenweise vermietet wurden. Keine Referenzen, kein Ausweis, keine Arbeitserfahrung vonnöten. Sie gab ihren Namen als Adele Farmer an. Octavio Formosa, der Geschäftsführer, ein Mittvierziger kubanischer Herkunft, bot ihr keinen Schlafplatz in seinem Wagen an, sondern ein Klappbett in einem Hinterzimmer des Büros.

Allison rechnete damit, dass auch er auf eine Gegenleistung aus war wie die meisten Männer, denen sie begegnet war, doch sie irrte sich. Octavio war ein gütiger, anständiger Mann. Seine Frau Samira war im vergangenen Jahr an einem Leberleiden gestorben. Er hatte eine siebenjährige Tochter, die er jedoch nicht an seinen Arbeitsplatz mitnehmen wollte, weil eine Absteige, in die die Leute fast ausschließlich wegen Sex kamen, keine passende Umgebung für sie war. Deshalb kümmerte seine Schwester sich um die Kleine, wenn er arbeitete.

»Die Menschen haben Bedürfnisse«, sagte er achselzuckend. »Und du brauchst einen Ort, wo du sicher bist. Ich kenne das aus eigener Erfahrung.«

Manchmal teilte er sein Mittagessen mit ihr. Wenn sie beide Nachtschicht hatten, gab er ihr hin und wieder zehn Dollar aus der Kasse und schickte sie zu einem nahe gelegenen Burger King, um da etwas zu holen, das sie sich teilen konnten. Sie unterhielten sich. Octavios Eltern waren noch in Kuba, und er hoffte, sie eines Tages nach Florida holen zu können. »Bevor sie zu alt dazu sind«, sagte er. »Ich möchte, dass sie ihre Enkelin noch sehen. Was ist mit dir?«

»Ich habe nur meine Mom«, sagte sie. »Mein Dad ist vor ein paar Jahren gestorben, und Geschwister habe ich keine.«

»Wo ist deine Mutter?«

»In Seattle«, log sie. »Wir haben schon länger nichts mehr voneinander gehört.«

»Ich wette, sie vermisst dich«, sagte er.

»Na ja«, sagte sie. »Da kann man nicht viel machen.«

»Du erinnerst mich an meine Tochter.«

»Wie kann das sein? Sie ist doch noch so klein.«

»Ich weiß, aber ihr braucht beide eure Mutter. Ihr seid beide sehr traurig.«

Seit ihrer Flucht aus der Wohnung bis jetzt, wo sie in Tampa lebte, hatte Allison Fitch viel Zeit gehabt, in sich zu gehen.

Und zu dem Schluss zu kommen, dass sie kein besonders guter Mensch war.

Sie hatte es sich immer auf Kosten anderer gutgehen lassen, angefangen bei ihren Eltern. Sie hatte immer zuerst an sich selbst gedacht. An ihre Wünsche. Ihre Bedürfnisse. Sie fing an, sich Fragen zu stellen. Was musste man für ein Mensch sein, um die eigene Mutter zu belügen, damit sie Geld schickte? Was für ein Mensch, um dieses Geld dann im Urlaub zu verjubeln, statt seiner Mitbewohnerin die schuldige Miete zurückzuzahlen? Wer machte aus einer sexuellen Beziehung ein lukratives Geschäft? Wer machte sich die Finger mit Erpressung schmutzig?

Ein schlechter Mensch.

Ein sehr schlechter Mensch.

Ein komplettes Arschloch.

Genau das war sie. Vielleicht geschah es ihr ja recht. Jedenfalls hatte sie sich das alles selbst zuzuschreiben. So viel stand fest. Sie wäre jetzt, nach monatelanger Flucht, nicht hier, um in einem Ein-Stern-Hotel in einer miesen Gegend von Tampa versaute Laken zu wechseln und sich mit Octavio Whopper zu teilen, hätte sie nicht immer nur an sich selbst gedacht.

Scheiß Karma.

Eines Nachts, als sie sich wieder einmal mit Octavio unterhielt, fragte sie ihn: »Glaubst du daran, dass man für alles Böse, was man getan hat, einmal bestraft wird?«

»In dieser Welt, meinst du?«

»Glaub schon.«

Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Manchmal ja, manchmal nein. Ich kenne Menschen, die es verdient hätten, aber ihnen ist nichts passiert. Man kann nur hoffen, dass sie danach bekommen, was sie verdienen.«

»Wenn du noch zu deinen Lebzeiten kriegst, was du verdienst, meinst du, dass damit alles abgegolten ist?«

»Ich glaube nicht, dass du ein schlechter Mensch bist«, sagte Octavio zu ihr. »Ich glaube, du bist ein guter Mensch.«

Sie weinte. Sie weinte sehr lange. Sie weinte sich beinahe in den Schlaf. Octavio verfrachtete sie in ihr Klappbett. Er setzte sich zu ihr und tätschelte ihr die Schulter, so lange, bis sie wirklich eingeschlafen war.

Er wollte ihr helfen. Er war überzeugt, dass ihre Mutter ihr verzeihen würde, egal, was Adele getan hatte.

Als er sicher war, dass sie tief und fest schlief, holte er ihre Handtasche unter dem Bett hervor. Darin fand er einen Ausweis, aus dem hervorging, dass sie nicht Adele Farmer hieß. Sondern Allison Fitch.

Und ihre Mutter lebte nicht in Seattle, wie Allison behauptet hatte. Octavio fand auch einen zerlesenen Brief von ihrer Mutter, den diese schon vor über einem Jahr geschrieben hatte. Sie schrieb ihrer Tochter, sie habe sie sehr lieb und hoffe, sie sei glücklich in New York. Doch wenn sie nach Dayton zurückkehren wolle, ihre Tür stehe immer offen.

Dayton?

Octavio sah auf den Absender auf der Rückseite des Umschlags, notierte sich etwas, steckte den Brief und den Ausweis zurück in die Tasche und schob sie wieder unter das Bett. Er ging an den Computer, suchte und fand die Telefonnummer von Doris Fitch. Es war Mitternacht vorbei, eigentlich keine Zeit mehr, um jemanden anzurufen, aber Octavio war sich sicher, die Frau würde wissen wollen, wo ihre Tochter war, egal, wie spät es war.

Doris Fitch bekam beinahe einen hysterischen Anfall, als Octavio ihr flüsternd die Nachricht überbrachte.

»O Gott«, sagte sie. »Mein Gott, sie lebt. Ich kann es gar nicht fassen. Wie geht es ihr? Ist sie verletzt? Geht's ihr gut? Geben Sie sie mir! Ich muss mit ihr reden. Ich muss ihre Stimme hören.«

Octavio sagte, er glaube, Allison würde das Weite suchen, wenn sie wüsste, dass er mit ihrer Mutter gesprochen habe, und deshalb sei es besser, wenn Doris nach Florida käme und ihre Tochter überraschte.

So entzückt Doris Fitch über diese Nachricht auch war, war sie doch auch klug und vorsichtig genug, einen Beweis dafür zu fordern, dass ihre Tochter tatsächlich in dem Motel arbeite, wenn sie schon nicht mit ihr sprechen konnte.

»Sie hat mir erzählt, dass Sie, als Allison klein war, so acht oder neun, mit Fingerpuppen Theater gespielt haben«, sagte Octavio. »Ganze Szenen aus dem *Zauberer von Oz* haben Sie für sie nachgespielt, und sie mochte das so gerne.«

Doris Fitch dachte, sie müsse sterben.

»Ich fliege gleich morgen«, sagte sie. »Sagen Sie mir genau, wo ich Sie finde.«

Octavio gab ihr Namen und Adresse des Hotels. »Wenn Sie ankommen, sagen Sie's einfach dem Taxifahrer. Er wird es schon finden.«

Dann legte er auf. Er war sehr zufrieden mit sich. Er hatte ein gutes Werk getan.

Adele – Allison – würde Augen machen.

Vierundvierzig

Ich hatte mich für den frühen Montagnachmittag mit Darla Kurtz verabredet, der Leiterin von Glace House, einer Wohneinrichtung für psychisch Kranke. Julie blieb bei Thomas. Sie hatte bereits den ganzen Vormittag versucht, jemanden bei Whirl360 zu erreichen. Der Erfolg war überschaubar.

Glace House, in einem älteren Teil von Promise Falls gelegen, stammte selbst wahrscheinlich aus den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Es war ein hübsches selleriegrünes dreigeschossiges Eckhaus im viktorianischen Stil, mit aufwendig geschnitzten Fassadenornamenten und einer zwei Seiten umlaufenden Veranda. Zum Haus gehörte ein weitläufiger Vorgarten, der durch Hecken von den Gehsteigen abgeschirmt war. Ich parkte auf der Straße. Schon auf dem Weg durch den Garten erblickte ich einen bleistiftdünnen Mann mit fransigem Haar in Jeans und T-Shirt, der das vordere Verandageländer weiß strich.

»Hallo«, sagte er zu mir.

»Hi«, grüßte ich zurück.

»Man kann nie vorsichtig genug sein.«

»Wie bitte?«

»Man kann nie vorsichtig genug sein.«

»Wobei?«

Er lächelte. »So sagt man doch.« Er zwinkerte mir zu und widmete sich wieder seiner Arbeit.

Ich klingelte, und eine kleine Frau zwischen fünfzig und sechzig öffnete mir. »Wie geht es Ihnen?«, fragte sie.

»Ms. Kurtz?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Ich bin Ray Kilbride. Ich bin wegen meines Bruders hier, Thomas. Ich glaube, Laura Grigorin hat schon mit Ihnen gesprochen.«

Wieder nickte sie. »Natürlich«, sagte sie und sah mich über den Rand einer Lesebrille hinweg an.

Wäre sie ein Mann gewesen, hätte ich ihre Frisur als Bürstenschnitt bezeichnet, aber bei einer Frau heißt das wahrscheinlich anders. Sie führte mich in ihr Büro direkt neben der Eingangshalle, der man noch ansah, dass das Gebäude ursprünglich ein herrschaftliches Anwesen gewesen sein musste. Jetzt war es allerdings in mehr-

ere Wohnungen aufgeteilt. Auf der Treppe, die in den ersten Stock hinaufführte, saß eine mollige Frau. Sie trug einen dicken Wintermantel. Wieso, war mir unverständlich, denn im Haus war es so warm wie draußen. Sie sah mich mit leerem Blick an, als ich das Büro betrat.

»Zunächst einmal vielen Dank, dass ich kommen durfte«, sagte ich. An einer Wand hingen ihre Diplome in Psychologie und Sozialarbeit. »Ich habe nur Gutes über Glace House gehört.«

Sie lächelte. »Nun, man tut, was man kann.«

Ich gab ihr eine kurze Beschreibung von Thomas. »Wahrscheinlich ist er in vieler Hinsicht das, was man hochfunktional nennt. Aber nicht unbedingt fähig, ein selbständiges Leben zu führen, zumindest habe ich da meine Bedenken. Unser Vater ist vor kurzem gestorben. Er hat sich um alles gekümmert. Er hat gekocht, die Wäsche gemacht, das Haus in Ordnung gehalten. Er hat nichts von Thomas verlangt und ihn dadurch wahrscheinlich ziemlich unselbständig gemacht. Aber ich glaube, wenn er Gelegenheit dazu hat, ist er ziemlich tüchtig. Dad hat halt lieber alles selbst gemacht. Aber auch wenn Thomas sich selbst versorgen kann, kochen und so weiter, ich glaube nicht, dass er sich auch allein um das Haus kümmern kann. Um Rechnungen, Steuern, solche Sachen. Ich bin mir nicht sicher, ob er dazu in der Lage ist. Und leider hat er manchmal auch recht seltsame Anwendungen.«

Die Frau lächelte. »Dann würde er ja gut hier hereinpassen. Haben Sie mit Ziggy gesprochen?«

»Ziggy?«

»Er streicht draußen vor dem Haus.«

»Ja. Er meinte, man könne nicht vorsichtig genug sein.«

»Weil jeder von uns ein Alien sein könnte. Ein getarntes.«

»Aha. Ist wahrscheinlich ein guter Rat«, sagte ich. »Hören Sie, ich weiß nicht, ob Laura es erwähnt hat, aber mein Bruder hängt sehr an seinem Computer.«

»Ich glaube, sie hat so was gesagt.«

»Er sitzt den ganzen Tag vor dieser Seite, mit der man die Straßen von Städten auf der ganzen Welt erforschen kann. Wäre das ein Problem, wenn er hier wohnen würde?«

Sie schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Viele Bewohner haben einen Computer. Damit können sie mit der Außenwelt in Verbindung bleiben, und Abwechslung haben sie auch.« Sie verdrehte die Augen. »Nicht immer die Abwechslung, die ich mir wünschen würde.«

»Thomas hat in letzter Zeit einen Haufen E-Mails verschickt. Das hat uns ziemlich Ärger eingebracht«, informierte ich sie.

»Tja«, sagte sie, »das kommt vor. Wenn jemand so was macht, dann müssen wir ihm eine Zeitlang den Zugang zum Internet sperren. Wenn er nicht aufhört, dann eben endgültig. Aber die meisten hier sehen zu, dass sie Ärger aus dem Weg gehen.«

Sie führte mich herum. Das Haus war ordentlich und gepflegt. In der Küche war ein Bewohner gerade dabei, den Geschirrspüler zu beladen, während ein anderer am Tisch saß und ein Marmeladebrot aß. Im ersten Stock gab es zwei freie Zimmer. Eines war zur Straße hin gelegen, das andere zum hinteren Garten.

»Was draußen zu sehen ist, ist Thomas nicht besonders wichtig«, sagte ich. »Heben Sie das Zimmer mit der besseren Aussicht ruhig für jemand anderes auf.«

Die Zimmer waren annähernd quadratisch, vielleicht dreieinhalb mal dreieinhalb Meter. Es gab ein Bett, zwei Stühle und einen Schreibtisch. Pro Etage gab es zwei Bäder.

»Sie sollten ihn einmal mitbringen«, sagte sie, »damit er sich alles ansehen kann.«

»Ja.« Ich nickte. Mir war nicht ganz wohl in meiner Haut.

Eine zweite Frau kam auf uns zu. Sie trug eine Strickjacke, die aussah, als sei sie ihr zwei Nummern zu groß, einen weiten Rock und ein Paar dieser knallvioletten Plastiksandalen. Sie hatte langes gekräuselt Haar und sah ziemlich fuchsig aus.

Sie stellte sich vor uns hin und fragte mich: »Sind Sie Ray Kilbride?«

»Ja«, antwortete ich zögernd.

Sie streckte mir die Hand hin. »Ich bin Darla Kurtz.«

Während ich langsam meine eigene Hand ausstreckte und schließlich die dargebotene Hand schüttelte, sah ich meine bisherige Begleiterin an. Sie lächelte verlegen.

»Tut mir leid«, sagte die neue Darla Kurtz zu mir. »Ich bin bei einer Sitzung im Rathaus aufgehalten worden.« Dann zu meiner Begleiterin: »Barbara, das war wieder sehr ungezogen von Ihnen.«

»Tut mir leid, Mrs. Kurtz.«

»Wir sprechen uns später.«

»Ist gut.« Barbara wandte sich an mich. »Ich hoffe, Thomas kommt zu uns. Er klingt sehr interessant.«

Eine halbe Stunde später machte ich mich auf den Heimweg. Die wirkliche Darla Kurtz war mindestens genauso entgegenkommend wie die falsche, stellte allerdings die sachbezogeneren Fragen. Doch auch sie forderte mich auf, mit Thomas wiederzukommen.

Ich wollte gerade ins Auto steigen, da klingelte mein Handy.

»Das musst du dir anhören«, sagte Julie.

»Was?«

»Die bei Whirl360 haben mich von Pontius zu Pilatus geschickt. Bei denen herrscht das reinste Chaos.«

Ich schlug die Tür zu und legte mir mit einer Hand den Gurt um. »Dann hat sich also jemand bei ihnen eingehackt?«

»Aber wo! Mensch, stell dir vor: Einer ihrer Topleute wurde umgebracht.«

»Was? Wann?«

»Gestern. Er und seine Frau.«

»Und wer war das?«

»Moment, ich hab's mir aufgeschrieben. Ja, hier. Der Mann hieß Kyle Billings, seine Frau Rochelle. Sie wohnten in Oak Park, in Chicago. Da ist der Firmensitz. Die Schwester der Frau hat gestern Abend bei ihnen angerufen, aber niemand ging ans Telefon. Und aufgemacht hat auch niemand, obwohl beide Autos da waren. Da hat sie die Polizei gerufen. Die haben sie dann gefunden. Im Keller. Beide tot.«

»Das ist ja furchtbar.«

»Kann man wohl sagen. Rat mal, was Billings bei Whirl360 gemacht hat?«

»Sag's mir.«

»Er hat das Bildbearbeitungsprogramm entwickelt, das automatisch Gesichter und Nummernschilder und all dieses Zeug verpixelt.«

Ich wollte gerade den Schlüssel ins Zündschloss stecken. »Nein!«

»Aber das ist noch nicht alles. Ich hab was auf der Website der *Chicago Tribune* gefunden. Die beziehen sich auf ungenannte Quellen bei der Polizei. Es geht darum, *wie* sie gestorben sind.«

»Sag schon.«

»Also Billings wurde erstochen. Mit etwas sehr Langem, Spitzem. Einem Eispick vielleicht. Aber seine Frau – sitzt du gut?«

»Komm, Julie, jetzt mach's nicht so spannend, sag's mir halt.«

»Sie wurde erstickt, Ray. Jemand hat ihr eine Tüte über den Kopf gestülpt.«

Fünfundvierzig

Lewis Blocker ging ins Internet und las alles, was er über Kathleen Ford und ihre neue Website finden konnte. Sie hatte viel Geld, um es in dieses Projekt hinein-zubuttern, und große Namen wurden als Autoren gehandelt. Einen prominenten Kolumnisten der *New York Times* hatte sie schon abgeworben. Einige bekannte Moderatoren von Fox und MSNBC hatten sich bereit erklärt, regelmäßige Beiträge zu liefern.

Es würde jede Menge Promitalk geben. In dieser Hinsicht würde sich diese Online-Zeitung in nichts von jener unterscheiden, der sie Konkurrenz machen wollte. Doch es sollte auch ein paar Neuigkeiten geben. Ford hatte zwei, drei Bestsellerautoren anwerben können – von Stephen King und John Grisham war in diesem Zusammenhang die Rede –, die Fortsetzungsgeschichten schreiben würden. Jede Woche ein neues Kapitel, wie in den alten viktorianischen Blättern. Angeblich sollte es sogar einen animierten politischen Cartoon geben, von wem, darüber gab es allerdings noch keine Spekulationen.

Diesem Punkt schenkte Lewis ganz besondere Aufmerksamkeit.

Er schrieb sich ein paar Fragen auf und überlegte, wie er vorgehen sollte. Dann suchte er die Telefonnummer der PR-Abteilung von Kathleen Fords Firma heraus.

Man stellte ihn zu einer gewissen Florence Highgold durch. Lewis bezweifelte, dass der Name echt war, gab sich aber damit zufrieden. Er erklärte, er sei Freiberufler und schreibe für das *Wall Street Journal* einen Artikel über Fords neue Website. Er interessiere sich besonders für die Künstler, die Ford für sich gewinnen wollte.

»Was diese Sache mit dem Fortsetzungsroman angeht«, sagte er. »Ich habe gehört, der Typ, der den *Da Vinci Code* geschrieben hat, soll da auch mitmachen.«

Florence lachte. »Selbst mit den Mitteln, die Ms. Ford zur Verfügung stehen, weiß ich nicht, ob sie sich den leisten könnte.«

»Na, wenn sie sich King und Grisham leisten kann –«

»Wir werden nicht bestätigen, dass die beiden oder einer von beiden tatsächlich beauftragt wurden, etwas für die Webseite zu schreiben«, sagte Florence.

Lewis fragte sie, wann die Zeitung zum ersten Mal erscheinen solle und wie viele Aufrufe man erwarte. Würde man dafür zahlen müssen? Und wenn nicht, würden sie sich allein aus Werbeeinnahmen finanzieren?

Und als wäre es ihm gerade erst eingefallen, fragte er: »Und wie sieht's sonst mit Künstlern aus? Hat so eine Website großen Bedarf an Illustratoren?«

»Um erst mal ein Konzept für so eine Seite zu entwickeln, braucht man natürlich Webdesigner«, erklärte Florence. »Man braucht ein individuelles graphisches Konzept, um sich von anderen abzuheben. Aber wenn das einmal steht, ist das Ganze eigentlich ein Selbstläufer.«

»Dann wird es also, anders als bei den Schriftstellern, keine Künstler geben, die regelmäßige Beiträge liefern?«

»Das ist nicht ganz richtig. Wir haben bereits gesagt, dass wir animierte politische Cartoons bringen wollen.«

»Haben Sie dafür schon jemanden?«

»Allerdings«, sagte Florence. »Kennen Sie die Arbeiten von Ray Kilbride?«

Lewis tippte den Namen in die Suchmaschine ein, noch während sie ihn aussprach. Als die Treffer angezeigt wurden, klickte er auf »Bilder«.

Auf dem Bildschirm erschienen unzählige briefmarkengroße Bildchen.

»Ja, ich glaube«, sagte Lewis. Er klickte eine Zeichnung von Newt Gingrich an, die in einer Zeitschrift in Chicago erschienen war. Als Urheber wurde Ray Kilbride genannt. »Der hat doch diese Gingrich-Karikatur gemacht, oder?«

»Gut möglich. Er hat sehr viele gemacht.«

Lewis klickte noch einmal, und diesmal erschien eine Karikatur von Carlo Vachon, dem berühmten New Yorker Gangsterboss, der die Freiheitsstatue mit der Waffe bedrohte. »Und an noch eine kann ich mich erinnern. Die von diesem Obergangster.«

»Kann sein«, sagte Florence. »Wie gesagt, er hat ein ziemlich umfangreiches Portfolio.«

»Mhm«, machte Lewis. Er hatte gerade auf die nächste Seite geklickt, die von oben bis unten voller Bilder war.

Eins davon war keine Zeichnung, sondern ein Foto. Er klickte es an und sah gleich darauf einen Mann vor sich, der sich mit aufgekrepelten Ärmeln und einer Airbrush-Spritzpistole in der Hand über einen Zeichentisch beugte und dabei in die Kamera lächelte.

Das Foto stammte von der Website einer Kunstzeitschrift und wurde von einem kurzen Artikel über Ray Kilbride begleitet, der in Burlington, Vermont, lebte.

»Sind Sie noch da?«, fragte Florence.

»Ja, ja, ich bin noch da«, sagte Lewis. Er hielt den Ausdruck, den er in dem Künstlerladen herumgezeigt hatte, neben den Bildschirm seines Computers und verglich die beiden Gesichter miteinander.

»Wollten Sie sonst noch etwas wissen?«, fragte Florence.

»Nein, ich glaube, ich habe die Antwort auf meine Frage gefunden«, sagte Lewis.

»Wissen Sie, wann der Artikel im *Journal* erscheinen wird«, fragte Florence.
»Ms. Ford wird nämlich –«

Lewis legte auf. Dann klickte er sich weiter zum Online-Telefonbuch, wo er einen Eintrag für einen R. Kilbride in Burlington fand.

Er griff noch einmal zum Hörer.

»Ich höre, Lewis«, sagte Howard.

»Hab ihn«, sagte Lewis.

Sechsvierzig

Octavio Formosa konnte sich nicht entscheiden.

Sollte er Allison Fitch – das war sie jetzt nämlich für ihn, und nicht mehr Adele Farmer – sagen, dass er ihre Mutter in Ohio angerufen hatte? Dass Doris Fitch heute mit dem Flugzeug kommen würde, um ihre Tochter wieder in die Arme zu schließen? Oder sollte er nichts sagen? Sollte es eine Überraschung für sie bleiben?

Er hatte zwar den Verdacht, dass sie erst einmal sauer auf ihn wäre, aber zu guter Letzt, davon war er überzeugt, wäre sie ihm bestimmt dankbar. Ja, er hatte in ihrer Tasche rumgeschnüffelt und ihre Mutter hinter ihrem Rücken angerufen. Aber oft genug waren es Sturheit und Stolz, die verhinderten, dass Familienangehörige zueinanderfanden, auch wenn sie sich nacheinander sehnten. Stolz war etwas Schreckliches, sinnierte Octavio. Er stand so oft dem Glück im Wege.

Einer der Gründe, warum er es Allison nicht sagen wollte, war, dass er ihr Gesicht sehen wollte, wenn ihre Mutter das Hotel betrat. Octavio hatte viele Sendungen im Fernsehen gesehen, besonders *Oprah*, wo Menschen zusammengeführt wurden, die jahrelang nichts voneinander gehört hatten. Am schönsten war es für ihn, die Mienen der Leute zu betrachten, wenn eine lange verschollene Tochter oder ein Sohn auf die Bühne kamen, um sie zu umarmen.

Octavio musste zugeben, dass er ein bisschen sentimental war.

Er hätte sein Geheimnis wirklich gern vor Allison gehütet, doch als ihr Freund hatte er das Gefühl, er müsse ehrlich zu ihr sein. In der kurzen Zeit, in der sie gemeinsam gearbeitet hatten, hatten sie Vertrauen zueinander aufgebaut. Octavio hatte ihr sein Herz ausgeschüttet und Allison ihm ihres, auch wenn sie dabei ein paar Details verändert hatte, um ihre wahre Identität nicht preiszugeben.

Sie steckte in Schwierigkeiten, das wusste er. Hatte es gleich bei ihrer ersten Begegnung gespürt. Und sie war jung. Eine junge Frau, die in Schwierigkeiten steckte, brauchte ihre Mutter.

Als Allison, sich noch immer den Schlaf aus den Augen reibend, am nächsten Morgen aus dem Hinterzimmer ins Büro trat, wollte er es ihr schon sagen. Doch dann verließ ihn der Mut. Wie jeden Morgen benutzte sie das an das Büro grenzende Bad, um sich zu duschen und anzuziehen. Punkt acht Uhr dreißig war sie bereit für die Arbeit.

In der vergangenen Nacht war nicht viel los gewesen. Nur acht Zimmer hatten sie vermietet, und nur drei davon waren schon wieder leer. Die Leute, die die ganze Nacht hier verbrachten, waren üblicherweise keine Frühaufsteher. Sie amüsierten sich bis in die Puppen mit Alkohol, Drogen und Sex und schliefen dann bis zehn oder elf oder zwölf. Spätestens dann mussten sie das Zimmer verlassen. Wenn sie noch länger schliefen, musste Octavio an die Tür hämmern und sie aus dem Bett holen, denn er wusste, dass sie nicht für eine zweite Nacht bezahlen würden, besonders, wenn sie nicht zum ersten Mal hier waren.

»Wo soll ich anfangen?«, fragte Allison.

»Drei, neun und elf sind frei«, sagte Octavio.

»Ist gut.«

»Hast du gut geschlafen?«

»Glaub schon.«

»Sehr gut«, sagte Octavio. »Ich glaube, heute wird ein sehr schöner Tag. Sie haben keinen Regen vorhergesagt.«

Allison sagte nichts. Ihr war es gleichgültig, ob es regnete oder nicht. Octavio glaubte, dass es für dieses Kind jeden Tag regnete, auch wenn kein Wölkchen am Himmel zu sehen war.

»Na schön, dann mach ich mich jetzt mal an die Arbeit«, sagte sie.

»Frühstück? Du wirst doch irgendwas frühstücken?«

»Ich hab keinen Hunger.«

Was für eine bedauernswerte junge Frau. Octavio wollte es ihr sagen, um ein bisschen Sonne in ihr Leben zu bringen.

Etwa eine Stunde später hatte er sich ein Herz gefasst.

Er fand sie in Zimmer neun beim Putzen des Badezimmers. Sie kniete vor der Kloschüssel, als er hereinkam.

»Adele?« Um ein Haar hätte er Allison zu ihr gesagt.

»Ja?« Sie sah durch die Badezimmertür zu ihm hinaus und blies sich eine Strähne aus dem Gesicht.

»Ich muss dir was sagen.«

»Schieß los«, sagte sie und spritzte etwas Reiniger auf den Boden.

»Nein, du musst mal kurz aufhören.«

Sie legte die Flasche und den Schwamm aus der Hand und stand auf. Sie kam ins Zimmer und stellte sich neben den Fernseher.

»Bin ich gefeuert?«, fragte sie. In ihrer Stimme lag keine Trauer. Nur Resignation.

»Nein, du bist nicht gefeuert. Du bist eine gute Mitarbeiterin. Ich würde dich nie feuern. Obwohl ...« Er verstummte. »Es könnte sein, dass du nicht bleiben willst.«

»Was ist los?«

»Zuerst möchte ich dir sagen, dass ich bei dem, was ich getan habe, nur dein Bestes im Sinn hatte.«

»Wovon redest du?«

»Es macht mir großen Kummer, dass ... dass du so traurig bist.«

»Octavio, was hast du gemacht?«

Er blickte auf den fleckigen, abgetretenen Teppich. »Gestern Nacht, als du schon geschlafen hast, da bin ich in dein Zimmer gekommen.«

»Was?« Allison's Augen waren weit aufgerissen. Sie sah ihn vorwurfsvoll an.

»Es ist nicht, was du denkst!« Octavio hielt seine Hände abwehrend in die Höhe. »Ich war ganz Kavalier. Aber ... aber ich habe in deine Handtasche gesehen und –«

»Du warst an meiner Handtasche?«

»Jetzt hör mir doch erst mal zu! Ich habe den Brief gefunden. Von deiner Mutter.«

»O Gott«, sagte Allison.

»Und ich weiß, dass du in Wirklichkeit nicht Adele Farmer heißt, aber das ist mir egal, ich mache dir deswegen überhaupt keine –«

»Wie konntest du das tun? Wie konntest du es wagen, in meinen Sachen rumzuznüffeln?« Ihre Wangen hatten sich gerötet, und ihr Atem ging schneller.

»Warte! Warte!« Jetzt war Octavio nicht mehr ganz so überzeugt von seiner Idee. Doch jetzt musste er ihr alles beichten. Sie musste es wissen. »Ich hab sie angerufen.«

Allison starrte ihn an. Blinzelte. »Was?«

»Ich habe vergangene Nacht deine Mutter angerufen. Ich habe ihr gesagt, dass du hier bist, dass es dir gutgeht. Allison, Allison, bitte, sie war ... sie war ganz aus dem Häuschen. Sie war so froh, dass es dir gutgeht, dass du lebst.«

»Nein«, flüsterte Alison ungläubig.

»Sie kommt«, sagte Octavio. »Mit dem Flugzeug. Um dich zu besuchen. Sie liebt dich sehr! Sie wird dir helfen! Egal, in was –«

Allison rannte los. Sie schubste ihn beiseite, war aus dem Zimmer.

»Es tut mir leid! Es tut mir ja so leid!«, rief Octavio ihr nach.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit sie hatte. Vielleicht, aber nur vielleicht, wurde das Telefon ihrer Mutter nicht abgehört. Aber sie musste damit rechnen, dass es verwandt war. Und wenn das der Fall war und wenn Octavio letzte Nacht mit ihrer Mutter gesprochen hatte, als sie schon schlief –

Reichlich Zeit, jemanden nach Florida zu schicken.

»Nein, nein, nein, nein, nein«, flüsterte sie, während sie zum Büro rannte. Sie würde die paar Klamotten, die sie hatte, in ihren Rucksack stopfen und zusehen, dass sie hier wegkam.

Auf der Stelle.

Sie stürzte ins Büro, riss die Tür zum Hinterzimmer auf und kniete sich hin, um ihre Handtasche und den Rucksack unter dem Bett hervorzuziehen.

Unvermittelt spürte sie einen stechenden Schmerz in der Seite.

Als Doris Fitch an diesem Nachmittag ankam, war der Parkplatz des Motels mit gelbem Polizeiband abgesperrt.

Siebenundvierzig

Julie erwartete mich vor dem Haus. Sie stand neben ihrem Wagen, als ich in die Einfahrt bog.

»Noch mal von vorn«, sagte ich gleich beim Aussteigen.

Sie wiederholte, was sie mir schon am Telefon erzählt hatte. Dass Kyle Billings, ein Mitarbeiter von Whirl360, und seine Frau in ihrem gemeinsamen Haus ermordet worden waren. Die Frau war mit einer Tüte erstickt worden. Dazu war mir natürlich sofort das Bild eingefallen, das Thomas im Internet gefunden hatte.

Es gab mir auch zu denken, dass Billings der Entwickler des Programms war, mit dem bei Whirl360 Gesichter unkenntlich gemacht wurden.

»Jemand wie er könnte dieses Foto bearbeitet haben«, sagte ich.

»Ja«, meinte Julie. »So was hab ich mir auch gedacht.«

»Keine Ahnung, was wir jetzt tun sollen«, sagte ich. »Du hast doch hoffentlich Thomas nichts davon gesagt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Himmel, nein. Ich weiß nicht mal, ob er registriert hat, dass ich hier bin. Ich glaube, diese Neuigkeit würde ihn ziemlich beunruhigen.«

»Da wäre er bestimmt nicht der Einzige«, sagte ich. »Hast du sonst noch was erfahren?«

»Ich werde jetzt gleich wegen Allison Fitch herumtelefonieren. Mal sehen, ob sie noch als vermisst gilt.«

»Gut.« Ich legte ihr die Hände auf die Schultern. »Du weißt, du musst das nicht tun. Du musst dich da wirklich nicht mit hineinziehen lassen.«

»Aha. Ja gut«, sagte sie mit ausdrucksloser Miene. »Dann fahr ich jetzt. Meld dich mal wieder.«

Ich lächelte. »Warum tust du das?«

»Keine Ahnung. Weil's Spaß macht?«

Ich lachte. »Dir vielleicht. Ich könnte gut drauf verzichten. Ist das dein einziger Grund?«

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht mag ich dich ja. Ich dachte, ich helfe dir, und vielleicht passiert da ja noch was, und es fängt an zu knistern, und es fliegen die Funken.«

»Wirklich.«

»Ja. Und von dem vielen Gefunke wird uns dann so heiß, dass es womöglich sogar noch zum Vollzug kommt.«

»Vollzug«, sagte ich. »Für mich klingt das immer wie Knast.«

Sie lächelte. »Ich mag dich, Ray. Und ich mag auch deinen Bruder. Ich helfe euch gerne. Und noch was muss ich dir sagen: Wenn Thomas wirklich etwas entdeckt hat, dann ist das eine Bombenstory.«

»Dann benutzt du mich also«, sagte ich.

»Ganz genau«, sagte sie. »Ich hab's drauf angelegt, dich auszunutzen – sexuell und beruflich.«

»Damit kann ich leben. Aber ich weiß trotzdem nicht, was ich jetzt tun soll. Das mit der Polizei war ja nicht so der Hit.«

»Stimmt, das war nix. Aber, Menschenkind, das hier? Was da in Chicago passiert ist? Das muss doch jemanden interessieren.«

»Das Problem ist nur: Wie kriegst du diesen Jemand dazu, lange genug zuzuhören?«

Ich legte ihr einen Arm um die Schultern. Auf dem Weg ins Haus klingelte mein Handy. Es war die Kanzlei von Harry Peyton.

»Hi, Ray«, sagte Alice. »Ich bin gerade auf der Suche nach den Unterlagen zur Lebensversicherung Ihres Vaters. Kann es sein, dass Sie sie haben?«

Für so etwas hatte ich gerade gar keinen Kopf. »Hat das auch bis morgen Zeit?«

»Ja, normalerweise schon, aber ich habe morgen frei, und Harry hat einen Gerichtstermin.«

Mir fiel etwas ein. »Ist Harry da?«, fragte ich.

»Ja.«

»Also gut. Ich bin gleich da.« Ich legte auf und sagte zu Julie: »Ich hab eine Idee. Wartest du, bis ich wieder da bin?«

»Klar doch«, sagte sie. »Ich hab ja sonst nichts zu tun.«

Zehn Minuten später war ich mit der Versicherungspolice meines Vaters in Harrys Kanzlei. Ich hatte sie in einer der Küchenschubladen gefunden. Es war eigentlich gar nicht meine Absicht, aber vor lauter Anspannung knallte ich sie ihm förmlich auf den Tisch.

»Ray! Was ist denn los mit dir?«

»Das hier wollten Sie doch, oder?«

»Ja, das wollte ich. Aber was ist denn los? Es ist wegen Thomas, oder?«

Ich zwang mich, mich zu setzen. Ich hatte ein Gefühl, als hätte mir jemand Kaffee direkt in die Blutbahn gespritzt.

»Ja und nein. Also eigentlich nicht. Ich meine, es hat mit Thomas angefangen, aber inzwischen hat das Ganze eine gewisse Eigendynamik entwickelt. Und darüber muss ich mit Ihnen reden.«

Er schloss einen Moment die Augen, wie um sich zu wappnen. »Schieß los.«

Ich musste selbst erst tief Luft holen. »Thomas hat etwas gesehen. Im Internet. Er spazierte durch die verschiedensten Straßen von New York und hat dabei etwas in einem Fenster im zweiten Stock entdeckt.«

Harry hörte sich alles bis zum Schluss an. Thomas' Verdacht, Zeuge eines Mordes geworden zu sein. Meine Fahrt nach New York. Sein Anruf beim Vermittler. Das veränderte Foto und die Morde in Chicago. Die verschwundene Frau.

»Du liebe Zeit«, sagte Harry. »So was habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört.«

»Ich glaube, ich muss es der Polizei melden. Aber das hab ich schon mal versucht, und es war kein großer Erfolg.«

»Wer hätte das gedacht.«

Der nächste Witzbold.

»Ja, das war ein Reinform«, sagte ich. »Aber jetzt hat das Ganze Dimensionen angenommen, da kann ich nicht einfach tatenlos rumsitzen. Darum dachte ich, Sie hätten vielleicht einen weisen Rat auf Lager. Vielleicht auch mehr als einen.«

»Nun, ich glaube, deine Überlegungen haben durchaus ihre Berechtigung. Wahrscheinlich wäre es vernünftig, jetzt die Polizei einzuschalten. Aber ich hätte da vorher noch ein paar Fragen.« Er setzte sich auf. »Erstens: Woher willst du wissen, dass die Straßenansichten bei Whirl360 nicht in regelmäßigen Abständen überprüft und eventuell bearbeitet werden, wenn das Programm etwas entdeckt, das es vorher übersehen hat?«

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. »Ich weiß es natürlich nicht. Aber selbst wenn das der Fall ist, finde ich es schon erstaunlich, dass diese Bearbeitung ausgerechnet passiert, kurz nachdem Thomas das Foto entdeckt hat und ich an der Tür dieser Wohnung geklopft habe.«

»Da hast du vielleicht recht. Aber, Ray, wär's eventuell möglich, dass es dieses Foto gar nicht gab?«

»Harry, Thomas hat sich das nicht eingebildet. Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen. An dem Tag, als Thomas es gefunden hat.«

»Was ich damit meine: Wäre es möglich, dass Thomas es dort eingestellt hat?«

»Was?«, fragte ich ungläubig.

»Könnte Thomas dieses Bild, das du auf seinem Computer gesehen hast, manipuliert haben, dass es so aussieht, als würde da eine Frau am Fenster erstickt?«

Darüber musste ich nicht lange nachdenken. »Thomas versteht eigentlich nicht genug von Computern, um sich bei Whirl360 reinzuhacken und irgendwelche Bilder zu manipulieren.«

»Aha.« Harry nickte. »Und wenn er immerhin so viel Ahnung hätte, um das Bild nur auf seinem eigenen Computer zu bearbeiten? Keine Ahnung – irgendein Bild zu manipulieren und dort hineinzukopieren. Und das Bild, von dem du später dachtest, es sei verändert worden, war in Wirklichkeit das Originalfoto.«

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Das ... das halte ich für ausgeschlossen.«

»Hast du dieses Foto je auf einem anderem Computer als dem von Thomas gesehen?«

Einen Moment war ich verunsichert. »Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber der Vermieter hat bestätigt, dass dort zwei Frauen gewohnt haben, und dass eine von ihnen als vermisst gemeldet wurde.«

»Was hat dir der Vermieter sonst noch erzählt?«

»*Mir* hat er nichts erzählt. Thomas hat mit ihm gesprochen.«

Harry Peyton schwieg.

»Ach, kommen Sie, Harry. Wollen Sie vielleicht behaupten, Thomas hat sich das mit dem Vermieter alles ausgedacht?«

»Das behaupte ich ja nicht, Ray«, sagte er. »Aber ...«

»Der Name, den der Vermieter Thomas genannt hat, war derselbe, den ich in dem Artikel der *Times* gefunden habe.«

»Hat Thomas keinen Zugriff auf die Website der *Times*? Könnte er den Namen nicht schon gelesen haben, bevor er ihn dir gesagt hat? Ray, ich stelle dir nur die Fragen, die dir auch die Polizei stellen wird.«

Ich sank zusammen. »Nein, nein, das ist unmöglich. Ich glaube Thomas. Vielleicht mach ich mich damit auch zum Affen, aber ich glaube nicht, dass er irgendwelche Fotos manipuliert hat. Während ich sehr wohl glaube, dass er mit dem Vermieter telefoniert hat. Und noch etwas, Harry. Julie hat sich das mit diesem Mitarbeiter von Whirl360 *nicht* ausgedacht. Zwei Menschen *wurden* ermordet. Und es gibt eine Verbindung zwischen diesen beiden Menschen und dem Bild auf der Website.«

»Ich verstehe dich ja, Ray.«

»Ja, und ich verstehe, was Sie mir sagen wollen. Wenn ich mit unseren Vermutungen zur Polizei gehe, habe ich wahrscheinlich nicht mehr Glück als beim letzten Mal.«

Harry zuckte mit den Achseln und sah mich teilnahmsvoll an. »Sieh mal, ich will nicht behaupten, dass es so ist, aber was ist, wenn du dich in Thomas irrst? Was ist – und bitte verzeih mir, wenn ich das jetzt sage –, aber was ist, wenn ihm

das, was er da gesehen hat, bei einem seiner Gespräche mit Präsident Clinton in den Sinn gekommen ist?»

Ich strich mir über die Stirn. Eine Gewitterfront war im Anmarsch und würde mir bald die heftigsten Kopfschmerzen bescheren. Einen Migränemonsun. »Ich weiß Ihre Einwände zu schätzen, Harry. Aber an dieser Sache ist definitiv was dran. Es muss einen Weg geben, diese Information an die Polizei weiterzuleiten. Die müssen sich die ganze Geschichte erst einmal anhören, bevor sie sie beiseiteschieben.«

Harry überlegte. »Ich habe einen Freund. Barry Duckworth, ein Detective hier in Promise Falls. Vielleicht sollte ich mich an ihn wenden, als Vermittler sozusagen. Barry kennt mich, und er vertraut mir. Ich könnte ihm alles erklären, und wenn er glaubt, dass mehr hinter der ganzen Geschichte steckt, dann kann er sich ja bei dir melden, und ihr könnt dem nachgehen. Oder er kann sich mit den Kollegen in New York in Verbindung setzen. Ihm wird schon jemand zuhören.«

Der Vorschlag gefiel mir. Harry war ein vertrauenswürdiges, angesehenes Mitglied der Gemeinde. Mir würde Duckworth vielleicht nicht lange genug zuhören, aber Harry konnte die Geschichte vielleicht zu Ende erzählen, ohne dass Duckworth auflegte oder ihn hinauswarf. Und Duckworth wiederum würde bei einer anderen Polizeibehörde glaubwürdig wirken.

»Ja«, sagte ich. »Gut.« Ich nickte. Plötzlich war ich ganz begeistert. Eine schwere Last war mir von den Schultern genommen worden. »Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, Harry.«

»Kein Problem.«

Ich stand auf, doch etwas hielt mich noch zurück.

»Hast du noch etwas auf dem Herzen?«, fragte Harry.

»Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich es erwähnen soll«, sagte ich. »Aber vielleicht hat Dad ja mal mit Ihnen darüber gesprochen.«

»Worüber?«

»Thomas hat zu mir gesagt – ich versuche mich an den genauen Wortlaut zu erinnern –, er sagte was von ›Dingen, die an Fenstern passieren‹. Und später, als er sauer auf mich war, weil ich mich seiner Meinung nach in New York nicht genug bemüht hatte, der Sache auf den Grund zu gehen, warf er mir vor, mich genauso zu verhalten wie früher einmal, als jemand hilflos an einem Fenster stand.«

Harry presste die Lippen zusammen. Dann sagte er: »Klingt, als hätte er von sich selbst gesprochen.«

»Den Eindruck hatte ich auch«, sagte ich. »Und da ist noch was. Len Prentice hat mir das erzählt.«

»Und zwar?«

»Len kam vorbei, während ich in New York war. Thomas hat sich schrecklich über ihn aufgeregt, weil Len ihn zum Mittagessen ausführen wollte, er aber nicht mit ihm gehen wollte. Und da hat er Len praktisch eine gescheuert.«

Harry riss die Augen auf. »O nein.«

»Es ist eigentlich nichts passiert, und Len macht da jetzt auch keine Affäre draus. Aber er meinte, Dad habe ihm erzählt, Thomas hätte ihn die Treppe hinuntergestoßen. Und als ich Thomas darauf ansprach, hat er es mehr oder weniger zugegeben.«

»Davon hat dein Vater mir nie etwas erzählt«, sagte Harry.

»Thomas hat gesagt, Dad habe sich entschuldigen wollen für etwas, das geschehen ist, als Thomas dreizehn war. Aber er habe nicht darüber reden wollen, und da habe er Dad gestoßen. Dad sei auf den Rücken gefallen.«

»Lieber Gott«, sagte Harry.

»Aber Dad war nicht böse. Sagt Thomas wenigstens. Anscheinend sagte Dad sogar, er würde es verstehen, wenn Thomas ihm nicht verzeihen könne.«

»Hast du Thomas gefragt, was das damals war?«

»Ja, aber er wollte es mir nicht sagen. Ich werde es ein andermal versuchen. Was kann Dad denn getan haben, dass er nach so langer Zeit das Bedürfnis hatte, sich bei Thomas zu entschuldigen?«

Harry sah verstohlen auf die Uhr.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Ich klinge wie aus einer Seifenoper. Danke für alles, Harry.«

Ich war schon auf dem Weg zum Auto, da klingelte mein Handy.

»Ich bin's«, sagte Julie.

»Bist du noch bei uns?«

»Ja.«

»Mit Thomas alles in Ordnung?«

»Ja. Ich war bei ihm oben und hab ihn gebeten, mir auf Whirl360 zu zeigen, wo meine Schwester Candace ihren Laden hat. Ich hab ihm nur den Namen gesagt, und dass er in New York ist, und er hat ihn gleich gefunden.«

»Was für einen Laden?«

»Sie hat eine Konditorei, spezialisiert auf Cupcakes. In Greenwich Village. Und sie wohnt auch gleich über dem Laden.«

»Du meinst doch nicht diese berühmte Konditorei, wo die Leute immer Schlange stehen? Die mal in *Sex and the City* vorkam?«

»Du hast dir *Sex and the City* angesehen?«

»Hm, ein-, zweimal vielleicht.«

»Das war eine andere. Jedenfalls hat Thomas die von meiner Schwester sofort gefunden, in der 8. Straße. Sie heißt *Candy's*, falls du mal dahin willst. Und, wie war's beim Anwalt?«

Ich erzählte ihr, dass Harry Peyton sich als Vermittler zwischen der Polizei und mir angeboten hatte.

»Hört sich doch gut an. Ich kenne Duckworth. Hab ihn schon ein paarmal zitieren dürfen. Hör mal, Ray«, sagte Julie, und ihre Stimme klang plötzlich sehr ernst. »Ich hab noch was rausgefunden. Über Allison Fitch. Ich hab heute Vormittag schon mal nach ihr gesucht, aber nichts gefunden. Jetzt am Nachmittag hab ich's noch mal am Laptop von deinem Dad probiert. Und es gab einen Treffer.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Nur ganz kurz. Aus Tampa. Eine Frau dieses Namens wurde dort tot in einem Hotel aufgefunden.«

Nicht schon wieder. Jedes Mal, wenn Julie sich auf die Suche nach Menschen begab, die mit dieser mysteriösen Geschichte zu tun hatten ...

»Bist du noch dran, Ray?«

»Ja. Ja, ich bin noch da.«

»Kann ich dir was sagen, Ray?«

»Klar.«

»Das Ganze wird mir langsam verdammt unheimlich.«

Achtundvierzig

Hallo?«

»Thomas, hier ist Bill Clinton.«

»Hi.«

»Wie geht es Ihnen?«

»Sehr gut, Sir.«

»Thomas, ich wollte Ihnen noch einmal sagen, wie wertvoll Sie für uns sind. Wissen Sie, was Black Ops sind?«

»Sind das Geheimoperationen?«

»Genau. Verdeckte Operationen, durchgeführt von der CIA und anderen Regierungsbehörden. Operationen, über die informiert zu sein das Weiße Haus jederzeit abstreiten können muss, sollten sie jemals bekannt werden.«

»Verstanden.«

»Bei solchen Operationen kann es vorkommen, dass unsere Agenten in Schwierigkeiten geraten und schnell verschwinden müssen. Deshalb sind Sie so wichtig für uns. Nicht nur für den Fall, dass es eines Tages keine Online-Karten mehr gibt oder nach einem Erdbeben oder einem Tornado alles zerstört ist. Sie wissen also nie, wann wir Sie brauchen, um Fluchtrouten für uns zu entwerfen.«

»Verstehe.«

»Warum ich Sie aber eigentlich anrufe: Ich möchte Ihnen noch einmal einschränken, dass es Dinge in Ihrer Vergangenheit gibt, über die Sie nicht reden sollten. Sonst könnten die Leute von der CIA das Vertrauen in Sie verlieren. Sie würden als Schwächling dastehen. Oder noch schlimmer – als Verräter. Verstehen Sie?«

»Ja.«

»Gut. Es ist gut, das zu hören.«

»Darf ich Sie etwas fragen ... Bill?«

»Aber sicher.«

»Mein Bruder und ich, also hauptsächlich ich, aber wir haben unlängst über Aliens gesprochen, und da wollte ich Sie fragen, ob Sie, als Sie noch Präsident waren, herausgefunden haben, was damals in Roswell geschehen ist. Gibt es dort ein Raumschiff von Außerirdischen?«

»Thomas, wenn Sie Ihre Mission erfolgreich abschließen, erzähle ich Ihnen alles.«

Neunundvierzig

Nicole rief Lewis noch am Vormittag aus Florida an und sagte, alles sei erledigt. Lewis wies sie an, den nächstmöglichen Flug nach Norden zu nehmen. Während sie Allison Fitch aufgespürt habe, habe er den Mann ausfindig gemacht, der der Wohnung der Fitch einen Besuch abgestattet hatte. Sein Name sei Ray Kilbride, und sie würden ihn gemeinsam abholen.

»Abholen?«, wiederholte Nicole.

»Wir müssen wissen, was er weiß. Wir müssen wissen, warum er dort war. Mein Auftraggeber will mit ihm sprechen.«

»Mir auch recht.«

»Du fliegst übrigens nicht nach New York«, fügte Lewis noch hinzu. Er nannte ihr ein anderes Ziel, näher an dem Ort, wo sie Kilbride finden würden. »Wir treffen uns dort.«

»Alles klar«, sagte sie und legte auf.

Dann meldete Lewis sich bei Howard Talliman.

»Sie wurde gefunden. Und sie ist kein Problem mehr«, sagte Lewis. Er hatte keine Bedenken, solche Dinge mit Howard am Telefon zu besprechen, denn er wusste, dass der einen Sicherheitsexperten hatte, der sein Büro jeden Morgen nach Wanzen absuchte.

»Das ist eine große Erleichterung, Lewis.«

»Und ich mach mich jetzt auf den Weg nach Norden, um mich um unser anderes Problem zu kümmern.«

»Für eine Entwarnung ist es noch zu früh.«

»Seh ich auch so.«

»Wir müssen wissen, warum Kilbride dieses Foto hatte. Wir müssen wissen, warum er da war. Hast du Grund zu der Annahme, dass er nicht ist, was zu sein er vorgibt?«

»Er ist Illustrator. Mehr nicht.«

»Gelegentlich trägt der Schein, Lewis.«

»Ich weiß. Aber ich habe sein ganzes Leben zerpfückt, seit ich rausgefunden habe, dass er unser Mann ist. Ich habe seine Sozialversicherungsnummer. Seine Visa Card ist mit 54 Dollar belastet. Er lebt bescheiden. Er hat seine Hypothek abbezahlt. Letztes Jahr hat er sein Einkommen mit 73675 Dollar angegeben. Er fährt

einen Audi Q5. In den letzten zehn Jahren hat er vier Strafzettel für zu schnelles Fahren kassiert, das ist alles, was er auf dem Kerbholz hat. War nie verheiratet. Hat einen Bruder namens Thomas, der mit ihrem Vater in Promise Falls lebt. Klingt das für dich nach einem verdeckten CIA-Ermittler?«

»Nein, aber es gibt keine plausible Erklärung, warum jemand, der sich seinen Lebensunterhalt mit albernem Zeichnungen verdient, am Schauplatz eines Mordes mit diesem Foto auftaucht. Ist er im Internet darüber gestolpert und war einfach nur neugierig oder hatte er schon davor eine Ahnung, was in dieser Wohnung geschehen ist? Beunruhigend sind beide Szenarios, aber das zweite noch mehr als das erste. So was tut kein Illustrator. Ein Privatdetektiv, ja. Ein FBI-Agent, ja.« Er machte eine Pause, als müsse er sich für seinen nächsten Gedanken wappnen. »Oder jemand von der CIA.«

»Howard, ich hab dir gesagt, was ich weiß. Wenn du den Hurensohn vor dir hast, kannst du ihn fragen, was immer du willst. Ich flieg jetzt da rauf und miete mir einen Van.«

»Halt mich auf dem Laufenden«, sagte Howard und beendete das Gespräch.

Er hatte immer damit gerechnet, dass ihnen die Goldsmith-Sache einmal um die Ohren fliegen könnte, auch wenn der Mann selbst tot war. Aber weshalb sollte die CIA in der Orchard Street rumschnüffeln? Es musste in Langley Leute geben, die bereits alles über Goldsmiths Deal mit Morris wussten. Himmelherrgott, dort haben sie sich das Ganze doch ausgedacht. Das war doch nicht Morris' Idee gewesen.

War es möglich, dass die, die nach Goldsmiths Tod jetzt auf der Abschlussliste standen, ihren Arsch zu retten versuchten, indem sie Morris noch mehr anhängen? Aber selbst wenn, wie hätten sie eine Verbindung zwischen Morris und der Orchard Street herstellen sollen? Hatten sie vielleicht auch Bridget beobachtet? Das mit ihr und Allison Fitch herausgefunden? Was sie wiederum ins Internet geführt haben könnte, zu dem Foto und –

Klang schon ziemlich weit hergeholt.

Aber es gab Tatsachen, und über die konnte man nicht hinwegsehen. Dieser Ray Kilbride war vor Allison Fitchs Wohnung aufgetaucht. Was ihn dort hingeführt hat, war vermutlich das Bild von dem Mord an Bridget Sawchuck, das er im Internet gefunden hatte.

Howard kam zu dem Schluss, er müsse mit Sawchuck sprechen. Auf den Busch klopfen, ohne Fitch oder Kilbride oder die Ereignisse in der Orchard Street zu erwähnen, denn Morris hatte noch immer keinen Schimmer, wie seine Frau tatsächlich ums Leben gekommen war.

Dass sie sich nicht umgebracht hatte. Sondern dass sie einem Mord zum Opfer gefallen war, der das direkte Ergebnis einer Maßnahme war, die sein bester Freund in die Wege geleitet hatte.

Morris hob beim dritten Klingelton ab. »Bin gerade auf dem Weg zum Mittagessen mit dem Bürgermeister«, sagte er. »Was gibt's?«

»Ich habe darüber nachgedacht, was du gesagt hast, Morris. Dass du meinst, es sei Zeit. Ich weiß, du glaubst, ich höre dir nicht zu, aber ich tu's. Ich weiß, wie's dir geht.«

»Interessant, dass du das sagst, Howard. Ich habe mich nämlich schon gefragt, was in letzter Zeit mit dir los ist. Ich habe mich gefragt, was aus dem Howard geworden ist, den ich kannte. Der gern auf Risiko geht und ein bisschen die Kacke aufrührt.«

»Ich hab nichts dagegen, die Kacke aufzurühren, aber ich habe was dagegen, dass du reintrittst«, sagte Howard. »Deshalb passe ich in letzter Zeit gut auf, wo ich hintrete. Du bist mein Freund, Morris. Wenn ich dir einen Rat gebe, dann gebe ich ihn dir vor allem als Freund. Ich möchte, dass du das weißt.«

Morris antwortete nicht gleich. Dann sagte er: »Gut.«

»Ich habe nachgedacht. Du möchtest wieder loslegen, und ich glaube, das Einzige, was uns noch zurückhält, ist die Ungewissheit in dieser Goldsmith-Sache.«

»Stimmt.«

»Ich muss mir einigermaßen sicher sein, Morris, dass das ausgestanden ist.«

»Da sind wir uns einig. Und ich sage dir, Howard, nachdem Goldsmith – der arme Barton, Gott hab ihn selig – sich das Leben genommen hat, ist das Risiko minimal. Der ganze Skandal, als Verräter an der eigenen Regierung hingestellt zu werden, das hat er nicht ertragen – und auch nicht verdient. Ihm ging es immer nur um eins, um Amerika und die Sicherheit seiner Bürger.«

Howard schwieg. Dann sagte er: »Morris, hältst du es für denkbar, dass irgendjemand bei der CIA nach dieser Geschichte einen Grund hätte, dich zu überwachen?«

»Ich kann dir nicht ganz folgen.«

»Nur mal angenommen, rein hypothetisch, die CIA lässt dich überwachen. Was für Gründe könnte es geben? Spielen wir das mal durch.«

»Das Einzige, was ich mir vorstellen kann, ist, dass Vertraute von Goldsmith, die wussten, was er tat, Vertraute, die daran beteiligt waren, sich Sorgen machen, ich könnte an die Öffentlichkeit gehen. Aber die wussten auch, dass das politischer Selbstmord wäre.«

Howard stimmte ihm zu. »Kannst du dir vorstellen, dass Barton ganz am Anfang, bevor ihr den Deal vereinbart habt, dass er da vielleicht Leute auf dich angesetzt hat? Und, keine Ahnung, vielleicht sogar auf Bridget?«

»Warum in aller Welt sollten sie mich oder Bridget denn überwachen? Gibt's da irgendwas, von dem ich nichts weiß?«

»Aber woher! Du weißt, ich erzähle dir alles.«

»Das ist doch Quatsch, Howard. Du erzählst mir alles, was ich wissen muss. Und was ich besser nicht weiß, das erzählst du mir erst gar nicht.«

Auch da musste Howard zustimmen. »Die Sache ist die: Bevor du wieder in den Ring steigst, müssen wir einfach bestimmte Szenarios in Betracht ziehen, und wenn sie noch so unwahrscheinlich sind. Wir müssen auf alles vorbereitet sein.«

»Einverstanden. Aber das ist doch Humbug. Hör mal, vergiss diese Goldsmith-Geschichte. Da müssen wir uns keine Sorgen mehr machen. Aber wir verschwenden kostbare Zeit, wenn wir Däumchen drehen, bis wir ganz sicher sind, dass die Gefahr gebannt ist. Wir müssen uns zusammensetzen und unseren nächsten Schritt planen. Wir müssen entscheiden, wen wir an Bord holen, wer uns am meisten nützt. Wir müssen langsam anfangen, die Schwächen unserer Gegner unter die Lupe zu nehmen. Mensch, Howard, das muss ich *dir* doch nicht sagen. Die Regieanweisungen sind doch von dir.«

»Ich weiß.«

»Treffen wir uns heute Abend.«

Howard wusste, was damit gemeint war. Eine ihrer seit Jahren bewährten Strategiesitzungen. Sie trafen sich nach Mitternacht und arbeiteten durch bis zum nächsten Morgen. In diesen Stunden, wenn sie keinerlei Unterbrechungen befürchten mussten, hatten sie ihre besten Ideen.

»Okay«, sagte Howard. »Das machen wir.«

»Gut. Bis später, mein Freund. Schnür schon mal die Boxhandschuhe.«
Morris legte auf.

Vielleicht, so hoffte Howard, gab es ja noch vor diesem Treffen Klarheit über die Rolle, die Ray Kilbride bei dem Ganzen spielte.

Lewis wollte gerade das Flugzeug besteigen, da klingelte sein Handy.

»Hallo«, sagte er.

»Du hast versucht, mich zu erreichen«, sagte ein Mann.

»Victor«, sagte Lewis. »Danke, dass du zurückrufst.«

»Was kann ich für dich tun?«

»Es geht um jemanden, der mal für dich gearbeitet hat.«

»Lebt er noch?«

»Ja.«

Das engte die Auswahl ein. Es gab nur sehr wenige Leute, die aus Victors Diensten ausschieden. »Verstehe«, sagte er.

»Sie hat was für mich erledigt und einen sehr großen Fehler gemacht.«

»Tatsächlich.«

»Hat ein schlechtes Licht auf mich geworfen. Sie bringt das jetzt wieder in Ordnung, aber wenn dieses Problem gelöst ist, muss ich die Sache endgültig aus der Welt schaffen. Ich habe einen Ruf zu verteidigen.«

»Kann ich verstehen.«

»Aber ich dachte, ich bin es dir schuldig, dich über meine Absichten in Kenntnis zu setzen. Wenn du Einwände hast, werde ich nichts unternehmen.«

»Ich hätte das selbst tun sollen, aber ich war schwach«, sagte Victor. »Ich habe sie aufgenommen und wie eine Tochter behandelt. Und wie dankt sie es mir? Sie geht einfach. Von mir hast du hier nichts zu befürchten.«

»Danke. Wie läuft's in Vegas?«

»Zu viele Leute bringen ihre Kinder mit.«

Lewis verabschiedete sich, steckte das Handy ein und bestieg das Flugzeug.

Fünzig

Als ich nach Hause zurückkam, sagte ich zu Julie: »Gehen wir ein bisschen spazieren.«

Wir gingen hinten hinaus und den Hang hinunter zum Bach.

»Ich warte auf einen Rückruf von der Polizei in Tampa«, sagte Julie und klopfte auf das Handy, das eine Tasche ihrer Jeans ausbeulte. »Mal sehen, was ich sonst noch über die Fitch rauskriege.«

Ich nickte.

»Du bist so still«, sagte sie.

»Ich denke nach über das, was Harry gesagt hat.« Ich erzählte ihr, dass er darüber spekuliert hatte, Thomas könne sich das eine oder andere ausgedacht, das Foto im Netz manipuliert, sein Gespräch mit dem Vermieter erfunden haben.

»Glaubst du das wirklich?«, fragte Julie.

Ich zögerte. »Keine Ahnung. Ehrlich gesagt, nein. Ich meine, er bildet sich Dinge ein, von denen wir wissen, dass sie nicht wahr sind, aber er *glaubt*, dass sie wahr sind. Wie das Verschwinden der Landkarten im Internet und seine Gespräche mit Bill Clinton. Aber es gibt auch Dinge, die definitiv nicht erfunden sind. Was da in Chicago passiert ist, das hast *du* herausgefunden, und das in Florida auch.«

»Würde Thomas dich wissentlich belügen?«

Darüber hatte ich eigentlich noch nie nachgedacht. »Möglich wär's. Aber als ich gefragt hab, ob er Dad die Treppe hinuntergestoßen hat, da hat er es sofort zugegeben. Er hat allerdings nicht von sich aus darüber gesprochen.«

»Er hat deinen Dad über die Treppe gestoßen?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte nicht die Energie, das jetzt zu erklären. »Wenn Thomas etwas nicht sagen oder zugeben will, dann hält er einfach den Mund. Er macht dicht.« Ich blieb stehen, sah dem dahinplätschernden Wasser nach. »Obwohl, Dr. Grigorin hat er angelogen. Er hätte sich mit mir einen Film angesehen, hat er gesagt. Wahrscheinlich eine Notlüge, damit sie ihn in Ruhe ließ. Ach, keine Ahnung.«

»Wirst du mit ihm reden?«

»Ich werd's versuchen. Und Harry kennt einen Detective in Promise Falls, das hab ich dir ja schon gesagt. Dem wird er alles erzählen, damit ich mich nicht nochmal mit einem Anruf bei der Polizei lächerlich mache.«

»Das ist gut«, sagte Julie. »Duckworth ist ein netter Mensch. Er hasst Reporter nicht von Haus aus.«

»Noch was anderes lässt mir keine Ruhe.«

»Nämlich?«

Ich breitete die Arme aus. »Hier ist es passiert. Hier ist mein Vater gestorben.« Ich zeigte auf den Hang. »Da ist der Traktor runter gerollt. Hier ungefähr ist er zum Stehen gekommen. Da hat Thomas Dad gefunden.«

Sie hängte sich bei mir ein. »Es tut mir so leid.«

»Ich habe viel an ihn gedacht. An Dad. Und an Thomas. Als ich ihn nach diesem Vorfall auf der Treppe fragte, hat er gesagt, da sei es um etwas gegangen, über das er nicht reden wollte. Etwas, das ihm mit dreizehn passiert ist. Dad hätte sich bei ihm entschuldigen wollen, aber dazugesagt, er verstünde auch, wenn Thomas ihm nicht verzeihen könne.«

»Und wum es ging, hat er nicht gesagt?«

»Nein, das wollte er nicht sagen. Aber«, ich stockte, »da ist noch was.«

Julie sah mich an und wartete.

»Ich habe bis jetzt mit niemandem darüber gesprochen, aber auf Dads Laptop, da hab ich was Merkwürdiges gefunden.« Ich erzählte ihr, was ich in der Chronik entdeckt hatte.

»Kinderprostitution?«

»Ja.«

»Das ist schon irgendwie sonderbar.«

»Ja.«

Julie schüttelte energisch den Kopf. »Ich kannte deinen Dad ja nicht, Ray. Aber warum machst du dir darüber Gedanken? Glaubst du, dein Vater war irgendwie seltsam veranlagt?« Dann wurde ihr bewusst, was sie da womöglich angedeutet hatte. »Mensch, du glaubst doch nicht, dass dein Vater sich an Thomas vergangen hat, als er noch ein Kind war? Glaubst du, dass er das meinte, als er sagte, er könne verstehen, wenn ihm Thomas ihm nicht verzeihen wolle?«

»Hier einen Zusammenhang zu konstruieren ist schon ziemlich gewagt«, sagte ich, »aber wenn man nichts in der Hand hat, kann einem die Phantasie schon mal durchgehen.«

»Hat dein Vater mal bei dir, hat er es je —«

»Nie«, sagte ich. »Nicht ein einziges Mal.«

»Dann kann es das nicht sein«, sagte Julie mit einer Endgültigkeit, die mich rührte. Sie verteidigte meinen Vater, ohne ihn überhaupt gekannt zu haben. »Was noch?«, fragte sie. »Du hast noch was auf dem Herzen, ich seh's dir an.«

»Es ist ... ach, nichts.«

»Sag's mir. Du schleppst das alles mit dir rum und hast niemanden, mit dem du darüber reden kannst. Also, was ist es?«

Ich schüttelte den Kopf und blickte zu Boden. »Wie Dad ums Leben gekommen ist, das ist mir irgendwie nicht ganz geheuer.«

»Wie, nicht ganz geheuer?«

»Es ist nur ... also gut ... angeblich ist er mit dem Traktor umgekippt, und der ist auf ihn gefallen. Und so war's ja wohl auch.«

»Und wo ist dann das Problem?«

»Niemand hat den Traktor angerührt. Er stand noch immer hier unten am Bach. Richtig rum natürlich, denn Thomas, konnte ihn selbst aufrichten, noch bevor der Notarzt kam.«

»Das kapiert ich jetzt nicht.«

»Ich wollte den Traktor in die Scheune zurückbringen und bin hier runtergekommen, um zu sehen, ob er anspringt. Und er ist angesprungen. Außerdem war die Zündung ausgeschaltet und dieses Ding, in dem die Schneidmesser drinnen sind, das Mähwerk, war hochgeklappt, als ob Dad aufgehört hätte zu mähen.«

Julie dachte nach. »Dann glaubst du also, der Traktor ist erst umgekippt, als er ihn schon ausgeschaltet hatte.«

Ich nickte. »Genau.«

»Könnte es nicht so gewesen sein? Der Traktor hat irgendwie gesponnen, und dein Dad ist stehen geblieben, um zu sehen, was los ist. Ich hab keine Ahnung von Rasentraktoren, aber wenn sich irgendwas in den Messern verfängt, müsste man da den Motor nicht abstellen, um nachzusehen? Und das Dingsda mit den Messern, müsste man das nicht vielleicht anheben, um drunterschauen zu können?«

Ich hatte das Gefühl, als hätte mir jemand mit einem Kantholz eins übergezogen. Ich lachte, legte Julie die Hände auf die Schultern und sagte: »Du bist ein Genie.«

»Wieso das?«

»Ich glaube hier schon an das perfekte Verbrechen und werde halb wahnsinnig, und dabei ist es so simpel.«

»Ach«, sagte Julie mit gespielter Kränkung. »Da musste also erst ein richtiger Gipskopf ran?«

»Nein, nein. Aber du hast recht. Er mäht vor sich hin und erwischt einen Stein oder ein Stück Holz. Will nachsehen, ob die Messer blockiert sind, macht den Motor aus, klappt das Mähwerk hoch und steigt ab. Aber beim Absteigen, oder beim Wiederaufsteigen beugt er sich zu sehr hangabwärts, der Traktor kippt um und fällt auf ihn drauf.«

Wäre es nicht so tragisch gewesen, hätte ich mich direkt freuen können, dass ich das Rätsel endlich gelöst hatte. Oder jemand es für mich gelöst hatte.

»Klingt absolut schlüssig«, sagte ich und umarmte Julie.

»Was dachtest *du* denn, dass passiert ist?«

»Ich dachte, er ist vielleicht stehen geblieben, weil ihm jemand von oben zugewinkt hat. Er hat den Motor abgestellt und das Mähwerk hochgeklappt, weil er zum Haus hoch wollte. Ich dachte, keine Ahnung, dass da oben jemand war, der gesehen hat, was passiert ist, aber nichts getan hat. Nicht den Rettungsdienst gerufen oder so.«

»Jemand wie Thomas«, sagte Julie leise.

Ich seufzte und senkte den Kopf. Ich schämte mich. »Es ist mir durch den Sinn gegangen. Dass er vielleicht aus dem Haus gekommen ist, weil er etwas mit Dad besprechen wollte, und dann geschah dieser Unfall. Mensch, bin ich ein Rindvieh. Als ob ich nicht schon genug Sorgen hätte, muss ich auch noch welche dazuerfinden.«

»Vielleicht ist es mit dem, was du auf dem Laptop von deinem Vater gefunden hast, genauso. Es gibt für vieles eine einfache Erklärung. Es sieht nur kompliziert aus, wenn man nicht weiß, was dahintersteckt.«

Ich nahm Julie wieder in den Arm. Diesmal hielt ich sie fest. »Ich weiß, ich wiederhole mich, aber: Danke.«

»Warte, bis du meine Rechnung bekommst.« Sie legte den Kopf an meine Brust. »Hör mal, ich muss jetzt zurück in die Redaktion und ein paar Sachen schreiben, die nichts mit dir und Thomas und eurer großen internationalen Verschwörung zu tun haben. Dann kümmere ich mich um diese Sache in Florida.«

»Und ich? Soll ich irgendwas unternehmen?«

»Wenn du mich fragst ... ganz ehrlich: nein. Vorläufig wenigstens. Wart ab, was dein Anwalt bei Duckworth ausrichtet, und ich schaue, was ich rausfinde. Du bleibst am besten hier und passt auf, dass Thomas nicht irgendwen vom Eiffelturm fliegen sieht oder so was.«

»Mach bloß keine Witze. Und nachher? Kommst du wieder her?«

»Nicht zum Abendessen. Deine Küche ist keine Offenbarung, weißt du? Vielleicht komm ich so gegen elf. Ich muss über die Stadtratssitzung berichten. Wenn ich das abgeliefert habe, komme ich und bringe eine Flasche Wein mit. Dann können wir's ja noch mal mit der Bettakrobatik versuchen.«

»Das würdest du dich echt noch mal trauen?«

Julie lächelte. »Gefahr ist mein Lebenselixier.«

Ich brachte sie zu ihrem Wagen, küsste sie durchs offene Fenster und sah ihr nach, bis sie um die Ecke verschwunden war. Dann ging ich zu Thomas, der gerade

Stuttgart erkundete. »Ich weiß nicht, was ich zum Mittagessen machen soll. Vielleicht Sandwich mit Speck, Salat und Tomate.«

»Wie du willst«, sagte mein Bruder und starrte weiterhin auf seinen Bildschirm.

Ich holte Speck, Salat, Tomaten und Mayonnaise aus dem Kühlschrank und wollte gerade den Speck braten, da merkte ich, dass wir gerade noch zwei Stück Brot hatten.

»Mist«, sagte ich und fragte mich, ob es in Promise Falls wohl eine Pizzeria gab, die so weit ins Umland lieferte.

Da klopfte es an der Haustür.

»Lieber Gott«, betete ich leise, »mach, dass es nicht wieder das FBI ist.«

Einundfünfzig

Lewis' Maschine landete früher als Nicoles. Damit hatte er Zeit, einen weißen Kastenwagen zu mieten. Zweisitzige Fahrerkabine und Laderaum. Nicole verkündete gleich bei ihrer Ankunft, sie brauche einen neuen Eispick. Ins Flugzeug konnte sie ihr Werkzeug nicht mitnehmen, also musste sie immer wieder Nachschub kaufen. Lewis nutzte die Gelegenheit, um Klebeband und Umzugsdecken zu besorgen.

Sie parkten vor dem Haus. Es war noch hell.

»Wir holen ihn also nur ab«, sagte Nicole.

Lewis, der am Steuer saß, deutete mit einer Kopfbewegung auf den leeren Laderaum. »Ja. Mein Boss möchte ihm ein paar Fragen stellen.«

Nicole nickte. Ein paar Minuten lang sagte keiner ein Wort. Schließlich sagte Nicole: »Ich weiß, du bist sauer. Das Ganze ist nicht gerade optimal gelaufen.«

»Nein, verdammt.«

»Aber wenn wir uns diesen Typ geschnappt haben, dann ist doch alles erledigt.«

»Hoffentlich«, sagte er. »Kommt auf die Antworten an, die wir von ihm bekommen.«

Nicole sah zu dem Haus auf der anderen Straßenseite hinüber. »Jedenfalls bin ich dann raus.«

»Na ja, wenn die Befragung beendet ist, müssen wir ihn irgendwie loswerden. Wir sind hier schließlich nicht beim Angeln. Fangen und wieder freilassen ist nicht.«

Nicole warf ihm einen Blick zu. »Aber danach sind wir quitt.«

»Klar.«

Nicole sah wieder zum Haus hinüber. »Wie willst du vorgehen? Klopfst du vorne und ich komm hinten rum?«

»Ich sehe keinen Grund, warum wir nicht beide zur Vordertür gehen sollten. Sehen wir vielleicht gefährlich aus?« Er grinste sie an. »Wir sind doch ein hübsches Paar. Wir haben uns verfahren. Wir brauchen ein Telefon. Sobald er die Tür öffnet, gehen wir beide rein.«

Nicole klopfte wie zur Bestätigung auf den Eispick, der in ihrem Stiefel steckte. Lewis suchte zwischen den Sitzen nach seinem Rucksack. Darin waren ein paar Dinge, die er vielleicht brauchen würde, einschließlich des Klebebands.

»Los geht's«, sagte er.

Sie stiegen aus, überquerten die Straße und gingen zum Haus. Lewis stieg als Erster die Verandastufen hoch, wartete aber, bis Nicole neben ihm stand, ehe er klopfte.

Zweiundfünfzig

Es war nicht das FBI.

Vor der Tür stand Marie Prentice, gebeugt vom Gewicht der dunkelblauen Tasche mit dem breiten Riemen, die sie in der Hand hielt. Sie hatte die Größe eines Picknickkorbes und sah aus wie eine Isoliertasche. Ich fragte mich, ob Marie allein gekommen war oder ob Len im Wagen auf sie wartete. Doch ein Blick auf den Wagen, der neben meinem parkte, verriet mir, dass nur sie hergekommen war.

»Wenn ihr Jungs nicht zum Essen kommt«, sagte Marie, »muss das Essen eben zu euch kommen. Nicht zu fassen, dass ich so lange gebraucht habe, aber manchmal fehlt mir einfach jede Energie.« Wärme und das Aroma von Gewürzen und Käse schlugen mir entgegen.

»Marie«, sagte ich. »Das hätten Sie wirklich nicht tun sollen.«

»Hat gar keine Umstände gemacht.«

»Lassen Sie mich Ihnen die abnehmen, die sieht schwer aus.« Ich ergriff den Riemen und löste die Tasche aus Maries Hand. »Das riecht ja wunderbar. Kommen Sie rein.«

Ich mochte zwar ihren Mann nicht besonders, aber gegen Marie hatte ich nichts, und ich wollte sie nicht beleidigen. Außerdem hatte ich Hunger.

»Ich wollte gerade eine Pizza bestellen«, sagte ich zu ihr.

»Ach, das ist doch nichts Gescheites.«

Ich stellte die Tasche auf den Tisch und öffnete den Reißverschluss. »Was ist es denn, Marie?«

»Mein eigenes Rezept.« Sie klang ein wenig außer Atem. »Na ja, nicht ganz. Ich meine, eigentlich stammt es aus einer Kochshow. Und statt Thunfischsteaks habe ich Thunfisch aus der Dose genommen, das ist nämlich der einzige, den Len isst, und die haben da dann noch alles Mögliche dazugetan wie Linsen und Wasabipulver. Ich habe Erbsen und Nudeln untergemischt. Also wenn man's genau nimmt, dann haben die beiden Rezepte wahrscheinlich außer dem Thunfisch nicht viel gemeinsam.«

»Sieht köstlich aus«, sagte ich. »Die Form ist noch heiß. Kommt das frisch aus dem Ofen?«

»Ja. Wo ist denn Thomas? Oben?«

»Genau«, sagte ich, machte aber keine Anstalten, ihn zu holen. Ich hatte Bedenken, dass ihn Maries Besuch nach seinem Zusammenstoß mit Len aufregen könnte.

»Meinst du, er will vielleicht runterkommen und probieren?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann würde ich ihn im Moment gern in Ruhe lassen«, sagte ich. »Aber ich werde ihm natürlich sagen, dass wir das Essen Ihnen verdanken.«

»In der Tasche sind auch noch ein paar Brötchen«, sagte sie und klang auf einmal nicht mehr ganz so fröhlich. »Weißt du, ich bin auch deshalb gekommen, um mich bei ihm zu entschuldigen. Und bei dir. Dafür, wie Len sich letzts benommen hat.«

»Len und ich haben das schon geklärt«, sagte ich. »Schwamm drüber.«

»Ich habe euch im Keller gehört, und er hätte wirklich nicht so über deinen Bruder reden dürfen. Auch wenn Thomas ein bisschen anders ist, so etwas hätte Len nicht zu dir sagen dürfen.«

»Und Thomas hätte ihn nicht schlagen dürfen«, erwiderte ich. »So hat jeder sein Fett wegbekommen.«

»Len hat es nur gut gemeint«, fuhr Marie fort. »Es ist eigentlich meine Idee gewesen. Ich hatte vorgeschlagen, dass er Thomas mal loseist, mit ihm irgendwohin zum Mittagessen geht oder ihn zu uns nach Hause mitbringt. Eigentlich wollte er ja euch beide besuchen, aber du warst unterwegs.«

»Genau.«

»Wo warst du denn? In New York?«

»Ja, Marie.«

»Len versteht einfach nicht, warum Thomas so ist, wie er ist. Das musst du ihm nachsehen. Len denkt halt, man muss sich nur zusammenreißen, weißt du? Ich glaube nicht, dass er versteht, dass manche Menschen anders sind. Und dass sie nicht anders können. Er denkt, wenn er etwas kann, dann müssen alle anderen das auch können. Manchmal ist er auch mit mir so. Er sagt: ›Jetzt sei doch nicht immer so müde. Das ist doch nur eine Kopfsache. Fahr mit mir weg.‹ Aber es ist keine Kopfsache. Es ist eine Krankheit. Du kannst auf der Website der Mayo Clinic nachlesen. Darf ich mich setzen? Ich werde so schnell müde beim Stehen.«

»Entschuldigen Sie«, sagte ich und zog einen der Küchenstühle unter dem Tisch heraus. Sie setzte sich und ließ die Arme zu beiden Seiten herabhängen.

»Es geht gleich wieder. Daheim in meiner Küche habe ich einen Stuhl gleich neben dem Herd, da kann ich mich jederzeit hinsetzen und dabei noch umrühren.«

»Ich stelle das in den Ofen, damit es warm bleibt«, sagte ich und schob die Form auf der mittleren Schiene in die Backröhre.

»Er versteht nicht, dass ich nicht alles tun kann, was er will«, sagte Marie. Dann ging ihr auf, dass ihre Bemerkung verschiedene Interpretationen offenließ, und sie wurde rot. »Ich meine, du weißt schon, Reisen und so. Er reist furchtbar gern, aber ich eben nicht. Und ich sage ihm auch immer, wenn du wegfahren willst, dann mach das und amüsier dich gut. Beim ersten Mal dachte ich noch, er tut es eh nicht, aber er hat jemanden gefunden, der mit ihm fuhr, und weg war er. Und es hat ihm so gefallen. Da konnte ich doch nicht nein sagen, als er wieder loswollte.«

»Tja«, sagte ich. Mehr fiel mir dazu nicht ein.

»Und ich glaube auch keine Sekunde, was Len über Thomas gesagt hat.«

»Und was wäre das, Marie?«

»Er kann uns doch nicht hören, oder?«, fragte sie besorgt.

»Nein.«

»Len hat gesagt, dass die Polizei Thomas ganz genau unter die Lupe nehmen würde, sollte es mal eine Untersuchung geben, wie dein Vater umgekommen ist.«

»Warum das denn, Marie?«

»Len sagt, dass es zwar ziemlich riskant war, was dein Vater da beim Rasenmähen auf dem Steilstück machte. Aber er wusste genau, was er tat. Wenn aber die Polizei mal auf die Idee kommen sollte, dass vielleicht jemand bei ihm draußen war, der ihn mit diesem Traktor umgestoßen hat, dann bräuchten sie nicht lange zu suchen. Ich wiederhole nur, was Len sagt. Ich dachte, vielleicht hat er zu dir dasselbe gesagt, bevor ich die Kellertür aufmachte, und ich wollte dir sagen, dass es mir sehr leidtäte, wenn er das getan hat. Ich glaube nämlich nicht, dass Thomas so was tun würde. Im Grunde ist er ein guter Junge. Wie hoch du hast den Ofen eingestellt? Lass ihn nicht zu heiß werden, maximal hundert Grad. Und zehn Minuten reichen.«

Ich folgte ihren Anweisungen.

Ich hatte gedacht, ich hätte das endlich abgehakt, die Sache mit dem abgestellten Motor und dem hochgeklappten Mähwerk. Julies Interpretation hatte sehr plausibel geklungen. Doch jetzt kamen mir wieder Zweifel, ob beim Tod meines Vaters vielleicht doch jemand die Finger im Spiel gehabt hatte.

Von Len hatte ich allerdings keine hohe Meinung, und dass er und ich ausgerechnet bei dieser Angelegenheit auf einer Wellenlänge sein sollten, ließ mich meine Zweifel fast wieder vergessen. Wieso war er überhaupt auf so eine Idee gekommen? Meine Phantasie war ja erst mit mir durchgegangen, nachdem ich den Traktor inspiziert hatte. Soweit ich wusste, hatte Len den Traktor aber gar nicht gesehen, solange er noch unten am Bach stand.

Stützte sich seine Meinung auf das, was mein Vater ihm erzählt hatte? Wenn ja, dann war es aber ein weiter Sprung von einem unbedachten Schubs auf der

Treppe hin zu einem gezielten Stoß, um jemanden mit dem Traktor umzuwerfen. Insbesondere, wenn dieser Jemand der eigene Vater war.

Oder führte Len etwas ganz anderes im Schilde? Glaubte er, was er sagte, oder wollte er Thomas nur Ärger machen? Aber warum sollte er? Wollte er Marie irgendwelche Flausen in den Kopf setzen? Wenn ja, warum?

»Len war leider immer schon schnell mit seinem Urteil über andere zur Hand«, fuhr Marie fort. »So ist er halt. Du solltest mal hören, wie er über die Leute in Thailand redet. Sie sind ja ganz nett, aber sie fahren nicht Auto wie Amerikaner, ihre Bauvorschriften sind nicht wie unsere, und die politische Stabilität lässt auch manchmal zu wünschen übrig. Er sagt, die sollen doch endlich mit dem kleinlichen Hickhack aufhören und das Land ordentlich regieren. Und für Monarchien hatte Len auch noch nie viel übrig. Es will ihm nicht einleuchten, dass jemand ein Land regieren darf, nur weil er in die richtige Familie hineingeboren wurde. Aber es hält ihn nicht davon ab, wieder hinzufliegen, auch ohne mich.«

Thailand.

Schon seit Jahren hatte ich immer wieder Freunde schwärmen hören, wie herrlich es dort sei. Eines der schönsten Länder überhaupt. Tolles Klima, üppige Vegetation, spektakuläres Nachtleben, jahrhundertealte Kultur, phantastisches Essen. Aber jeder Reiseort hat auch seine Probleme. Paris hat seine Taschendiebe und unvorhersehbaren Streiks. London ist teuer und immer wieder das Ziel von Terroranschlägen. Vor ein paar Jahren hatte es da doch diese Bomben in Bussen und in der U-Bahn gegeben. Moskau dito. Mexiko hat seine Drogenkriege. In einigen der schönsten Städte Amerikas tobten brutale Bandenkriege.

Was hatte ich noch mal über Thailand gehört? Klar, die politischen Unruhen, die Marie gerade erwähnt hatte. Aber da war noch etwas.

Prostitution. *Kinderprostitution.*

Ich fragte mich, ob Maries Energielosigkeit der wahre Grund war, dass Len solche Reisen ohne sie unternahm.

Dreiundfünfzig

Man sollte meinen, das wäre das Erste, was einer überprüft«, sagte Nicole. Sie saß auf dem Beifahrersitz, die Füße gegen das Armaturenbrett gestützt. Den Eispick balancierte sie zwischen den Zeigefingern.

Lewis schwieg.

»Ich hätte mich vielleicht erst mal schlaugemacht, ob unser Mann sich tatsächlich gerade in Burlington, Vermont, aufhält, bevor ich hier raufgejettet wäre. Ist aber nur meine ganz persönliche Meinung.«

»Aber es war das richtige Haus«, sagte Lewis mit zusammengebißenem Zähnen. Der Van fuhr mit hundertdreißig Sachen durch die Nacht, und es fühlte sich an, als würde er jederzeit abheben. Sie rasten Richtung Westen. Lewis schätzte, dass sie zwei Stunden brauchen würden, um an ihr neues Ziel zu gelangen, vielleicht sogar mehr.

Als sie vor Ray Kilbrides Haustür gestanden und darauf gewartet hatten, dass ihnen jemand öffnete, wurde eine betagte Nachbarin auf sie aufmerksam, die sich als Gwen vorstellte. Sie sammelte Rays Post ein und alles, was an Werbung bei ihm landete. Rays Vater sei gestorben, und er sei nach Promise Falls gefahren, um sich dort um alles zu kümmern, auch um seinen Bruder.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, hatte sie gefragt.

»Moment mal«, hatte Nicole gesagt. »Sie sagen, hier wohnt jemand, der Ray heißt?«

»Ja, das stimmt.«

Nicole hatte sich zu Lewis gedreht und gesagt: »Ich hab dir doch gesagt, das ist das falsche Haus. Wir gehören ans andere Ende der Stadt.«

Lewis hatte die Achseln gezuckt. »Ich bin ein Idiot.«

»Sie wollen also gar nicht zu Ray?«, hatte die Nachbarin gefragt.

Sie hatten verneint, waren in den Wagen gestiegen und hatten sich auf den Weg nach Promise Falls gemacht.

Unterwegs mokierte sich Nicole über Lewis' Missgriff. Sie wollte ihn aus der Reserve locken. Auf die Palme bringen. Sehen, wie wütend er werden würde.

Das würde einen Hinweis geben auf seine Absichten.

»Ich wäre ja nicht durch die Vordertür gegangen. Ist doch meist besser, man schleicht sich ins Haus und überrumpelt die Leute.«

Lewis umklammerte das Lenkrad. »Ja, wahrscheinlich hast du recht. Ab jetzt machen wir's auf deine Art.«

Die freundliche Tour also.

Da wusste sie, dass er sie umbringen würde, wenn alles vorüber war. Er war freundlich, um sie in Sicherheit zu wiegen.

Es wäre leicht, ihm zuvorzukommen. Sie konnte ihm den Eispick während der Fahrt in den Hals stoßen, dann das Lenkrad packen, auf die Bremse steigen. In einem großen Wagen wie dem hier war es kein Problem, auf den Fahrersitz zu rutschen.

Nicole wusste, es würde ihr gelingen.

Doch sie musste bis zum Ende dranbleiben. Sie musste genauso wie Lewis und seine Leute wissen, was Sache war. Ob Kilbride für sie ein ebenso großes Risiko war wie für ihre Auftraggeber. Und dann musste sie sich darüber klarwerden, welches Risiko ihre Geschäftspartner – nicht nur Lewis – darstellten. Ob sie ihretwegen etwas unternehmen musste. Denn sie hatte die Schnauze voll. Sie war es leid. Sie hatte endgültig genug.

Irgendetwas war in diesem Keller in Chicago mit ihr passiert. Als sie die Frau dieses Typen von Whirl360 getötet hatte. Nicole wollte von Männern wie Lewis keine Anweisungen mehr entgegennehmen.

Das hier würde sie noch bis zum Schluss durchziehen und Lewis dabei nicht aus den Augen lassen. Eine wichtige Vorsichtsmaßnahme hatte sie zumindest getroffen, um ihm nicht ganz ausgeliefert zu sein.

»Vielleicht können wir kurz irgendwo haltmachen und einen Kaffee trinken. Geht auf mich.«

O ja, er würde sie definitiv umbringen.

Vierundfünfzig

Schmeckt gut«, sagte Thomas und schaufelte sich noch eine Gabel voll Thunfischauflauf in den Mund.

»Ja, nicht schlecht«, sagte ich. Doch mit Marie war auch mein Appetit verschwunden. Mir ging nicht aus dem Kopf, was Len zu ihr gesagt und sie mir weiter erzählt hatte. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass er etwas ausheckte. Dass er Thomas etwas anhängen wollte, das der nicht getan hatte.

»Davon nehm ich mir noch was«, sagte Thomas.

»Mach das. Und hinterher könntest du vielleicht abräumen.«

»Findest du das in Ordnung?«, fragte er.

»Wie meinst du das? Natürlich finde ich das in Ordnung.«

»Aber du hast das Essen ja gar nicht gemacht. Ich dachte, du machst Essen, und ich räume ab. Oder ich mache Essen, und du räumst ab. Aber Marie hat das Essen gemacht.« Er schaufelte noch mehr in sich hinein.

»Wenn ich deine Logik also richtig verstehe«, sagte ich, »dann heißt das: Wenn jemand uns etwas von unserer Hausarbeit abnimmt, dann ist das, was übrig bleibt, immer noch meine Arbeit?«

Er kaute langsam, als lege er sich ein Argument zurecht. »Na ja«, sagte er, »so habe ich das zumindest verstanden.«

»Dann sollten wir vielleicht alle beide abräumen«, sagte ich. »Wie wär's damit? Du räumst den Tisch ab und stellst die Sachen in den Geschirrspüler, und ich mach diese Auflaufform sauber. So, wie du reinhaust, wird eh nichts übrigbleiben.«

»Einverstanden«, sagte er.

Zehn Minuten später standen wir Seite an Seite an der Arbeitsplatte. Ich ließ Wasser in die Spüle ein, und Thomas räumte Gläser und Besteck in den Geschirrspüler. Wir streiften einander immer wieder und hatten sogar so etwas wie einen gemeinsamen Rhythmus. Wir redeten nicht miteinander, trotzdem fühlte ich mich ihm so nahe wie in den ganzen Tagen seit meiner Ankunft nicht.

Aber später, als er den Tisch abwischte, fragte Thomas mich: »Kennst du das Gefühl, dass jemand, der mal dein Freund war, gar nicht mehr dein Freund ist?«

Dabei sah er nicht mich an, sondern konzentrierte sich darauf, den Tisch blitzblank zu wischen.

»Ja, das ist mir schon ein paarmal passiert. Von wem reden wir hier?«

»Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf.«

»Das geht schon klar. Wenn du's mir nicht sagen darfst, wem dann?«

Er sah mich an. »Vom Präsidenten«

»Clinton?«

Thomas nickte, kam herüber, spülte den Wischlappen aus und hängte ihn über den Wasserhahn. »Er war immer nett zu mir, aber die letzten beiden Male war's irgendwie anders.«

»Wie anders?«

»Ich weiß auch nicht. Er setzt mich ziemlich unter Druck.«

»Vielleicht solltest du nicht mehr mit ihm reden.«

»Wenn sich ein Präsident bei einem meldet, muss man doch mit ihm reden«, sagte Thomas.

»Na ja, da hast du wahrscheinlich recht.«

»Aber er sagt, ich darf über bestimmte Dinge nicht sprechen. Die haben aber mit meiner Aufgabe gar nichts zu tun.«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Möchtest du mit Dr. Grigorin darüber reden? Morgen vielleicht? Ich könnte versuchen, kurzfristig einen Termin zu bekommen.«

»Das wär nicht schlecht«, sagte er. »Ich mag nicht, wenn der Präsident sagt, ich stehe als Schwächling da.«

»Als Schwächling?«

»Na, weil ich zum Beispiel über bestimmte Sachen rede, und das ist nicht gut für mich. Nicht mal dir darf ich davon erzählen.«

»Was erzählen?«

»Von damals, als ich an dem Fenster stand. Als ich dir zuwinkte, und du mich nicht gesehen hast. Weil du nicht nach oben geschaut hast.«

Wir standen nebeneinander an die Arbeitsplatte gelehnt. »Wann war das, Thomas?«

»An dem Tag, an dem du mich gesucht hast. Wo du mein Fahrrad in dieser Seitengasse gefunden hast. Erinnerst du dich?«

»Ja«, sagte ich. »Ich bin die ganze Stadt abgeradelt. Ich hab sogar nach dir gerufen.«

»Ich hab dich gehört«, sagte Thomas leise. »Da konnte ich mich losreißen und zum Fenster laufen. Ich wollte dich rufen, aber ich wusste, das würde ihn wütend machen. Aber wenn du mich gesehen hättest, dann hätte Dad mir geglaubt.«

»Dich losreißen? Thomas, was war da los?«

»Er hat mir weh getan«, sagte er. Er fasste sich kurz an den Hosenboden. »Hier hinten.«

Ich legte Thomas beide Hände auf die Schultern und drückte sie. »Erzähl mir, was passiert ist. Jemand hat dir was getan? Wer? Wer hat dir weh getan?«

»Dad hat sich so aufgeregt«, sagte Thomas. »Er ist so wütend geworden, als ich es ihm erzählt hab. Er hat gesagt, ich soll aufhören, Sachen zu erfinden. Er hat gesagt, wenn ich noch einmal darüber rede, dann wüsste er nicht, was er täte. Aber ich wusste, es wäre etwas ganz Schlimmes. Vielleicht würden er und Mom mich weggeben. Und darum hab ich nie darüber geredet.«

Ich umarmte ihn. »Thomas, es tut mir ja so leid.«

»Und ich glaube ... ich glaube, ich kann jetzt darüber reden. Aber der Präsident sagt, ich darf nicht. Er sagt, wenn ich es irgendjemandem erzähle, passiert was Schlimmes.«

»Würdest du's Dr. Grigorin erzählen?«

»Ich wollte, aber dann hab ich's doch nicht getan. Weißt du, wem ich's erzählen würde?«

»Wem?«

»Julie.«

»Julie würdest du's erzählen?«

Er nickte. »Sie ist nett zu mir. Sie redet mit mir wie mit einem ganz normalen Menschen.«

»Gut, sie kommt heute Abend noch mal vorbei, ziemlich spät zwar, aber ich bin sicher, sie wird mit dir reden.«

»Kommt sie wieder, damit sie mit dir Sex haben kann?«, fragte er.

»Erst mal nicht, würde ich sagen.« Ich musste lächeln. »Ich glaube, es wäre gut, wenn du mit ihr redest. Wirklich. Darf ich dabei sein, oder möchtest du lieber mit ihr allein reden?«

Er überlegte. »Sie würde es dir später sowieso erzählen, oder?«

»Wenn du sie bittest, es nicht zu tun, dann glaube ich nicht, dass sie's tun würde.«

Er sah zu Boden. Überlegte wieder. »Ich hätte nichts dagegen, wenn du dabei wärst.«

»Gut. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis sie kommt. Möchtest du fernsehen oder so?«

»Nein. Ich muss wieder an die Arbeit. Auch wenn ich nicht mag, wie der Präsident in letzter Zeit zu mir ist, meine Arbeit muss ich trotzdem machen.«

»Klar.«

»Aber bevor Julie kommt, möchte ich ein paar Bilder holen, um sie ihr zu zeigen.«

»Was für Bilder?«

»Unsere Fotoalben. Damit sie weiß, wie ich früher ausgesehen habe. Und wie du ausgesehen hast. Sie sind im Keller.«

»Wenn du willst. Du weißt, wo sie sind?«

Er nickte, dann ging er hinauf in sein Zimmer. Ich setzte mich auf die Veranda. Fast eine halbe Stunde blieb ich da, bis es so dunkel war, dass man die Sterne sehen konnte. Schließlich ging ich hinein und hockte mich vor die Glotze. Ich zappte mich durch alle Kanäle, aber nichts konnte meine Aufmerksamkeit fesseln. Kein Wunder. Ich hatte andere Dinge im Kopf. Ich dachte an Julie. An meinen Vater. An Len Prentice.

An ein Gesicht am Fenster und zwei Tote in Chicago. Und an die verstorbene Allison Fitch.

Daran, dass ich mich mit solchen Dingen nicht beschäftigen müsste, wenn mein Bruder ein anderes Hobby hätte. Briefmarkensammler wurden nie Zeugen eines möglichen Mordes. Wenigstens soweit ich wusste. Gartenliebhaber und Bastler wahrscheinlich auch nicht.

Ich hätte gerne gewusst, ob Harry Peyton schon mit diesem Duckworth gesprochen hatte. Barry Duckworth. Warum hatte ich noch von keinem der beiden gehört? Weil Harry ihm schon alles erzählt hatte und Duckworth jetzt gerade recherchierte? Oder weil Duckworth sich alles angehört und dann gesagt hatte, das sei der größte Schwachsinn, der ihm je untergekommen sei.

Ich sah keinen Grund, warum ich das nicht selbst herausfinden sollte.

Ich schaltete den Fernseher aus, nahm das Laptop und suchte die Polizei von Promise Falls. Ich fand eine Büronummer und wählte.

»Polizei Promise Falls«, sagte eine Frauenstimme.

»Ich hätte gerne mit Detective Duckworth gesprochen.«

»Ich glaube, er ist schon nach Hause gegangen«, sagte sie. »Wer spricht denn?«

»Ray Kilbride.«

»Ich seh mal nach.« Während ich wartete, kam Thomas die Treppe herunter.

»Was machst du?«, fragte ich mit der Hand über der Sprechmuschel.

»Ich geh die Fotoalben suchen«, sagte er und verschwand im Keller.

»Hallo?«, sagte die Frau von der Zentrale. »Mr. Kilbride?«

»Ja?«

»Ich habe Detective Duckworth zu Hause erreicht. Bleiben Sie dran, ich verbinde Sie.« Es gab eine Pause, dann sagte jemand: »Ja, bitte?«

»Hallo? Detective Duckworth?«

»Wer spricht da? Sie haben gesagt, Sie heißen Kilbride?«

»Genau.«

»Soll das ein Witz sein? Doch nicht Adam Kilbride?«

»Nein, Sir. Ich bin sein Sohn.«

»Welcher Sohn?«

»Ray.«

»Ah ja. Sie sind der aus ... wo wohnen Sie noch mal? Irgendwo in Vermont, oder?«

»Burlington.«

»Und Thomas, das ist Ihr Bruder?«

»Ja.« Ich nahm an, er wusste das alles von Harry Peyton.

»Verzeihen Sie mir wegen eben«, sagte er. »Mich hat's nur fast umgehauen, als die Zentrale mich anrief und sagte, Mr. Kilbride wolle mich sprechen. Das mit Ihrem Dad tut mir leid.«

»Ja, danke. Und danke, dass Sie Zeit für mich haben. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Ich stecke hier in einem ziemlichen Schlamassel, wie Sie vielleicht wissen.«

»Ja, Ihr Vater und ich, wir haben schon darüber gesprochen«, sagte Duckworth. Ich hatte das Gefühl, als habe jemand meinen Kopf in einen Farbmischer gesteckt. »Wie bitte?«, fragte ich. »Wann war denn das?«

»Vor zwei Wochen oder so«, sagte Duckworth.

Aus dem Keller schrie Thomas: »Ray!«

»Mein Vater hat vor zwei Wochen mit Ihnen gesprochen?«, fragte ich.

»Genau. Ist das nicht der Grund Ihres Anrufs?«

»Nein – ich meine, *ja*. Ich wollte nur mal nachfragen.«

»Ich habe Ihrem Vater gesagt, wenn er gerichtlich vorgehen will, würde es ziemlich schwierig werden, etwas zu beweisen.«

»Ray!«, rief Thomas wieder.

»Warte einen Moment!«, rief ich zurück. »Entschuldigen Sie. Mein Bruder sucht etwas im Keller. Sie sagten gerade, es würde schwierig, etwas zu beweisen.«

»Nach so langer Zeit. Und die Aussage Ihres Bruders wäre auch nicht ganz unproblematisch, das werden Sie sicher verstehen. Ihr Vater war sich dessen bewusst. Außerdem war er sich nicht wirklich sicher, ob er Ihrem Bruder das zumuten wollte. Netter Mann, Ihr Vater. Ich habe zwar nur dieses eine Mal mit ihm gesprochen, aber er scheint mir ein anständiger Kerl gewesen zu sein, ein guter Vater. Der es bestimmt nicht einfach hatte.«

»Detective Duckworth, Sie werden es nicht glauben, aber mir dämmert erst jetzt, wovon Sie eigentlich reden«, sagte ich. »Mein Bruder wurde missbraucht, stimmt's?«

»Ihr Vater hat Ihnen nichts davon gesagt?«

»Nein. Aber seit ich hier bin, seit Dad tot ist, habe ich einiges gehört, und ich frage mich, was da eigentlich los ist. Es betraf meinen Bruder, und es war so schlimm, dass mein Vater sich Sorgen machte, Thomas würde es ihm vielleicht nie verzeihen. Und ...« Ich überlegte, ob ich auch damit noch anfangen sollte, aber dann tat ich es einfach. »Mein Vater hatte auf dem Computer über Kinderprostitution recherchiert, aber ich weiß nicht, welche Seiten er sich dann tatsächlich angesehen hat. Mein Bruder hat die Chronik gelöscht, bevor ich es herausfinden konnte.«

»Ja, also ... das passt schon ins Bild«, sagte Duckworth. »Ich weiß nicht, ob ich überhaupt mit Ihnen darüber sprechen soll, Ray, und, ehrlich gesagt, es gibt da eine ziemlich wichtige Information, die Ihr Vater mir vorenthalten hat. Nämlich wer –«

»Ray!«

»Herrgott«, murmelte ich. »Haben Sie vielleicht eine Nummer, unter der ich Sie zurückrufen kann? In ein paar Minuten? Ich muss wirklich dringend mit Ihnen reden.«

»Klar.«

Ich holte mir einen Stift aus einer Küchenschublade und kritzelte die Nummer auf einen Schmierblock. »Ich rufe Sie gleich wieder zurück.«

»Ich bin da.«

Ich beendete das Gespräch und ließ das Telefon in der Küche liegen. Auf dem Weg zur Kellertür rief ich: »Herrgott noch mal, Thomas, ich war gerade am Telefon.« Ich ging die Treppe hinunter, konnte ihn aber nirgends sehen. Unser Keller war L-förmig, und wahrscheinlich stand er irgendwo hinter dem Knick.

»Wo bist du denn, verdammt noch mal?«

»Hier drüben«, sagte er.

Ich bog um die Ecke, und da stand er, die Augen vor Angst weit aufgerissen. Seine Arme waren nicht zu sehen, als hätte er die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Und er war nicht allein. Schräg hinter ihm stand eine Frau. Mit der linken Hand hatte sie Thomas an den Haaren gepackt. In der rechten hielt sie etwas, das wie ein Eispick aussah. Sie hielt ihm die Spitze vorne an den Hals, direkt unter dem Kinn.

Fünfundfünfzig

Sie sind also Ray«, sagte die Frau.

»Ja«, sagte ich. Ich konnte den Blick nicht von dem Ding in ihrer Hand wenden. Sie zog Thomas bei den Haaren. »Und der hier? Thomas? Das ist Ihr Bruder?«
»Ja.«

»Niemandem hier passiert was, Ray, wenn Sie keine Dummheiten machen.«

»Ja, gut«, sagte ich. »Bitte tun Sie ihm nichts.«

Thomas sah aus, als stehe er draußen in der Kälte. Er zitterte am ganzen Leib. Seine Hände konnte ich nicht sehen, aber ich hätte gewettet, dass auch sie zitterten. In unserem ganzen gemeinsam Leben hatte ich ihn noch nie so verängstigt erlebt.

»Ray, sag ihr, sie soll mich loslassen!«

»Kein Angst, Thomas, ich werde ihr geben, was sie will.«

»Das ist gut«, sagte die Frau. »Solange Sie kooperieren, ist alles bestens.« Mir fiel auf, dass sie eines dieser Bluetooth-Dinger im Ohr hatte, obwohl es in dem schulterlangen, blonden Haar fast nicht zu sehen war. »Du kannst reinkommen«, sagte sie, so, als spräche sie mit ihrer Schulter. »Wir sind im Keller.«

»Sagen Sie mir doch einfach, was Sie wollen.«

»Im Moment will ich, dass Sie still sind«, sagte sie. Sie hielt Thomas noch immer bei den Haaren gepackt, die Spitze des Eispicks drückte eine kleine Vertiefung in seinen Hals. »Gleich geht's weiter.«

Selbst hier im Keller konnte ich hören, wie ein Wagen sich dem Haus näherte. Ein entferntes Knirschen von Kies, dann das Öffnen und Schließen einer Autotür. Ungefähr dreißig Sekunden später ging die Haustür auf, und gleich darauf hörte ich jemanden hinter mir die Treppe herunterkommen. Ich drehte den Kopf. Der Mann trat in den Lichtkegel der nackten Glühbirne. Er war groß, kahl, untersetzt, seine Nase sah aus, als sei sie irgendwann einmal gebrochen worden.

Er sah mich an. »Sie sind also Ray Kilbride.«

»Ja.«

»Wer ist das?«

»Das ist der Bruder«, sagte die Frau. »Thomas.«

»Hallo, Thomas«, sagte der Mann mit ausdrucksloser Stimme. »Ich bin Lewis. Nicole haben Sie ja schon kennengelernt.« Beim Näherkommen entdeckte ich unter

seiner ledernen Bomberjacke eine Ausbeulung, die größer war als ein Eispick. Über der Schulter hatte er einen kleinen Rucksack hängen.

»Es gibt hier zwar nicht viel zu holen, aber bitte bedienen Sie sich«, sagte ich.

»Nicht meinen Computer!«, platzte Thomas heraus.

Lewis neigte den Kopf ein wenig, um mir in die Augen sehen zu können. »Sie glauben also, das ist ein Raubüberfall?«

»Meinen Computer bekommen Sie nicht«, wiederholte Thomas. »Sie können den von meinem Vater haben.«

»Was wollen Sie sonst von uns?«, fragte ich.

»Ich will, dass Sie die Hände auf den Rücken legen«, sagte Lewis. Er öffnete den Reißverschluss des Rucksacks und holte Doppelkabelbinder heraus, wie die Bereitschaftspolizei sie bei Einsätzen gegen Demonstranten als Handschellen verwendete.

»Bitte«, sagte ich. »Das ist ein Irrtum.«

»Wenn ich Sie noch einmal auffordern muss, die Hände auf den Rücken zu legen, wird meine Begleiterin Ihrem Bruder ein bisschen Luft in den Hals lassen.«

Seine Stimme besaß gelassene Autorität. Wie die eines Polizisten. Sollte er je einer gewesen sein, musste das schon länger her sein.

Ich legte die Hände auf den Rücken. Er streifte mir die schmalen Plastikreifen über beide Handgelenke und zurrte sie fest. Sie schnitten mir schmerzhaft ins Fleisch. Ich bewegte sofort die Finger und überlegte schon, wie lange es dauern würde, bis sie taub wurden.

»Alles klar, Lewis?«, fragte die Frau.

Es beunruhigte mich, dass es ihnen egal war, ob wir ihre Namen erfuhren. Ich versuchte mir einzureden, dass es vielleicht nicht ihre richtigen waren. Aber sehr wahrscheinlich war das nicht.

»Ja«, sagte er. Da nahm die Frau den Eispick von Thomas' Gurgel und ließ seine Haare los. Sie schubste ihn in meine Richtung.

»Ich habe Angst, Ray«, sagte er. Er hatte sich ein wenig gedreht, und ich sah, dass seine Hände wie meine gefesselt waren.

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich auch.«

»Nehmen wir sie beide mit?«, fragte Nicole Lewis.

»Gute Frage«, antwortete er. »Darüber muss ich erst nachdenken. Ich mach eine Runde durchs Haus und schau mal, ob womöglich noch jemand ist.«

Er ging wieder nach oben und ließ Thomas und mich mit Nicole allein.

»Hören Sie«, sagte ich, »wir sind —«

»Halten Sie den Mund.«

Zwei Minuten später war Lewis wieder da. Ratlosigkeit spiegelte sich in seiner Miene.

»Was soll die Deko im Obergeschoss?«, fragte er.

»Die Landkarten?«, fragte ich zurück.

»Ja. Und der Computer.«

»Die gehören mir«, sagte Thomas. »Sie haben sie hoffentlich nicht angefasst.«

»Ich denke, wir müssen die Party nach oben verlegen«, sagte Lewis.

Ich nickte. Ich stupste Thomas mit der Schulter an. »Gehen wir«, sagte ich. »Wir tun, was sie sagen, dann haben wir Ruhe.« Ich wusste nicht, was ich hätte tun sollen, außer lügen.

Thomas ging hinter Lewis die Treppen hoch, Nicole folgte mir. Thomas und ich sehr vorsichtig, weil wir uns nicht am Geländer festhalten konnten. Ich dachte daran, mich schnell umzudrehen und der Frau ordentlich ins Gesicht zu treten. Hätten wir's nur mit ihr zu tun gehabt, hätte ich's vielleicht auch versucht. Aber dann wäre da noch immer Lewis, und wenn diese Ausbuchtung in seiner Jacke eine Pistole war, wie ich vermutete, dann würde er kurzen Prozess mit uns beiden machen.

Nicole, die im Gegensatz zu Lewis den ersten Stock noch nicht gesehen hatte, sah sich verwundert um. Ein Flur, vollständig behängt mit Landkarten. Südamerika, Australien, Indien, aber auch detaillierte Stadtpläne von San Francisco, Kapstadt, Denver. Und das auf einer Länge von kaum mehr als einem halben Meter.

»Es kommt noch besser«, sagte Lewis und stieß die Tür zu Thomas' Zimmer auf.

Nicole ging als Erste hinein. Wortlos betrachtete sie die auch hier von oben bis unten mit Karten tapezierten Wände. Sie schien wie gebannt. Einmal streckte sie die Hand aus. Vor ihr hing eine Karte von Australien. Beinahe träumerisch berührte ihr Zeigefinger Sydney.

»Und schau dir das an«, sagte Lewis zu ihr. Er deutete auf die Computerbildschirme. Alle drei zeigten dieselbe Straße, jeder allerdings aus einem anderen Blickwinkel. »Wo ist das?«, fragte er mich.

»Keine Ahnung.«

»Lissabon«, sagte Thomas.

»Lissabon«, wiederholte Lewis. »Das ist Whirl360, stimmt's?«

Thomas nickte.

»Wessen Computer ist das?«

»Meiner«, sagte Thomas.

»Warum schauen Sie sich Lissabon an?«

»Ich schau mir alles an«, antwortete Thomas.

»Was meinen Sie mit alles?«

»Er meint alles«, sagte ich. »Er schaut sich Städte auf der ganzen Welt an.«

»Warum?«

»Das ist sein Hobby.«

Thomas sah mich scharf an. Offensichtlich fragte er sich, warum ich log. Dann sagte er zu Lewis: »Sie wissen es schon, nicht wahr?«

»Wie bitte?«

»Dass die Karten verschwinden werden, und ich den Leuten bei den Black Ops helfen werde.«

»Was ist das denn für'n Scheiß?«, fragte Nicole.

»Sie sind die Bösen«, sagte Thomas, als wären wir alle Kinder, die Räuber und Gendarm spielten.

Lewis grinste. »Kann schon sein. Dann will ich euch Jungs jetzt eins fragen: Wer von euch beiden hat sich die Orchard Street angeschaut?« Er sah mich an. »Ich dachte, Sie wären das gewesen, weil Sie an die Wohnungstür geklopft haben.«

Ich fröstelte. Langsam wurde mir klar, wie tief wir in der Patsche saßen.

»Die Nachbarin«, sagte ich.

Lewis schüttelte den Kopf. »Kamera mit Bewegungsmelder.«

Jetzt wussten wir's. »Oh«, sagte ich.

»Hab ein Foto von dem, was Sie in der Hand halten.«

»Oh«, sagte ich noch einmal.

»Also, wer war's?«

»Ich hab's gefunden«, sagte Thomas mit einem Anflug von Stolz in der Stimme. »Ich hab die Frau mit der Tüte auf dem Kopf entdeckt. Ray ist für mich hingefahren, um sich's vor Ort anzusehen.«

Lewis sah Nicole an und sagte: »Tja, ich glaube, damit ist deine Frage beantwortet.« Fragend zog sie die Augenbrauen hoch. »Ob wir einen oder beide mitnehmen«, fügte er hinzu.

Sechsfundfünfzig

Und was wir auch mitnehmen sollten, ist der hier«, sagte Nicole und deutete auf den Computer, der mit den drei Bildschirmen verbunden war.

»Gute Idee«, sagte Lewis.

»Nein«, protestierte Thomas. »Nein, nein!«

»Thomas«, sagte ich und stupste ihn wieder mit der Schulter an. »Hier steht mehr auf dem Spiel als der Computer.«

»Aber er gehört mir!«, sagte er. Entsetzt sah er zu, wie Lewis die Kabel herauszog. »Aufhören!«

»Sind Sie in der Lage, ihn zu bändigen?«, fragte Nicole mich ruhig.

»Ja. Lassen Sie mich kurz mit ihm reden.«

Nicole gestattete uns, ein paar Schritte beiseitezugehen. Ich stellte mich Thomas gegenüber und beugte den Kopf so weit vor, dass ich mit meiner Stirn seine beinahe berührte.

»Hör zu. Wir sind hier wirklich in der Klemme. Ich kann dir jederzeit einen neuen Computer besorgen. Einen, der viel mehr kann. Aber so weit kommen wir nur, wenn wir mit ihnen kooperieren. Verstehst du mich?«

»Aber es ist meiner«, sagte er.

»Es ist ganz wichtig, dass du die Nerven behältst, Thomas. Kannst du das? Für mich?«

Er hob den Kopf und sah mir in die Augen. »Du musst mir einen besorgen, der mindestens genauso schnell ist. Damit ich die Straßen schnell genug ablaufen kann.«

»Du bekommst einen noch viel schnelleren«, erwiderte ich. Und wusste bereits, dass ich dieses Versprechen nicht würde halten können.

Lewis zog den abgehängten Computer unter dem Tisch hervor und fragte mich. »Warum waren Sie dort?«

»Was?«

»Sie haben schon verstanden.«

»Mein Bruder hat mich gebeten nachzusehen. Er war auf der Website, hat was Komisches am Fenster gesehen und mich gebeten, es mir anzusehen, wenn ich in die Stadt fuhr.«

»Aha«, sagte Lewis. »Dann war das also nur ein riesengroßer, dummer Zufall?«

Ich lächelte nervös. »Mehr oder weniger.«

»Sie wollen mir wirklich erzählen, dass Sie bis nach New York fahren, nur weil Ihr Bruder beim Rumspielen am Computer das Ding am Fenster entdeckt hat?«

»Ja.«

Lewis sah Nicole an. »Mehr war da nicht. Nur ein harmloser kleiner Ausflug im Internet.«

»Super. Dann können wir ja beruhigt nach Hause fahren.«

»Genau«, sagte Lewis und trat zu mir. Sein Gesicht war meinem so nahe, dass ich seinen heißen Atem auf der Wange spürte. »Wenn wir da sind, wo wir gleich hinfahren, müssen Sie sich was Besseres ausdenken. Aber dazu haben Sie unterwegs ja genügend Zeit.«

»Wo fahren wir hin?«, fragte ich.

»Band«, sagte Nicole.

Lewis holte eine Rolle graues Gewebeband aus seinem Rucksack und warf es Nicole zu. »Bedien dich.«

»Es ist aber die Wahrheit«, sagte ich. »Genauso war's. Wir wissen von nichts.«

Nicole riss einen fünfzehn Zentimeter langen Streifen ab und klatschte ihn mir über den Mund.

»Nicht bei mir«, sagte Thomas, als Nicole ein zweites Stück abriss. »Bei mir nicht!«

Sie klebte ihm das Band über den noch halb geöffneten Mund. Ein Teil des Klebebands landete auf seiner unteren Zahnreihe. Thomas konnte den Kiefer noch bewegen.

»Scheiße«, fluchte Nicole und riss noch einen Streifen ab, um auch den Unterkiefer zu fixieren. »So, erledigt.«

Lewis schloss den Rucksack und hängte ihn sich über eine Schulter. Dann hob er den Computer mit beiden Händen hoch.

Auf einmal ein sehr leises Klingeln.

»Was ist das?«, fragte Nicole. »Dein Handy?«

»Nein«, sagte Lewis. Er sah sich im Zimmer um, und sein Blick fiel auf das alte Festnetztelefon auf Thomas' Schreibtisch, das noch aus der Zeit stammte, als er sich über Telefon ins Internet einwählte und eine eigene Nummer hatte.

Es blinkte rot. Thomas hatte die Lautstärke sehr niedrig eingestellt, und ohnehin bekam er so gut wie nie einen Anruf. Ich konnte mir nicht vorstellen, wer das jetzt sein sollte. Eigentlich gab es nur zwei Möglichkeiten: Jemand hatte sich verwählt. Oder jemand wollte ihm etwas verkaufen.

Was Nicole und Lewis aber nicht wussten.

»Rangehen oder nicht?«, fragte Lewis Nicole.

Sie überlegte, den Blick auf das blinkende Licht gerichtet. »Wenn jemand erwartet, ihn zu erreichen, und er ist nicht da ...«

Thomas starrte ebenfalls das rote Lämpchen an. Er sah aus, als würden ihm die Augen gleich aus dem Kopf fallen.

Lewis packte den Hörer. Als Erstes hustete, dann schniefte er. Er sprach, als sei er erkältet.

»Hallo?«

Er lauschte kurz, dann sagte er. »Thomas.« Noch ein Schniefen. »Ich muss mir irgendwas eingefangen haben. Wer spricht?«

Stille. Dann fragte Lewis: »Welcher Bill?«

Seine Augenbrauen schnellten in die Höhe, dann lächelte er: »Also, ich würd ja wirklich gern mit dir plaudern, Bill, aber heute ist mein Bowling-Abend mit George junior.«

Er legte auf. Nicole sah ihn an und wartete auf eine Erklärung.

»Telefonstreich«, sagte er. »Irgendein Idiot, der sagt, er sei Bill Clinton.«

Ich warf Thomas einen Blick zu. Ich sah bestimmt verblüffter drein als er, denn er wirkte gar nicht überrascht, sondern eher verärgert, dass er nicht mit dem ehemaligen Präsidenten hatte sprechen können.

Siebenundfünfzig

Wäre da nicht das Klebeband gewesen, hätte ich wahrscheinlich etwas wie *Heilige Scheiße* gesagt.

Aber weder Nicole noch Lewis schenkten dem Anruf weiter Beachtung. Sie hatten andere Dinge im Kopf. Zum Beispiel mit Thomas und mir die Kurve zu kratzen.

Lewis ging mit dem Computer voran. Nicole bedeutete uns mit dem Eispick, ihm zu folgen. Als wir den oberen Treppenabsatz erreichten, sah ich die Haustür hinter Lewis zufallen. Ich überlegte, ob ich mit meinen gefesselten Händen irgendetwas tun konnte, jetzt, wo Nicole mit uns allein war.

Aber was? Sie hatte eine Waffe, und ich keine freie Hand. Losrennen wäre das Einfachste gewesen, vorbei an Thomas, zur Hintertür hinaus in die Nacht. Den Hang hinunter zum Bach, durchwaten, und sobald ich die Felder auf der anderen Seite erreicht hätte, geduckt weiterrennen, bis ich zu einem Haus kam, von dem aus ich die Polizei anrufen konnte.

Das hätte bedeutet, Thomas allein zu lassen, aber ihn – vorübergehend – im Stich zu lassen, wäre vielleicht die einzige Chance, ihn letztendlich zu retten.

Ich spielte noch mit dem Gedanken – da rannte Thomas plötzlich los.

Er nahm die letzten paar Stufen auf einmal. Ich rechnete damit, er würde tun, was ich gedacht hatte, und nach hinten laufen, doch er schaffte es gerade noch, seinen Fuß in die Haustür zu schieben, bevor sie zufiel. Er stieß sie auf und rannte hinaus auf die Veranda.

Es war kein Fluchtversuch. Thomas war hinter seinem Computer her.

»Lewis!«, rief Nicole zwei Stufen über mir. Noch ehe ich reagieren konnte, packte sie mich am Hemdkragen. »Nicht mal dran denken«, zischte sie und verlieh ihrem Befehl Nachdruck, indem sie mich die Spitze des Eispicks an der weichen Stelle unter meinem rechten Ohr spüren ließ.

Draußen hörte ich etwas krachen, dann das Knirschen von Kies.

Gemäßigten Schrittes brachten wir die letzten Stufen hinter uns. Als wir das Haus verließen, lag Thomas bereits auf dem Rücken und sah zu Lewis hoch. Mit seinen auf dem Rücken gefesselten Händen lag er seltsam verkrümmt da. Ein paar Meter entfernt lag der Computer hinter einem weißen Transporter.

Lewis zerrte Thomas hoch. Dann stellten er und Nicole sich hinter uns vor die noch geschlossenen Hintertüren des Fahrzeugs.

Nicole streckte die Hand nach Lewis' Rucksack aus. Er warf ihn ihr zu, und sie holte noch einmal das Gewebeband heraus. Sie fesselte erst mich, dann Thomas an Knien und Knöcheln. »Hier geht's rein«, sagte sie und öffnete beide Flügel der fensterlosen Heckklappe. Als Erste sah ich einen großen Laderaum, dahinter die beiden Sitze. Auf dem Boden lag etwas. Anscheinend ein Stapel gefalteter Umzugsdecken.

Lewis holte etwas aus dem Rucksack, das wie Skimasken aussah, mit Löchern für Augen, Mund und Nase.

Er zog mir eine über, allerdings so, dass die Löcher auf dem Hinterkopf waren. Ich hörte Thomas knurren, als er seine Maske aufgesetzt bekam. Jemand nahm mich bei der Schulter – ich tippte auf Nicole, weil die Hände sich kleiner als Männerhände anfühlten – und ließ mich eine Vierteldrehung machen. »Zwei Hopser, und Sie sind an der Stoßstange«, sagte sie. »Dann setzen Sie sich hin und rutschen rein.«

Ich brauchte drei und fiel beim dritten beinahe hin. Dann spürte ich die Stoßstange an meinem Knie. Ich drehte mich um, setzte mich auf den Rand und beugte mich vorsichtig nach hinten, bis ich mit dem Oberarm den Laderaumboden berührte. Dann schob ich mich rückwärts in das Fahrzeug hinein.

»Los, Blödmann«, sagte Lewis zu Thomas. »Hier rüber.« Ich spürte, wie der Transporter unter Thomas' Gewicht ruckelte. »Und weiter rein.«

Dann sprach wieder Nicole. »Wir werden ein paar Stunden unterwegs sein. Keinen Mucks von euch. Wir werden anhalten. Maut, Benzin. Möglich, dass jemand ans Fenster kommt, was sagt. Wenn ihr Dummheiten macht, seid ihr tot. Und sollte jemand was mitbekommen, ist der auch tot.«

»Wir müssen gleich tanken«, sagte Lewis. »Die Fahrt von Burlington war ziemlich lang.«

Neben mir hörte ich ein Reiben von Stoff. Die Umzugsdecken. Jemand schlug sie auf, schüttelte sie aus. Sie wurden über uns ausgebreitet. Wahrscheinlich für den Fall, dass jemand in den Wagen schaute. Ich hatte nicht erwartet, dass es noch dunkler werden konnte, als es bei Nacht mit der Skimaske verkehrt herum schon war. Ich hatte mich getäuscht. Es wurde pechschwarz, und die Geräusche um mich herum hörte ich nur noch gedämpft.

Die Türen wurden zugeschlagen. Dann wurde die Fahrertür geöffnet und zugeschlagen, danach die Beifahrertür. Ich wusste nicht, wer von beiden fuhr, aber das war schließlich auch egal. Der Zündschlüssel wurde gedreht, der Wagen erwachte rumpelnd zum Leben. Reifen knirschten auf Kies, wir fuhren hinunter zur Straße, weg vom Haus meines Vaters.

Wir werden nie mehr zurückkommen, dachte ich.

Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, in meiner lichtlosen, erstickenden Isolation.

Anfangs, als wir auf die Straße hinausfuhren, hatte ich noch gehofft, ich könnte die Richtung, in die wir fuhren, an den Bewegungen des Wagens erkennen. Hatte ich das nicht mal in einem Film gesehen oder in einem *Batman*-Comic oder in einer Folge von *Sherlock Holmes*? Der Held konzentriert sich auf die Drehungen und Wendungen des Fahrzeugs, schätzt die Geschwindigkeit mit Hilfe des Lärms, den die Reifen machen, stellt sich die markanten Punkte entlang der Fahrtstrecke vor, und als der Wagen hält, weiß er ganz genau, wo er ist.

Nach dreimal Abbiegen hatte ich keine Ahnung mehr, wo wir waren.

Schon nach kurzer Zeit hielten wir zum Tanken. Wahrscheinlich da, wo ich seit meiner Rückkehr nach Promise Falls auch schon zweimal getankt hatte. Aber sobald wir wieder auf der Straße waren, verlor ich sofort die Orientierung. Nach einer Weile war ich mir ziemlich sicher, dass wir auf der Interstate waren. Wir fuhren wahrscheinlich so um die hundert, hundertzehn, und zwar konstant, ohne langsamer zu werden oder anzuhalten. Gelegentlich hörte ich das Dröhnen eines Sattelzugs, weshalb ich auf die Interstate tippte. Alle fünf, sechs Sekunden gab es ein dumpfes *Tonk!*, wenn die Reifen über eine Asphaltfuge fuhren. Dann wieder das Summen der Reifen. Dann *Tonk!* Summen. *Tonk!* Hätte ich auf dem Fahrersitz gesessen, wäre mir die ständige Wiederholung vielleicht gar nicht aufgefallen, aber auf dem kalten Metallboden liegend, gab es kaum etwas anderes, dem ich lauschen konnte. Jedes Geräusch und jede Unebenheit wurden verstärkt.

Und immer wieder gab es einen einzigen Gedanken, der alle Geräusche und Grübeleien überlagerte.

Wer zum Teufel hatte Thomas' Nummer gewählt?

Wer hatte sich als Bill Clinton ausgegeben?

Bestimmt nicht *der* Bill Clinton.

Einmal war ich dazugekommen, als Thomas eines seiner Selbstgespräche mit dem früheren Präsidenten führte, und da lag der Hörer unberührt in der Schale. Thomas hatte definitiv nicht *telefoniert*.

Doch wir hatten uns das Klingeln des Telefons nicht eingebildet. Keiner von uns. Ich hatte mir nicht eingebildet, dass Lewis gesagt hatte, der Anrufer habe sich als Bill Clinton ausgegeben. Lewis war mit dem Anruf so umgegangen, wie ich es auch getan hätte, wenn ich keine Ahnung von Thomas' Phantastereien gehabt hätte.

Allerdings war ich mir nicht mehr sicher, was Phantasie war und was Realität. Ich konnte mir diesen Anruf nicht erklären. Für mich ergab er überhaupt keinen Sinn.

Es konnte nicht Clinton gewesen sein.

Unmöglich.

Aber irgendjemand musste es gewesen sein.

Gerade, als ich an diesem Punkt angelangt war, klingelte ein anderes Telefon. Wir waren ungefähr eine halbe Stunde unterwegs. Zuerst dachte ich, es sei vielleicht mein Handy. Lewis hatte es aus meiner Jacke geholt und in seinen Rucksack gesteckt, aber ich war mir ziemlich sicher, dass er es davor ausgeschaltet hatte. Hätte Julie sein können, die uns im Haus nicht gefunden hatte und wissen wollte, was aus uns geworden sei. Aber es war ein anderer Klingelton. Meiner klang wie ein Klavier, aber der hier klang wie ein altmodisches Telefon. Nach dem zweiten Klingeln hörte ich Lewis den Anruf annehmen: »Ja.«

Ich bemühte mich, alle anderen Geräusche auszublenden, um seinen Teil des Gesprächs verstehen zu können.

»Ja, wir sind auf dem Rückweg ... Keine Probleme ... Ja, er hat einen Bruder, der hat das Ganze entdeckt ... Der ist irgendwie sonderbar, ein Psycho ... Keine Ahnung, das musst du ihn schon selbst fragen ... Und das Haus war auch komisch, die Wände von oben bis unten voller Landkarten ... Nein, nein, von überall ... Ja, klar, ich hab den Computer dabei, mit dem sie auf dieser Website waren ... Ja, und noch was Merkwürdiges, aber wahrscheinlich nicht wichtig. Das Telefon hat geläutet, ich bin rangegangen, hab so getan, als wäre ich erkältet. Egal, der Anrufer hat gesagt, und das ist jetzt kein Witz, er hat behauptet, er sei Bill Clinton ... Nein, nein, kein richtiger Akzent, aber ich hab gerade mal eine Sekunde mit ihm geredet ... Ich meine, ja, das habe ich mir auch gedacht, ein Telefonstreich ... Gut. Dann sehen wir uns im Spielzeugladen.«

Die nächsten Meilen herrschte Stille. Schließlich sagte Lewis: »Du bist ja nicht sehr gesprächig.«

»Möchtest du was spielen? Ich sehe was, was du nicht siehst?«, fragte Nicole.

»Wenn du meinst.« Die nächsten zwei Meilen fiel wieder kein Wort, dann fluchte Nicole: »Scheiße.«

»Was ist?«

»Ich hab einen Polizeiwagen im Außenspiegel.« Es war also Nicole, die am Steuer saß. »Kommt auf der Überholspur näher.«

»Hat er das Warnlicht an?«, fragte Lewis. Bei den vielen toten Winkeln, die ein Kastenwagen hatte, konnte er den Streifenwagen wahrscheinlich nicht sehen.

»Nein, hat er nicht, aber – Scheiße.«

»Was ist?«

»Jetzt hat er es angemacht.«

Und dann war auch schon die Sirene zu hören. Ich spürte, wie Thomas sich neben mir regte. Zweifellos hatte er alles genauso aufmerksam mitverfolgt wie ich,

und diese jüngste Entwicklung der Ereignisse hatte möglicherweise Hoffnungen in ihm geweckt.

Der Wagen fuhr langsamer.

»Cool bleiben«, sagte Lewis.

»Hast du noch deine Marke?«, fragte Nicole. »Wenn er denkt, du bist ein Kollege aus New York, ist er vielleicht gnädig.«

»Nein.« Lewis rief nach hinten. »Ein Pieps, und der Polizist kriegt eine Kugel in den Schädel.«

Der Kastenwagen rollte an den Straßenrand, rauher Schotter löste glatten Asphalt ab. Er blieb stehen, und Nicole stellte auf Parken, ließ den Motor aber laufen.

»Stellt sich direkt hinter uns«, sagte sie. »Die Tür geht auf. Da kommt er – es ist eine Frau.«

»Scheiße«, sagte Lewis. »Die sind viel schlimmer.«

Ich hörte, wie ein Fenster heruntergelassen wurde. »Officer«, sagte Nicole.

»Führerschein und Fahrzeugpapiere.«

»Gleich. Schaust du mal ins Handschuhfach, Schatz?«, fragte Nicole. Dann ein Rascheln, als ob Papiere durchgeblättert würden.

»Ist das Ihr Wagen?«

»Nein, der ist gemietet«, sagte Nicole. »Wir fahren nach White Plains, zu seiner Schwester. Sie zieht nach Albany, wir helfen beim Umzug. War ich zu schnell?«

»Ein Schlusslicht funktioniert nicht«, sagte die Polizistin.

»Ach, Mist. Ist das meine Schuld?«, fragte Nicole. »Darum muss sich doch die Mietwagenfirma kümmern, oder?«

»Solange Sie das Fahrzeug benutzen, Ma'am, sind Sie für alle Probleme verantwortlich.«

»Na schön, wenn das so ist. Wenn ich dafür Strafe zahlen muss, kann ich von der Mietwagenfirma die Erstattung fordern?«

Nicole war gut. Sie ließ sich Zeit, versuchte nicht, die Polizistin abzuwimmeln, was diese misstrauisch machen würde.

»Das bleibt Ihnen überlassen. Von mir bekommen Sie keinen Strafzettel. Aber wenn Sie den Wagen länger benutzen, dann müssen Sie das reparieren lassen. Die Rechnung können Sie dann an die Mietwagenfirma weiterreichen.«

»Vielen Dank, Officer. Also, hier ist der Fahrzeugschein, und hier ist mein Führerschein.«

»Ich nehme die mit zu meinem Wagen, Ma'am. Bitte warten Sie hier, bis ich zurück bin.«

»Selbstverständlich.«

Ich hörte, wie die Schritte der Polizistin sich entfernten. »Läuft alles wunderbar«, sagte Nicole leise.

Ein paar Sekunden später war die Polizistin wieder da und sagte: »In Ordnung, hier Ihre Papiere. Führerschein. Fahrzeugschein. Und wie gesagt, lassen Sie das Schlusslicht bei der nächsten Gelegenheit richten.«

»Selbstverständlich«, sagte Nicole.

»Danke, Officer«, sagte jetzt auch Lewis.

Dann fragte die Polizistin auf einmal: »Was haben Sie da drin?«

Ich weiß nicht, wie es Thomas ging, aber mir blieb das Herz stehen. Es war, als würde um uns herum alles erstarren, als glitten wir in eine Art Scheintod hinüber.

Bitte, hol deine Pistole raus, dachte ich. Hol sie raus.

Aber Nicole ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, als hätte sie auf diese Frage schon gewartet. »Einen Stapel Umzugsdecken, damit die Möbel nicht zerkratzt werden.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich einen Blick hineinwerfe?«

»Hmm?«, fragte Nicole.

»Ein kurzer Blick, und Sie können weiterfahren.«

»Klar«, sagte Nicole. Ich hörte, wie ein Sicherheitsgurt geöffnet wurde und zurückschnurrte, und fragte mich, ob sie schon nach ihrem Eispick griff oder Lewis nach seiner Pistole.

Eine Tür ging auf, und es klang, als sei Nicole ausgestiegen. Die Schritte von zwei Personen kamen um den Wagen herum und blieben stehen.

Sie wird sterben. Die Polizistin wird sterben.

»Würden Sie bitte aufmachen, Ma'am.«

»Natürlich.«

Ich wartete darauf, dass die Tür entriegelt würde, hörte stattdessen jedoch eine Art elektronisches Krächzen. Das Rauschen eines Funkgeräts. Eine unverständliche Stimme.

Dann: »Gute Nacht, Ma'am. Sie können weiterfahren.« Jemand entfernte sich im Laufschrift vom Wagen, das Aufheulen eines Motors, Reifen quietschten auf Asphalt.

Wieder öffnete sich eine Tür, und der Wagen neigte sich leicht zur Seite. Dann war Nicole eingestiegen.

»Was ist denn passiert?«, fragte Lewis.

»Sie hat einen Notruf bekommen.«

Wir fuhren weiter.

Im Lauf der nächsten Stunde wurde der Verkehrslärm lauter. Wir konnten nicht mehr mit konstanter Geschwindigkeit fahren. Das Summen der Räder klang plötzlich hohl. Anscheinend fuhren wir über eine Brücke.

Wir waren in eine dichter besiedelte Gegend gekommen. Andere Autos waren zu hören, Radios, Hupen. Wir bogen links ab, dann rechts, dann wieder links. Änderten die Richtung öfter, als ich zählen oder im Kopf behalten konnte.

Schließlich kam der Wagen mit einem Ruck zum Stehen. Dann fuhr er rückwärts, bog jäh ab. Das Geräusch des Motors kam wie ein Echo zurück. Wir mussten in einer Garage sein oder in einer engen Gasse.

Nicole stellte den Motor ab, sie und Lewis stiegen aus. Sekunden später öffnete sich die Hecktür.

»Also, Kinder, wir sind da«, sagte Nicole.

Achtundfünfzig

Das hat nichts zu bedeuten, dachte Howard, als er das Gespräch mit Lewis beendet hatte. Er lief in seinem Wohnzimmer auf und ab und überlegte.

Der Anruf bei den Kilbrides war zweifellos das, was Lewis vermutete. Ein Telefonstreich. Oder möglicherweise war es sogar ein Bill Clinton, nur eben nicht *der* Bill Clinton. Howard selbst kannte einen Franklin Clinton, einen Robert Clinton, eine Eleanor Clinton. In Promise Falls allein gab es wahrscheinlich schon eine Handvoll Bill Clintons. So wie in jeder anderen Stadt Amerikas.

Und so besorgt Howard auch über eine mögliche Verwicklung der CIA in seine und Morris' Probleme war, so wenig plausibel erschien ihm, dass ein ehemaliger Präsident etwas damit zu tun haben sollte. Das war ja noch lächerlicher als ein Illustrator aus Vermont, der sich als verdeckter Ermittler betätigte.

Das würde sich ja nun bald klären, wenn er Ray Kilbride und seinen Bruder von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Er hatte vollstes Vertrauen, dass Lewis und diese Frau, die das Ganze zwar erst so vermässelt hatte, jetzt aber trotzdem mit Lewis zusammenarbeitete, sie zum Reden bringen würden.

Es wunderte Howard, dass Lewis sie zu dem – wie Howard dringend hoffte – letzten Kapitel dieser unseligen Geschichte mit ins Boot geholt hatte. Doch er hatte einen Verdacht. Lewis wollte endlich einen Schlusstrich ziehen. Der Fehler dieser Frau hatte ihnen allen einen Riesenärgere bereitet, und Howard kannte Lewis lange genug, um zu wissen, dass der das nicht einfach hinnehmen und zur Tagesordnung übergehen würde.

Lewis würde tun, was er für richtig hielt. Und Howard brauchte darüber nichts zu wissen.

Fast drei Stunden später der nächste Anruf von Lewis. »Wir sind da.«

»Dann bis gleich«, sagte Howard.

Sie waren spät gekommen, später als geplant. Howard würde seine Verabredung mit Morris Sawchuck nicht einhalten können. Er würde ihn vom Auto aus anrufen.

Howard verließ sein Sandsteinhaus in der 81. Straße und ging zu seinem schwarzen Mercedes, der nur ein paar Schritte davon entfernte parkte. Bevor er einstieg, zückte er sein Handy und rief Morris an.

»Hey«, sagte Morris. »Ich bin auf dem Weg.«

Im Hintergrund waren gedämpfte Geräusche eines fahrenden Autos zu hören. Wahrscheinlich saß er in seiner Limousine. Heather, seine Fahrerin, stand ihm rund um die Uhr zur Verfügung.

»Es tut mir leid, Morris, aber ich glaube, ich muss unser Treffen verschieben.«

»Was ist los?«

»Ich fühl mich nicht so gut. Vielleicht hab ich mir eine Grippe eingefangen. Lass uns morgen Vormittag telefonieren. Vielleicht klappt's ja dann morgen Abend. Es tut mir wirklich sehr leid.«

»Schade. Ich habe mich schon darauf gefreut. Aber wenn du krank bist, musst du dich schonen.«

»Danke für dein Verständnis.« Howard zwang sich zu einem kleinen Lachen. »Unsere Pläne, die Weltherrschaft zu übernehmen, werden schon bis morgen überleben.« Das Handy fest ans Ohr gepresst, öffnete er die Fahrertür und stieg ein.

»Na klar«, sagte Morris. »Dann hören wir uns morgen.«

Howard beendete das Gespräch, ließ das Handy auf den lederbezogenen Beifahrersitz fallen und schlug die Wagentür zu. Er startete und fuhr los. Heather bog gerade in die 81. Straße ein, als Morris, der auf dem Rücksitz saß, seinem Freund sagte, er solle sich schonen, sie würden am nächsten Tag miteinander reden.

»Ist das da vorn nicht Mr. Talliman, Sir?«, sagte sie.

Morris rutschte in die Mitte der Rückbank und spähte zur Windschutzscheibe hinaus. Gerade in diesem Moment parkte Howard aus.

»Ja«, sagte Morris. »Zum Autofahren ist er anscheinend nicht zu krank.«

»Soll ich mich neben ihn stellen?«

Morris musste nur eine Sekunde überlegen. »Nein. Nein, das machen wir nicht.«

»Also nach Hause?«

»Nein«, sagte er. »Schauen wir doch, wo er hinfährt.«

Und das taten sie. Sie folgten Howard bis hinunter in die 4. Straße. Howard stellte den Mercedes am Straßenrand ab und ging zur Eingangstür eines im Dunkeln liegenden Ladens. Links davon gab es eine schmale Seitengasse, in der ein weißer Kastenwagen stand.

»Was ist das hier?«, fragte Morris. Seine Augen waren nicht mehr so scharf wie früher, aber Heather war wie eine Eule in der Nacht.

»Ferber's Antiques«, sagte sie und fügte hinzu, sie könne Kinderspielzeug ausmachen. Dinge, wie sie heute nicht mehr produziert wurden. Kleine Metallautos, Spielzeugeisenbahnen, etwas, das wie ein Meccano-Kran aussah, kleine aufziehbare Metallmännchen im Boxring.

»Was in aller Welt will er mitten in der Nacht in einem Spielzeugladen?«, fragte Morris. »Der Laden hat doch zu.«

»Ja«, sagte Heather, »aber da ist jemand drin. Hinten ist gerade ein Licht angekommen. Eigentlich nur aufgeflackert.«

Dann sah Morris, dass die Tür geöffnet wurde, gerade weit genug, dass Howard hineinschlüpfen konnte. Gleich darauf flackerte noch einmal ein Licht auf, als ob ein Vorhang zur Seite gezogen würde, dann wurde es wieder dunkel.

»Wir warten«, sagte Morris.

Neunundfünfzig

Der Stadtrat von Promise Falls hatte sich in eine hitzige Debatte darüber verstrickt, ob die Stadt Werbeflächen auf städtischem Grund verkaufen sollte. Ein Vorschlag lautete, dass ein Unternehmen ein kleines Schild erwarb, auf dem zum Beispiel stand: Diese Anlage wird gesponsert von ... und dann der Name der Firma. Solche Schilder würden dann auf allen städtischen Grünflächen zu sehen sein. Im Tulpengarten am Süden des Stadtparks, entlang des Mittelstreifens auf der Saratoga Street und auch in dem kleinen Park am Westrand der Innenstadt, wo Hundebesitzer ihre Lieblinge von der Leine lassen durften. Einige Stadträte waren der Meinung, die Schilder würden das Stadtbild verschandeln. Für andere waren sie eine ideale Möglichkeit, Geld in die Stadtkasse zu spülen, ohne die Steuern zu erhöhen. Von irgendwoher kam der Einwurf: »Was machen wir, wenn ein Sexshop eine Grünfläche gegenüber einer Kirche sponsern will? Hat jemand schon mal darüber nachgedacht?«

Julie McGill saß am Presstisch, machte sich Notizen und hätte ihr Desinteresse nicht deutlicher zur Schau stellen können. Sie fragte sich gerade, ob sie für den Abend mit Ray den richtigen Wein gekauft hatte.

Sie kannte ihn noch nicht lange genug, um sagen zu können, ob er ein Rotwein- oder ein Weißweintrinker war. Vielleicht war er überhaupt kein Weintrinker. Deshalb hatte sie vor dieser Sitzung zwei Flaschen kalifornischen Rotwein sowie je einen kalifornischen und einen französischen Weißwein gekauft. Dazu noch eine Sechserpackung Amstel. Damit war sie für alle Eventualitäten gewappnet.

Das Problem war, sie hatte alles im Auto lassen müssen. Man konnte ja schlecht ins Büro des Bürgermeisters platzen und sagen: *Hey, können Sie die mal in den Kühlschrank legen, während ich mir den ganzen Stuss aufschreibe, den Sie und der Rest des Stadtrats in den nächsten zwei Stunden verzapfen werden?* Gut, bei dem Roten war's wahrscheinlich nicht so heikel, den trank man angeblich ohnehin nicht gekühlt, obwohl Julie ihn so lieber mochte. Vielleicht konnten sie ja mit dem Roten anfangen und die beiden Weißweinflaschen inzwischen für eine halbe Stunde in die Gefriertruhe legen.

O Mann, dieses Getue um Alkohol, das war ja wie in der Highschool. Allerdings musste sie zugeben, dass ihre Einstellung sich dazu seit damals nicht wesentlich geändert hatte. Scheißegal, welche Farbe das Zeug hatte, bevor man es trank,

Hauptsache hinterher war man blau. Und wenn sie Glück hatte, schafften sie heute vielleicht den Schlussakt zu der Ouvertüre vom letzten Mal.

Sie musste nicht in die Redaktion zurück, um über diese Sitzung zu schreiben. Der *Standard* hatte ein Büro im Rathaus, auf einem der Computer dort würde sie den Bericht über diese lächerliche Debatte herunterklopfen, ihn weiterleiten und abhauen, so schnell sie konnte. Die Idioten mussten über so was auch noch beraten? Sie war erstaunt, dass es überhaupt jemanden gab, der es für eine gute Idee hielt, Rosen, Tulpen und Rhododendren durch die Gesellschaft geschmackloser Werbeschilder zu beleidigen. Man brauchte wohl wirklich kein Hirn, um ein öffentliches Amt zu bekleiden, Wählerstimmen genügten.

Statt sich hier zu langweilen hätte Julie lieber wegen Allison Fitch herumtelefoniert. Wer sie war, warum sie verschwunden war, wieso sie Monate nach ihrem Verschwinden aus ihrer New Yorker Wohnung plötzlich tot in Florida aufgetaucht war. Sie witterte eine Story, aber sie wusste, sollte es tatsächlich eine werden, würde sie es verdammt schwer haben, die Herausgeber des *Standard* dafür zu erwärmen. »Was hat das mit Promise Falls zu tun?«, würden sie fragen. Sie würde sie mit dem Lokalbezug ködern müssen. Mit Thomas nämlich, der ohne es zu wollen, darauf gestoßen war, während er die Welt auf Whirl360 erforscht hatte.

Das ließ sie einen Moment innehalten.

Würde es Thomas recht sein, Teil dieser Story zu werden? Was würde Ray dazu sagen? Sie hatte schon jede Menge Storys geschrieben, ohne sich darum zu kümmern, was sie den Protagonisten damit vielleicht antat, doch diesmal war es anders.

Sie würde schon einen Weg finden.

Die Debatte über die Werbung in städtischen Grünanlagen endete mit dem heroischen Beschluss, keinen Beschluss zu fassen und einen Ausschuss mit der Prüfung der Angelegenheit zu beauftragen. Alle anderen Tagesordnungspunkte waren von noch geringerer Bedeutung, also packte Julie ihre Sachen und schickte ihren Bericht vom *Standard*-Büro im Rathaus ab. Dann stieg sie ins Auto, griff in den Fußraum hinter dem Beifahrersitz, um sich zu vergewissern, dass die Getränke noch da waren, und fuhr hinaus zum Haus der Kilbrides.

Sie war noch etwa zweihundert Meter vom Haus entfernt, da sah sie einen weißen Kastenwagen aus der Einfahrt und auf sie zu kommen. Die Scheinwerfer huschten vorbei. Sie konnte nicht erkennen, wer am Steuer saß, und bemühte sich auch nicht besonders darum. Sie fand nichts Besonderes dabei. Sie war sich auch nicht ganz sicher, ob der Wagen tatsächlich aus Rays Einfahrt gekommen war.

Im Außenspiegel erhaschte sie jedoch noch einen Blick auf das davonfahrende Fahrzeug und bemerkte, dass nur ein Schlusslicht brannte.

Julie blinkte, bog in die Einfahrt, rollte langsam auf das Haus zu, das in Festbeleuchtung erstrahlte. Nicht nur im Wohnzimmer waren alle Lampen an, auch in Thomas' Zimmer sah sie Licht. Rays Auto stand vor dem Haus, daneben der alte Chrysler seines Vaters.

Sie holte die Flaschen aus dem Fond ihres Wagens, stieg zur Veranda hinauf und klopfte. Als sich auch nach zehn Sekunden nichts rührte, rief sie: »Ray? Ich kann doch den ganzen Wein nicht allein trinken ... Obwohl ...«

Keine Antwort.

Sie ging ins Haus, stellte die Tasche mit den Flaschen auf den nächstbesten Stuhl und warf einen Blick in die Küche. Keiner da. Sie ging zur Treppe und rief nach oben: »Jemand zu Hause?«

Zwei Stufen auf einmal nehmend, ging Julie die Treppe hinauf. Zuerst steckte sie den Kopf in Thomas' Zimmer, dann ins Gästezimmer, dann in das ehemalige Schlafzimmer von Rays Vater. Die Badezimmertür stand offen.

Da war etwas im Zimmer von Thomas.

Julie machte kehrt und ging hinein. Jetzt nahm sie bewusst wahr, was gerade eben nur ein Gefühl gewesen war. Ein Gewirr von Kabeln auf dem Schreibtisch. Alle drei Bildschirme waren dunkel.

Der Computer war weg.

»Was soll ...«, murmelte Julie.

Sie ging wieder nach unten. Auf dem Weg in die Küche bemerkte sie das Licht hinter der offenstehenden Kellertür. »Jemand da unten?«, rief sie.

Keine Antwort. Trotzdem ging sie hinunter. Etwas auf dem Boden erregte ihre Aufmerksamkeit. Und dieses Etwas war noch beunruhigender als der fehlende Computer.

Eine weiße Plastikfessel.

»Nein«, flüsterte sie.

Sie rannte nach oben und zur Hintertür hinaus. Vom oberen Endes des Hanges, der zum Bach hinunterführte, rief sie nach Ray und Thomas. Dann lief sie zur Scheune und rief noch einmal.

»Verdammt«, sagte sie und rannte zu ihrem Wagen zurück.

Wie lange war sie schon hier? Keine fünf Minuten. Aber ein Transporter konnte in der Zeit locker fünf Kilometer weit gefahren sein. Wie sollte sie den noch einholen?

Trotzdem wendete sie in Windeseile ihren Wagen und war schon auf achtzig, als sie aus der Einfahrt schoss. Der Wagen schleuderte, und beinahe hätte sie die Kurve auf nur zwei Reifen genommen. Dann war sie auf der Straße und fuhr mit Vollgas in die Richtung, die der Lieferwagen eingeschlagen hatte.

Bald würde die erste Kreuzung kommen, wo sollte sie dann hin? Links? Rechts? Geradeaus? Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, wo der Wagen hinwollte, und ebenso wenig wusste sie, ob Ray und Thomas überhaupt darin waren.

»Scheiße!«, rief sie. Warum hatte sie Ray nicht einfach auf dem Handy angerufen?

Ihre Handtasche lag auf dem Beifahrersitz. Sie wühlte mit einer Hand darin herum, bis sie ihr Handy gefunden hatte. Sie hielt es sich vors Gesicht, ein Auge auf die Straße, eins auf das Telefon gerichtet, rief Rays Nummer auf und drückte.

Sie hob das Handy ans Ohr. Mit der linken Hand umklammerte sie das Lenkrad. Es klingelte. Einmal. Zweimal –

»Komm schon! Geh schon ran, blödes Arschloch!«

Nach dem siebenten Klingeln meldete sich die Mailbox. »Hi, hier ist Ray. Leider kann ich –«

»Verdammt!«, schrie Julie, aber nicht, weil Ray nicht abhob. Sie stieg mit voller Kraft auf die Bremse, ließ das Handy los, um mit beiden Händen das Lenkrad festhalten zu können, und fuhr an den Straßenrand.

Da vorne an der Tankstelle war der Lieferwagen.

Ein Mann stand daneben und tankte an der Selbstbedienungssäule. Von ihrem Platz aus konnte sie die Wagenfront nicht sehen, meinte aber, einen Ellbogen im Fahrerfenster ausmachen zu können.

Was tun? Sie war sich nicht einmal sicher, ob es derselbe Lieferwagen war, den sie vorhin aus der Einfahrt hatte kommen sehen. Auf jeden Fall sah er so aus. Nutzfahrzeug, keine Seitenfenster. Sollte sie auch an die Tankstelle fahren? Sich an die Zapfsäule daneben stellen? Nachsehen, wessen Ellbogen das war? Ob sonst noch jemand im Wagen war?

Sie musste immer an Allison Fitch denken. Und an das tote Paar in Chicago. Wenn die Leute, die für deren Tod verantwortlich waren, herausbekommen hatten, dass Ray an der Wohnungstür geklopft hatte, dann –

Der Mann schloss den Tankdeckel, hängte die Zapfpistole wieder ein und ging in den Laden, um zu bezahlen. Er zahlte also bar. Denn an der Säule konnte man auch mit Karte zahlen.

Viele Leute zahlten bar.

Aber wenn man nicht unnötig Spuren hinterlassen wollte, benutzte man bestimmt keine Kreditkarten.

Ehe Julie einen Entschluss fassen konnte, wurde ihr die Entscheidung abgenommen. Der Mann kehrte zurück und stieg auf der Beifahrerseite ein. Das Schlusslicht leuchtete auf – nur das *eine*, es war also der richtige Lieferwagen –, und der Wagen fuhr hinaus auf die Straße.

Julie nahm den Fuß von der Bremse und folge ihm. Nicht zu dicht. Zu dieser späten Stunden waren nicht viele Autos unterwegs, und der Lieferwagen war groß und eckig, und dazu noch weiß, den konnte sie gut im Auge behalten.

An ein, zwei Kreuzungen wurde der Wagen langsamer, so, als wisse der Fahrer nicht, wo er war oder wohin er wollte. Doch bald hatte er den Weg zur Interstate gefunden und nahm dort die Auffahrt Richtung Süden.

Zwei Stunden Fahrt, und er wäre in New York City.

Julie warf einen Blick auf die Tankuhr. Ihr Tank war noch halb voll. Sie hoffte inständig, dass der Lieferwagen, wo immer er hinfuhr, sein Ziel erreichte, bevor ihr der Sprit ausging.

Sobald sie auf der Interstate waren, ließ Julie sich ein gutes Stück zurückfallen, um den Fahrer nicht auf sich aufmerksam zu machen. Ihr Handy lag irgendwo im Fußraum vor dem Beifahrersitz. Sie schnallte sich ab und bekam mit ein paar zirkusreifen Verrenkungen das Mobiltelefon mit der rechten Hand zu fassen. Es gelang ihr, die Spur zu halten, obwohl ihr Kopf bei diesem Manöver sogar einen Augenblick unter dem Armaturenbrett verschwand.

Den Blick mal auf das Handy, mal auf die Fahrbahn gerichtet rief sie die Polizei in Promise Falls an, stellte sich als Reporterin des *Standard* vor und bat, mit Detective Barry Duckworth verbunden zu werden.

»Er hat schon Dienstschluss«, beschied ihr die Zentrale.

»Dann rufen Sie ihn zu Hause an, verdammt noch mal, und sagen Sie ihm, er soll mich zurückrufen!«, sagte Julie.

»Wie war das?«

Statt einer Antwort leierte Julie ihre Handynummer herunter. »Sagen Sie ihm einfach, er soll mich anrufen, ja? Es geht um die Kilbrides.«

»Mal sehen.« Ende. Kurz und frostig.

Mist, dachte Julie. Das war ein bisschen zu nachdrücklich gewesen. Die Aussicht, dass diese Nachricht ihren Empfänger erreichte, war trübe.

Kaum hatte sie ihr Telefonat beendet, rauschte ein Streifenwagen mit heulender Sirene auf der Überholspur vorbei, und Julie erlitt fast einen Herzinfarkt. Im ersten Moment dachte sie, es hätte was mit ihrem Anruf bei der Polizei in Promise Falls zu tun, doch das hier war ein Wagen der Polizei des Staates New York, die auch für die Überwachung der Interstate zuständig war.

Julie sah dem Wagen nach. Erst raste er unbeirrt weiter, doch als er sich dem Lieferwagen näherte, wechselte er auf dessen Spur, fuhr eine Weile hinter ihm her und schaltete schließlich das Warnlicht ein.

»Ja!«, jubelte Julie, als der Kastenwagen an den Straßenrand fuhr.

Julie folgte seinem Beispiel. Sie machte ihre Scheinwerfer aus, blieb aber nicht stehen, sondern rollte so nahe an den Streifenwagen heran, wie sie es wagte. Sie wollte sehen, was passieren würde.

Sollten Ray und Thomas tatsächlich, wie sie vermutete, gegen ihren Willen in diesem Wagen festgehalten werden, dann wäre dies das Ende dieser Entführung – und ihre Rettung.

Der Polizist – es sah eher aus wie eine Polizistin – näherte sich dem weißen Wagen und wechselte ein paar Worte mit dem Fahrer. Wahrscheinlich verlangte sie die Fahrzeugpapiere. Dann ging sie zum Streifenwagen zurück und stieg ein. Der andere Wagen wartete.

»Na, komm schon«, sagte Julie. »Mach schon.«

Gute drei Minuten vergingen, ehe die Polizistin wieder ausstieg und dem Fahrer die Papiere zurückbrachte. Gleich darauf – Hallo? Was war das denn? – stieg der aus und ging mit der Polizistin zum Heck des Wagens. Auch der Fahrer des Kastenvagens war eine Frau, eine Blondine.

Sie muss die Heckklappe aufmachen.

»Mach die Tür auf! Mach auf, mach auf, mach auf.«

Doch als die Blondine die Hand auf den Griff legte, drehte die Polizistin sich um, rannte zu ihrem Wagen zurück, sprang hinein und raste davon.

»Nein!«

Julie konnte sich denken, was geschehen war. Ein anderer, wichtigerer Einsatz war dazwischengekommen.

Möglicherweise war der Polizistin während des Gesprächs mit der Fahrerin etwas Verdächtiges im Fond des Wagens aufgefallen. Keine Menschen. Wenn sie Menschen vermutet hätte – tot oder lebendig –, wäre sie bestimmt nicht weggefahren. Eine große Kiste vielleicht? Ein Behälter, in dem Drogen hätten sein können?

Irgendetwas muss sie gesehen haben.

»Scheiße«, sagte Julie, als die Lichter des Streifenwagens in der Ferne verschwanden. Jetzt stieg auch die Blondine wieder ein, und Sekunden später setzte der Kastenwagen seine Fahrt ebenfalls fort.

Julie tat dasselbe.

Fast zwanzig Minuten später klingelte Julies Handy. Sie antwortete, ohne nachzusehen, wer dran war.

»Hallo.«

»Hier ist Detective Duckworth. Was ist so wichtig, dass Sie mit unserer Zentrale grob werden mussten, Ms. McGill?«

»Ich glaube – also ich bin mir nicht sicher –, aber ich glaube, jemand hat sich Ray Kilbride und seinen Bruder gegriffen.«

»Wovon reden Sie?«

Sie erzählte ihm, wie sie nur Sekunden, nachdem der weiße Lieferwagen aus der Einfahrt gekommen war, das Haus der Kilbrides erreicht und dort niemanden angetroffen hatte. Sie erwähnte den verschwundenen Computer, die Plastikhandfesseln.

»Er wollte mich eigentlich zurückrufen«, sagte Duckworth.

»Was?«

»Ray Kilbride hat mich angerufen. Dann wurde er unterbrochen. Er sagte, er würde mich gleich zurückrufen, hat das aber nicht getan.«

»Dann habe ich also recht«, sagte Julie. »Sie haben sie mitgenommen.«

»Und wer in aller Welt sollte das tun?«, fragte Duckworth. »Hören Sie, ich fahre jetzt raus zum Kilbride-Haus und sehe nach, was los ist. Haben Sie das Kennzeichen des Lieferwagens?«

»Ich bin nicht nah genug dran, um es lesen zu können. Und vorhin hab ich nicht daran gedacht.«

»Kann man nichts machen. Sollte irgendwas mit dem Wagen sein, rufen Sie mich unter dieser Nummer an. Das ist mein Handy. Alles klar?«

»Alles klar.«

Sie blieb an dem Lieferwagen dran.

Am anderen Ende des Lincoln-Tunnels gab es einen Unfall. Immer nur ein einzelner Wagen kam aus dem Tunnel heraus und an der Unfallstelle vorbei. Der weiße Kastenwagen war etwa fünf Wagenlängen vor ihr. Als er die Unfallstelle passiert hatte, preschte er davon.

Als auch Julie daran vorbei war und Manhattan erreichte, war der Wagen über alle Berge.

»Verdammtes Arschloch!«, brüllte sie und hieb mit der Faust aufs Lenkrad.

Sechzig

Jemand zog die Decke herunter, zerrte mich aus dem Wagen und befreite mich von den Beinfesseln. Die Skimaske blieb, wo sie war. Ich passierte einen Eingang, dann streifte ich eine Wand und hörte Holzdielen unter meinen Füßen knarren. Anscheinend wurde ich durch einen Flur geführt. Der musste ziemlich kurz sein, denn schon nach wenigen Schritten dirigierte mich Hände, die mir jemand von hinten auf beide Schultern gelegt hatte, durch etwas, das sich wie ein Türrahmen anfühlte.

Die Hände stoppten mich und drehten mich um hundertachtzig Grad.

»Hinsetzen«, sagte Lewis, wobei er meine gefesselten Arme über eine Stuhllehne bugsierte. Es fühlte sich an wie die Rückenlehne eines gewöhnlichen Holzstuhls. Dann drückte er mich auf die Sitzfläche und fesselte mich an den Stuhl, indem er Klebeband mehrmals um meine Taille und die Lehne wickelte. Die Knöchel fixierte er nicht an den Stuhlbeinen, und so konnte ich die Füße ein wenig kreisen lassen, damit das Blut wieder zirkulierte. Plötzlich packte jemand die Skimaske und riss sie mir, zusammen mit ein paar Haaren, vom Kopf.

Ich blinzelte, um mich an die ungewohnte Helligkeit zu gewöhnen, obwohl von Helligkeit nicht wirklich die Rede sein konnte. Lewis stand direkt vor mir. Dann machte er Platz für Nicole, die gerade Thomas hereinbrachte. Er wurde auf einen zweiten Stuhl gesetzt, der vielleicht einen halben Meter von meinem entfernt stand, und ebenfalls mit Klebeband dort fixiert. Als Nicole ihm die Maske vom Kopf gerissen hatte, blinzelte auch Thomas ein paarmal, dann sah er mich verängstigt an.

»Ich hol den Computer«, sagte Lewis. »Und sag Howard Bescheid, dass wir da sind.«

Wir befanden uns in einem fensterlosen Raum, etwa vier mal vier Meter groß, möglicherweise das Hinterzimmer eines Ladens. In einer Ecke stand ein schwerer antiker Rollschreibtisch. Die Abdeckung war hochgeschoben, um einem Computerbildschirm Platz zu bieten. Die verschiedenen Fächer waren vollgestopft mit Papier, allem Anschein nach Rechnungen, Quittungen, Zeitungsausschnitte. Fast überall an den Wänden befanden sich Regale. Sie waren aus den gleichen Brettern wie der abgetretene Holzfußboden. In den Regalen drängten sich halbvermoderte alte Bücher, antike Uhren, Royal-Doulton-Figürchen, altmodische Kameras mit akkordeonähnlich ausziehbarem Objektiv, hauptsächlich jedoch Unmengen von Spielzeug. Uralte Blechautos und -lastwagen, die Farbe abgegriffen von Kindern,

die höchstwahrscheinlich schon an Altersschwäche gestorben waren. Zinnsoldaten. Modellautos, wie auch ich sie als Kind gehabt hatte. Ich entdeckte einen Esso-Tankwagen ähnlich dem, den ich von meinem Vater bekommen hatte, als ich ungefähr drei war. Batmobil-Modelle verschiedener Größe aus Metall und Plastik. Ein Rasen-Darts-Set. So eines hatten wir auch einmal gehabt und eifrig im Garten hinter dem Haus benutzt, bis Thomas eines Tages beinahe den Nachbarhund aufgespießt hätte. Ein roter Kinderfeuerwehrlhelm mit der Aufschrift *Texaco*. Schachteln mit alten Brettspielen, inspiriert von längst abgesetzten Fernsehserien wie *Columbo*, *Der Sechs-Millionen-Dollar-Mann*, *Drei Mädchen und drei Jungen* oder *Solo für O.N.C.L.E.* Und natürlich jede Menge Puppen. Barbies, Raggedy Anns, Cabbage Patch Kids und lebensgroße Babypuppen, deren Augen zufielen, wenn man sie hinlegte. Manche hatten keine Arme und Beine, andere waren kopflos. Ein Regal beherbergte eine Metallroboter-Kollektion, ein anderes einen Haufen Blechzüge, die aussahen wie Relikte einer Eisenbahnkatastrophe. Drei schwarze Bälle, etwa so groß wie Squash-Bälle entdeckte ich ebenfalls. Die berühmten Wham-O Super Balls aus den sechziger Jahren, die sogar über Haushöhe springen konnten.

Doch es war nicht Nostalgie, die mich beim Anblick dieser Schätze aus längst vergangenen Tagen befiel. Es war Angst. Scheißangst.

Lewis kam mit Thomas' Computer zurück und stellte ihn auf den Schreibtisch. Er zog etliche Kabel aus dem bereits vorhandenen Computer und steckte sie in den von Thomas.

Mit ausdrucksloser Stimme wandte Nicole sich an Thomas und mich. »Gleich wird jemand kommen, der Fragen stellen wird, also kommt das Klebeband runter. Wenn einer anfängt zu schreien, werde ich dem anderen weh tun. Sehr schnell sehr weh tun. Haben wir uns verstanden?«

Wir nickten beide. Nicole riss mir das Klebeband mit einer einzigen brutalen Bewegung vom Mund. Ich zuckte zusammen und leckte mir die Lippen. Ich schmeckte Blut. Als sie es bei Thomas wiederholte, jaulte er auf. »Das hat aber weh getan!«, beschwerte er sich, als hätte er auf dem Schulhof einen Tritt bekommen. Doch sofort entschuldigte er sich bei Nicole. »Tut mir leid. Ich bin schon still. Tun Sie Ray nichts.«

»Geht's dir gut?«, fragte ich ihn. Er schüttelte den Kopf. »Nein. Meine Arme tun weh, meine Lippen tun weh, und meine Hände spür ich gar nicht mehr.«

Auch ich konnte meine nicht mehr fühlen. Die Kabelbinder schnürten mir das Blut ab. »Die Hände meines Bruders sind wahrscheinlich schon blau. Meine auch. Können Sie was dagegen tun?«

Lewis holte eine Schere mit orangefarbenen Griffen aus dem Rucksack. »Keine Dummheiten«, sagte er. Er schnitt meine Handfesseln durch und klebte meine Handgelenke am Stuhl fest. Das Blut strömte in meine Finger zurück. Ich öffnete und schloss meine Hände, um das Kribbeln loszuwerden. Lewis versorgte auch Thomas, schloss noch das letzte Computerkabel an und drückte auf den Startknopf. Der Computer begann zu brummen, und der angeschlossene Bildschirm wurde hell.

»Alles, was da drauf ist, ist vertraulich«, sagte Thomas.

Der Bildschirmhintergrund war taubenblau, und nur wenige Icons waren darauf zu sehen. Eins vom Internet-Browser, eins für das E-Mail-Programm und unten in der Ecke der Papierkorb.

Lewis öffnete den Browser und klickte die Such-Chronik an. Thomas hatte keine Zeit mehr gehabt, sie zu löschen, aber es gab ohnehin nicht viel zu sehen. Nur jede Menge Orte auf Whirl360.

»Sehen Sie sich nie Pornos oder was in der Art an?«, fragte Lewis.

Thomas schien nicht zu verstehen, ob die Frage ernst gemeint war. »Dazu habe ich keine Zeit«, sagte er.

Lewis klickte sich von einer Straßenansicht zur anderen, von einer Stadt zur nächsten, alle Orte, die Thomas heute erkundet hatte. Wirklich heute? Eher gestern. Es musste schon nach Mitternacht sein. »Warum – nein, das soll Howard Sie fragen. Es ist sinnlos, das später noch mal durchzukauen.«

Er verließ Whirl360 und öffnete das Mail-Programm.

»Er darf die nicht lesen«, sagte Thomas zu mir. Dann fing er an, Fragen zu stellen. »In welcher Stadt sind wir? In welcher Straße? Hausnummer?«

Das hatte ich mich auch schon gefragt, wenn auch nicht so detailliert. Wir waren lange genug unterwegs gewesen, um jetzt in New York zu sein oder in Boston oder Buffalo oder noch einer Handvoll anderer Großstädte. Womöglich sogar in Philadelphia.

Nicole und Lewis nahmen keine Notiz von Thomas.

Thomas sah mich an. »Ich will nach Hause.«

»Ich weiß, Thomas. Halt durch. Bemüh dich.«

Lewis öffnete eine E-Mail nach der anderen und schüttelte den Kopf. Zweifellos war es ihm ein Rätsel, was Thomas mit all seinen Berichten an die CIA bezweckte.

»Was zum Teufel ...«

Er las weiter. Nicole sah sich im Zimmer um. Sie zog ein Buch heraus, sah hinein, stellte es zurück. Nahm eine Puppe aus dem Regal und betrachtete sie, als wäre sie ein Souvenir von einem anderen Planeten. »Meine Mutter wollte nicht, dass ich mit Puppen spielte«, sagte sie, mehr zu sich als zu sonst jemandem.

Dann klopfte es. Wir blickten alle auf. Das Klopfen kam nicht von der Tür, durch die wir hereingekommen waren. Ich hatte den Eindruck gewonnen, durch einen Seiteneingang in dieses Zimmer verfrachtet worden zu sein, dieses Klopfen hingegen schien mir von vorne zu kommen. Lewis zog einen grünen Vorhang zur Seite, der als Tür zwischen dem hinteren und dem vorderen Raum diente. Licht fiel in den Vorderraum, und ich sah noch mehr antikes Spielzeug. Das war gefälliger präsentiert.

»Das ist er«, sagte Lewis, bevor er nach vorn ging.

Wer war *er*? Mehr als einmal war die Rede davon gewesen, dass jemand mit uns reden wollte. Jemand, für den Lewis und Nicole arbeiteten.

Ich hatte noch immer genauso viel Angst wie beim Verlassen unseres Hauses, aber ich war auch neugierig. Wenn man mit dem Leben mehr oder weniger abgeschlossen hatte, dann war die Frage, wen man als Nächstes kennenlernen würde, wenigstens eine kleine Ablenkung.

Ich hörte ein leises Klappern, als Lewis eine Tür öffnete. Gedämpfte Worte, dann näherten sich die Schritte von zwei Personen. Ich hörte, wie ein Mann Lewis fragte: »Was ist das hier eigentlich?«

»Gehört einem von den Leuten, die mir beim Transport von Bridgets Leiche geholfen haben. Der totale Spielzeugnarr.«

Bridget?

Dann tauchte Lewis wieder auf und hielt den Vorhang zur Seite. Ein korpulenter Mann mit beginnender Glatze kam herein. Er trug einen Mantel, der aussah, als sei er aus Kamelhaar oder Kaschmir, und darunter einen teuren Anzug. Ich schätzte den Dicken auf Mitte fünfzig.

Der Blick, mit dem er Thomas und mich musterte, wirkte auf mich eher entgeistert als drohend.

»Das sind also die Typen«, sagte er zu Lewis.

»Ja.«

Dann fiel der Blick des Mannes auf Nicole. Sie hatte die Puppe weggelegt und lehnte an einem der mit Büchern vollgestopften Regale, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Sie«, sagte er voller Verachtung. »Sie haben das verbockt.«

»Ich freue mich auch, Sie endlich kennenzulernen, Howard«, sagte sie. Sie erwiderte seinen Blick und sah ihn so lange an, bis er wegsah.

Thomas und ich lieferten Howard den Vorwand, sich von Nicole abzuwenden. »Wer sind Sie?«, fragte er mich.

»Ray Kilbride. Das ist Thomas. Mein Bruder.«

Thomas sagte: »Sagen Sie diesem Mann – Lewis – er soll die Finger von meinem Computer lassen.«

Howard wandte sich Lewis zu. »Du hast ihn schon angeschlossen?«

»Ja. Da ist nur kranker Scheiß drauf. Lauter E-Mails.«

Howard holte aus seiner Sakkotasche ein schmales Etui und entnahm ihm eine Lesebrille. »Mach mal ein paar auf.«

Lewis klickte herum. Howard überflog die Mails. »Sind die alle so?«

»Ja.«

»Alle an Bill Clinton, über die Adresse der CIA?«

»Ganz genau.«

Howard sah zuerst uns, dann Lewis an. »Erzähl mir noch mal von dem Anruf.«

»Wie gesagt: Da hat einer angerufen, nach dem da gefragt und gesagt, er sei Bill Clinton.«

»Aber du hast auch gesagt, er klang nicht wie er.«

Lewis zuckte mit den Achseln. »Ich meine, ich habe nie mit dem Mann gesprochen, aber ich würde sagen, nein, klang nicht wie er.«

»Am Telefon hören Stimmen sich anders an«, bemerkte Thomas.

Howard blickte noch immer auf den Bildschirm. »Diese E-Mails sind alle im Postausgang?«

»So ist es«, sagte Lewis.

»Und was ist mit dem Posteingang? Und dem Papierkorb? Gibt's da irgendwelche Nachrichten von Bill Clinton oder jemandem bei der CIA?«

Lewis klickte wieder. »Nichts.«

»Hmm«, machte Howard. Er ging in den Vorderraum und kam mit einem Stuhl zurück. Er setzte sich vor Thomas und mich. Mich sah er zuerst an.

»Ray, ich habe eine Reihe von Fragen, auf die ich vernünftige Antworten will. Ich nehme an, Ihnen ist klar, was passiert, wenn ich die nicht bekomme?«

»Ich habe eine recht plastische Vorstellung davon.«

Er nickte langsam, als wären wir auf derselben Wellenlänge. »Zu der Clinton-Sache kommen wir noch. Aber wir fangen am besten am Anfang an. Für wen arbeiten Sie?«

»Ich bin selbständiger Illustrator. Ich arbeite freiberuflich.«

»Aha. Machen Sie im Rahmen Ihrer freiberuflichen Tätigkeit auch etwas anderes als Illustrationen?«

»Nein.«

»Und wie ist es mit Ihnen?«, fragte er Thomas. »Für wen arbeiten Sie?«

»Ich bin mehr oder weniger auch selbständig«, antwortete Thomas. »Aber ich arbeite für die CIA.«

»Das stimmt nicht«, sagte ich. »Thomas –«

Howard hob eine Hand, damit ich schwieg. »Thomas, erzählen Sie mir, was Sie für die CIA machen.«

»Das darf ich Ihnen nicht erzählen. Es sind Black Ops.«

Howards Augenbrauen schossen in die Höhe. »Black Ops?«

»So hat Präsident Clinton sie bezeichnet. Aber das ist nicht alles.«

»Wenn Sie's mir nicht sagen, Thomas, dann werde ich Ihrem Bruder den ersten Finger brechen lassen.«

»Tun Sie ihm nichts«, sagte Thomas, aber ich sah, dass er hin- und hergerissen war, ob er eher mich oder seine Mission verraten sollte.

»Tu's«, sagte ich. »Erzähl's Ihnen. Und ich sage das nicht, weil ich nicht will, dass sie mir was tun, Thomas.« Ich hatte beschlossen, mir seine Sicht der Dinge zu eigen zu machen. »Ich gehe davon aus, dass sie das meiste eh schon wissen.«

Thomas nickte langsam. Ich wusste nicht, ob er mir das abnahm oder nur erleichtert war, eine Möglichkeit gefunden zu haben, Howard alles zu berichten, was er wusste, ohne ein allzu schlechtes Gewissen haben zu müssen.

»Also gut«, sagte Thomas. »Ich helfe ihnen, wenn eines Tages alle Online-Landkarten verschwinden, das wird nämlich früher oder später passieren, und ich stehe bereit, wenn ein Agent Unterstützung braucht. Also wenn er zum Beispiel in Bombay auf der Flucht ist und nicht weiß, wo er hinmuss, dann ruft er mich an, und ich kann's ihm sagen.« Er sagte das alles mit der Selbstverständlichkeit eines Kindes, das über seine Zeitungstour spricht.

»Erklären Sie mir das ein bisschen ausführlicher«, sagte Howard.

»Was genau?«

»Alles.«

»Ich präge mir Landkarten ein. Ich präge mir Städte ein. Ich präge mir die Straßen ein. Und wenn es dann keine Karten mehr gibt, dann kann ich einspringen.«

»In der Chronik gibt's nur Whirl360«, sagte Lewis.

»Sie prägen sich Straßen ein, indem Sie sie sich auf Whirl360 ansehen?«, fragte Howard.

Thomas nickte. »Genau.«

Howard lächelte und tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Und Sie behalten das alles hier drin?«

»Genau.«

»Wie würde das funktionieren? Ich sage Ihnen eine Adresse, und Sie können mir beschreiben, wie's dort aussieht?«

Thomas nickte.

Howard betrachtete ihn skeptisch. »Gut«, sagte er dann. »Meine Mutter wohnt in der Atlantic Avenue in Boston. Sie hat da eine Wohnung.«

Thomas schloss die Augen. »In der Nähe der Beacon Street? Hübsche Gegend. Wohnt sie in dem Haus mit dem Immobilienbüro im Erdgeschoss? Die Bürgersteige dort sind alle aus roten Ziegeln. Die sehen wirklich hübsch aus.« Er öffnete die Augen.

Howard wirkte ein wenig irritiert. Er sah zu mir, und ich sagte: »Er war noch nie in Boston.«

»Ich hab auch was«, sagte Lewis. »California Street, Denver, Block 2700, zwischen der 27. und 28. Straße.« Zu Howard sagte er. »Da bin ich aufgewachsen.«

Thomas schloss wieder die Augen. »War das in einem von den blauen Häusern, die nur ein Erdgeschoss haben, oder in dem Wohnhaus gegenüber mit Erdgeschoss und fünf Stockwerken, das mit den weißen Mauern, die dann ziegelrot werden, und dann wieder weiß, und –«

»Ich werd verrückt«, sagte Lewis. »Hat der einen Computer im Schädel, oder was?«

»Was für eins war's, Lewis? Eins von den kleinen blauen oder das hohe?«

»Das hohe«, sagte der leise.

Howard holte ganz tief Luft, verschränkte die Finger und legte die Unterarme auf die Knie. »Wie viele Städte lernen Sie auswendig, Thomas?«

»Alle.«

Howard zog überrascht den Kopf ein wenig zurück. »Alle in den Vereinigten Staaten?«

»Auf der Welt«, sagte Thomas. »Ich bin noch nicht ganz durch. Die Welt ist sehr groß. Wenn Sie mich, sagen wir mal, nach Gomez Palacio in Mexiko fragen, so weit bin ich noch nicht. Ich will erst die großen Städte komplett lernen. Dann kommen die kleineren. Wahrscheinlich gibt es mehr Städte, die ich noch nicht kenne als solche, die ich kenne.«

»Also gut, Thomas«, sagte Howard und sah hinüber zu Nicole, die sich keinen Millimeter gerührt hatte, seit er mit ihr gesprochen hatte. »Wir haben uns also davon überzeugt, dass Sie eine wirkliche Begabung haben. Ich muss zugeben, ich bin beeindruckt.«

»Danke«, sagte Thomas. Selbst angesichts unserer momentanen Lage freute er sich über das Lob.

»Das ist also Ihre Beschäftigung«, sagte Howard. »Sie prägen sich diese Straßen ein.« Es war eine Feststellung, keine Frage. »Und diese ganzen E-Mails? Was ist das?«

»Berichte«, erwiderte Thomas. Sein Ton deutete an, dass er die Frage für ziemlich dumm hielt. So als hätte er gesagt: *Ja, was denn sonst?*

»Berichte über?«

»Über den Verlauf des Projekts. Wenn ich eine neue Stadt lerne, dann informiere ich den Präsidenten über meine Fortschritte.«

»Und das andere, von dem Sie vorhin gesprochen haben? Das mit den Online-Landkarten, die verschwinden?«

Thomas sah Howard argwöhnisch an. »Ich wette, das wissen Sie auch alles.«

»Nun, wenn ich es schon weiß, dann schadet's ja nicht, wenn Sie es mir noch mal erzählen.«

»Es wird ein katastrophales Ereignis geben, bei dem alle Online-Karten vernichtet werden. Auslöser kann ein Virus sein oder so was. Vielleicht auch ein Feind der Vereinigten Staaten. Das wird dann passieren, wenn alle ihre Landkarten aus Papier weggeworfen haben, weil wir jetzt alles auf Computern haben. Es ist wie mit den Fotos. Früher haben sich alle von ihren Fotos Papierabzüge machen lassen, heute geht alles übers Internet. Wenn alles zusammenbricht, werden auch alle ihre Fotos verlieren. Und mit den Landkarten ist es genauso.«

Jetzt sah Howard mich an. »Meint er das ernst?«

»Ja«, sagte ich.

»Ist diese absonderliche Fähigkeit von ihm auch der Grund, warum Sie auf einmal vor der Wohnung in der Orchard Street auftauchten?«

Ich nickte. »Thomas hat sich gerade diese Straße eingeprägt, und dabei sah er die Frau am Fenster. Mit einer Tüte über dem Kopf.« Mein Mund war ausgetrocknet, ich leckte mir über die Lippen. »Er wollte, dass ich nachsehe, was es ist.«

»Wie kam er auf die Idee, danach zu suchen?«

»Er hat nicht danach gesucht. Er hat es einfach gefunden.«

»Nein«, sagte Howard. »Das glaube ich nicht. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist eine Milliarde zu eins.«

»Nein«, sagte Thomas. »Wahrscheinlich ist, dass ich irgendwann einmal alles sehe.«

Howard wandte sich an Lewis. »Was hältst du davon?«

»Keine Ahnung. Klingt mir aber ziemlich weit hergeholt. Vielleicht hat ihn jemand darauf angesetzt.«

»War's so, Thomas? Hat Sie jemand darauf angesetzt?«

»Nein«, sagte der. »Niemand.«

»Nicht einmal Bill Clinton?« Howard ließ dieser Frage ein nervöses Lachen folgen.

»Nein, ich schicke ihm nur meine Arbeitsberichte. Er ist mein Kontaktmann zur CIA.«

»Aber er schreibt Ihnen nie zurück. Es gibt keine E-Mails im Posteingang oder im Papierkorb.«

»Er kommuniziert mit mir, aber nicht per E-Mail.«

»Kommuniziert? Wie?«

»Er spricht zu mir. Seit kurzem benutzt er das Telefon.«

»Was? Seine Stimme kommt einfach so zu Ihnen?«

Thomas nickte.

Ich war so beschäftigt mit den Ereignissen der letzten Stunden, dass ich gar nicht mehr an diesen Anruf gedacht hatte. Ich hatte noch immer keine Ahnung, was er zu bedeuten hatte. Doch jetzt überlegte ich, ob ich ihn vielleicht irgendwie zu unserem Vorteil nutzen konnte. Die drei tappten offensichtlich genauso im Dunkeln wie ich.

Howard schüttelte den Kopf und sagte zu Lewis: »Völlig ausgeschlossen, dass dieser komische Kauz mit dem früheren Präsidenten redet.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Lewis.

»Thomas«, fuhr Howard fort, »sind Sie in ärztlicher Behandlung? Bei einem Psychiater?«

»Ja. Bei Dr. Grigorin.«

»Und verschreibt er Ihnen Medikamente?«

»Dr. Grigorin ist eine Frau«, sagte Thomas. »Ja. Die lassen die Stimmen verschwinden. Im Großen und Ganzen. Aber den Präsidenten höre ich trotzdem noch manchmal.«

»Mit und ohne Telefon«, sagte Howard.

»Mit verstehe ich ihn besser.«

»Ausgeschlossen«, sagte Howard noch einmal. »Das gibt es einfach nicht.«

»Sie haben recht«, sagte ich vorsichtig. Howard sah mich an. »Das Ganze ist völlig aus der Luft gegriffen. Warum sollte ein ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten jemanden wie Thomas anrufen und ihn für die CIA rekrutieren? Das ist lächerlich. Sie haben völlig recht.«

Howard merkte, dass ich auf irgendetwas hinauswollte. Deshalb schwieg er.

»Ich meine, Sie haben gesehen, was für Fähigkeiten Thomas hat. Er hat eine außergewöhnliche Begabung. Gleichzeitig steht sein Bild von der Realität manchmal im Widerspruch zu dem, was wir anderen glauben. Man hat bei ihm schon in sehr jungen Jahren Schizophrenie festgestellt.«

Der verachtungsvolle Blick, den Thomas mir zuwarf, sagte: *Das heißt aber nicht, dass ich nicht recht habe.*

»Ich meine, das mit den Landkarten, die verschwinden, und den Black Ops, das ist schon eine ziemlich wilde Geschichte. Aber nehmen wir mal an, Sie kennen jemanden mit einer unglaublichen Gabe, der allerdings auch ein großer Verschwörungstheoretiker ist und daran glaubt, dass mächtige Leute sich für seine Fähigkeiten interessieren. Rufen Sie den an und sagen zu ihm: ›Hi, hier ist John Brown, hätten Sie vielleicht Lust, ein bisschen für mich rumzuznüffeln?‹ Oder rufen Sie an und sagen: ›Hi, ich war mal Präsident der Vereinigten Staaten, und ich brauche Ihre Hilfe.‹«

Howard betrachtete mich mehrere Sekunden. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Also gut, dann pack ich jetzt aus. Ich will sagen, mein Bruder arbeitet weder für die CIA, das FBI noch für Bill Clinton oder Franklin Delano Roosevelt. Sondern er hilft, ohne es zu wissen«, und an dieser Stelle warf ich Thomas einen Blick zu, mit dem ich ihn um Entschuldigung bat, »Carlo Vachon.«

»Wem?«, fragte Thomas.

»Vachon?«, wiederholte Lewis. »Dem Gangster?«

Bei der Erwähnung dieses Namens konnte selbst Nicole ihr Interesse nicht mehr verbergen, die bis dahin alles getan hatte, um zu zeigen, wie gleichgültig ihr das Ganze war.

»Einem Gangster?«

»Und«, fuhr ich fort, »der schätzt Thomas so sehr, dass er ihn nicht aus den Augen lässt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass seine Leute diesen Laden hier gerade beobachten.«

Einundsechzig

Grotesk«, sagte Howard. »Das ist einfach grotesk.«

»Moment, Moment, Moment«, wandte sich Lewis mit einer abwehrenden Geste an Howard. »Als ich den Typ durchleuchtet habe«, dabei deutete er mit einer Kopfbewegung auf mich, »bin ich auf eine seiner Illustrationen gestoßen. Das war eine von Carlo Vachon.«

»Genau«, sagte ich. »Die hab ich für eine Zeitschrift gemacht, und sie gefiel ihm so, dass er sie kaufen wollte.«

»Es war kein sehr schmeichelhaftes Porträt«, sagte Lewis. »Sie haben ihn gezeichnet, wie er der Freiheitsstatue die Knarre unter die Nase hält.«

»Gangster lieben so was«, sagte ich. »Da sind sie wie Politiker. Selbst wenn man sie in einer Karikatur total niedermacht, wollen sie das Original gerahmt an der Wand. Lieber diese Art von Aufmerksamkeit als überhaupt keine.«

»Ich glaub's trotzdem nicht«, sagte Howard.

»Ich wollte kein Geld dafür – nicht, dass er mir was angeboten hätte. Ich glaube, er hat sowieso erwartet, dass er es gratis bekommt. Und als wir sagten, er könne es haben, hat er mich zum Mittagessen eingeladen.«

»Sie haben also mit Carlo Vachon zu Mittag gegessen«, sagte Howard.

»Ja.«

»Wo?«

Lass dir was einfallen. »Im Tribeca Grand.« Wo Jeremy und ich uns mit Kathleen Ford getroffen hatten.

»Was haben Sie gegessen?«, fragte Howard.

Nicht mehr lügen als unbedingt sein muss.

»Keine Ahnung. Ich hatte eine Scheißangst. Ich erinnere mich an gar nichts.« Nach einer Pause fügte ich hinzu: »Aber getrunken hab ich eine Menge. Er hat mich nach meiner Familie gefragt, und da kam ich auf meinen Bruder zu sprechen, und was er macht. Das fand Vachon ausgesprochen interessant.«

Diesmal sagte Howard nichts. Er wartete ab.

Aber Thomas funkte dazwischen. »Davon hast du mir nie was gesagt. Wann war das denn?«

»Jetzt wart mal«, sagte ich zu ihm. Und zu Howard: »Vachon interessiert sich nicht besonders für den Rest der Welt, aber jemand, der sich buchstäblich mit

geschlossenen Augen in New York City zurechtfindet, der sich an jedes Detail einer Straße erinnert, so jemanden könne er gebrauchen, hat er gesagt. Zum Teil aus den Gründen, die Thomas schon genannt hat, wie Unterstützung eines Agenten auf der Flucht. Nur sind es natürlich keine Agenten, sondern die Leute von Vachon.«

»Das gefällt mir aber gar nicht, Ray«, sagte Thomas. »Das hättest du mir sagen müssen.«

»Vachon ist keiner, dem man was abschlägt«, sagte ich. »Weißt du, wie viele Morde sein Clan auf dem Gewissen hat? Glaubst du, so einem Typ sag ich, er kann mich mal?«

Howard und Lewis wechselten einen Blick. Was sollten sie von dieser Räuberpistole halten? Das Gute daran war, dass ich damit Zeit gewann. Zeit wofür? Das wusste ich nicht. Aber wir lebten noch, und das war definitiv ein Gewinn. Ich fragte mich, ob und welche Bemühungen unternommen wurden, uns zu finden. Julie hatte noch vorbeikommen wollen. Was hatte sie wohl getan, als sie sah, dass das Haus leer war, von uns keine Spur, mein Wagen in der Einfahrt?

Howard wollte eben etwas sagen, da klingelte sein Handy. Er zog es heraus, erkannte die Nummer und schnitt eine Grimasse.

Er hielt sich das Telefon ans Ohr. »Hi, Morris ... Nein, nein, keine Sorge, du hast mich nicht geweckt ... Ja, ich bin im Bett, aber irgendwie komme ich nicht zur Ruhe ... Ja, klar, ich kann ihn morgen anrufen ... Mhm ... bei dieser Kampagne hat er echt gute Arbeit geleistet ... Nein, kein Problem, und noch mal, es tut mir leid, dass ich absagen musste. Das wäre mir heute wirklich zu viel geworden ... Mhm ... Also, dann ... Gleichfalls. Mach's gut.«

Howard steckte das Handy wieder ein, sah Lewis an und sagte: »Er wollte sich heute Abend mit mir treffen.«

Jetzt wandte Howard seine Aufmerksamkeit wieder mir zu. »Also, wo waren wir? Ach ja, Ihre Geschichte. Klingt, gelinde gesagt, ziemlich unglaublich.«

»Was von all dem, was Sie bisher gehört haben, klingt denn überhaupt glaubwürdig?«, fragte ich ihn. »Mein Bruder stößt im Internet auf einen Mord, den Sie und Ihre Leute auf dem Gewissen haben. Klingt das glaubwürdig? Und wer würde glauben, dass sich ein Haufen Profis wie Sie so blamiert?«

Das hatte gegessen.

»Wenn Sie mir nicht glauben«, sagte ich, »dann rufen Sie ihn doch an.«

»Wie bitte?«, fragte Howard.

»Vachon. Rufen Sie ihn an.«

Howard lachte. »Grandiose Idee! Ich rufe das Oberhaupt eines der mächtigsten Verbrecherclans mitten in der Nacht an. Der würde sich bestimmt freuen.« Dann wurde er wieder ernst. »Warum sollte er Thomas nicht aus den Augen lassen? Was

für einen Grund habe ich, zu glauben, dass Ihr Bruder in diesem Moment beobachtet wird?«

»Wenn Sie ein Talent wie Thomas hätten, würden Sie nicht aufpassen, dass ihm nichts passiert?«

Ich entdeckte einen Schimmer von Besorgnis in Howards Augen. Ich glaube nicht, dass er mir das abnahm, aber es völlig abzutun, schien ihm auch nicht ratsam.

»Angenommen, Ihre kleine Geschichte ist wahr«, sagte Howard. »Angenommen, Carlo Vachon ist Thomas' Schutzengel. War es Vachon, der ihn auf dieses Fenster gebracht hat?«

Welche Antwort war besser? Ja, Vachon war hinter Ihnen her, oder nein, er hatte nicht die leiseste Ahnung von diesem Mord? Hätte ich eine Ahnung gehabt, wer in dieser Wohnung tatsächlich ums Leben gekommen war, hätte ich vielleicht die passende Antwort gewusst. Eine Zeitlang hatten wir gedacht, es sei Allison Fitch gewesen, aber die war erst vor kurzem gestorben. Bei Howards Ankunft hatte Lewis etwas von »Bridgets Leiche« gesagt. Ich wusste zwar nicht, wer Bridget war, aber vielleicht war sie ja das Mordopfer in der Orchard Street.

Während ich noch überlegte, sagte Thomas: »Ich habe es selbst entdeckt. Das habe ich Ihnen doch gesagt.«

Howard lehnte sich zurück und holte tief Luft. »Ich schwöre, ich habe keine Ahnung, was ich von dem Ganzen halten soll.« Er drehte sich um, damit er Lewis ins Gesicht sehen konnte. »Wenn das ein rein zufälliges Ereignis ist, wenn dieser *Rain Man* völlig unbedarft über dieses Bild im Internet gestolpert ist, dann wäre das das Ende unserer Probleme.«

»Ja«, sagte Lewis.

»Die Sache mit Clinton, die E-Mails an die CIA ... wenn ich dem allen auf den Grund käme, würde ich nicht nur drei, sondern dreitausend Kreuze machen.« Er rieb sich nachdenklich das Kinn. »Aber diese andere Sache, die mit Vachon ...«

»Ich kauf ihm das nicht ab«, sagte Lewis.

Howard drehte sich so, dass er Nicole ansehen konnte. »Sie sind so still.«

Nicole antwortete nicht.

»Haben Sie irgendwelche Theorien dazu?«

Sie überlegte einen Moment. »Ich glaube, wenn die ein Auge auf Thomas hätten, dann säße er jetzt nicht mehr hier. Wenn Sie meinen, Ihre anderen Sorgen haben sich in Wohlgefallen aufgelöst, dann müssen Sie nur noch die zwei hier entsorgen.«

»Ja«, sagte Howard. »Sie haben vielleicht —«

Ich glaube, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass wir in diesem Moment alle vor Schreck erstarrten. Jemand hämmerte an die Ladtür.

»Herrgott!«, fluchte Lewis.

Howard sah mich an. »Sind sie das?« Mir fehlten die Worte. Da richtete er dieselbe Frage an Thomas.

»Vielleicht«, sagte Thomas.

Das Hämmern ging weiter. Dann rief jemand: »Howard! Howard, ich weiß, dass du da drin bist!«

Howard riss die Augen auf. In diesem Moment erweckte er zum ersten Mal seit seiner Ankunft den Eindruck, nicht mehr Herr der Lage zu sein.

»Lieber Gott«, sagte er. »Das ist Morris.«

Zweiundsechzig

Kurz nach seinem Telefonat sagte Morris Sawchuck zu seiner Fahrerin Heather: »Ich warte jetzt nicht mehr länger. Ich will wissen, was der Hurensohn da drinnen treibt.«

»Ich warte«, sagte sie.

Morris stieg aus, lief über die Straße und hämmerte an die Tür des Spielzeugladens. »Howard! Howard, ich weiß, dass du da drin bist!«

Morris näherte sein Gesicht der Scheibe und legte die Hände links und rechts um den Kopf, um besser sehen zu können. Im hinteren Teil des Ladens brannte Licht. Dann wurde ein Vorhang zur Seite gezogen, und Howard kam zur Tür. Er zog den Riegel zurück und öffnete die Tür einen Spaltbreit.

»Schon wieder auf den Beinen?«, sagte Morris.

»Morris, mein Gott, was machst du hier?«

»Mach auf«, sagte Morris.

»Morris, du kannst nicht –«

Morris drückte die Tür mit der Schulter auf und versetzte Howard einen Stoß, so dass er rückwärts über ein altmodisches Tretauto stolperte. Er lag auf dem Boden und blickte zu Morris hoch.

»Was ist hier los?«, fragte Morris barsch.

»Du musst hier weg. Man darf dich hier nicht sehen. Du musst –«

»Ich muss gar nichts! Du hast mich angelogen, Howard! Du bist weder krank noch zu Hause im Bett. Und irgendwas sagt mir, dass du mich schon ziemlich lange anlügst. Ich schwöre bei Gott, wenn du mir jetzt nicht sagst, was hier los ist, werde ich –«

Sein Blick fiel auf den Vorhang, durch den das Licht aus dem Hinterzimmer schimmerte. Er sah Schatten, die sich hinter dem Vorhang bewegten.

»Was geht hier vor?«

»Du musst hier weg«, beharrte Howard in flehendem Ton. »Ich mach das nur für dich, Morris. Ich halte dir Dinge vom Leib. Ich tu, was getan werden muss. Ich mache die Würste. Aber niemand sollte dabei sein, wenn ich sie mache. Ich tu's für dich, Morris, damit du –«

»Spar dir den Scheiß«, sagte Morris. »Hier geht's um ganz was anderes.«

Er machte einen Schritt auf den Vorhang zu. Howard umklammerte sein Bein.
»Nein!«, beschwor er ihn.

Morris stolperte und traf Howard mit der Schuhspitze am Kinn.

»Scheiße!«, schrie Howard auf und ließ los. In weniger als zwei Sekunden hatte Morris den Vorhang erreicht und zur Seite gerissen.

Im Hinterzimmer erblickte er einen Mann und eine Frau. Den Mann erkannte er. Es war Lewis – der schon seit Jahren für Howard arbeitete. Die Frau hatte er noch nie gesehen.

Und zwei an Stühle gefesselte Männer.

»Hallo, Morris«, sagte Lewis zum Justizminister, der mit offenem Mund dastand und auf die Szene vor ihm starrte.

Howard trat keuchend und mit blutigem Kinn hinter dem Vorhang hervor.

»Morris, ich hab dir doch gesagt –«

»Wer sind diese Männer?«, fragte Morris.

»Ich bin Ray Kilbride«, sagte einer von ihnen. »Und das ist mein Bruder Thomas.«

»Und wer sind Sie?«, fragte Morris die Frau.

»Die, die's verbockt hat.«

»Bindet diese Männer los«, befahl Morris. Er sprach niemanden direkt an, aber es war klar, dass er eine Reaktion von Lewis oder Howard erwartete.

»So einfach ist das nicht«, sagte Howard.

»O doch, so einfach ist das«, zischte Morris. »Ich habe keine Ahnung, was das hier soll, aber es ist Freiheitsberaubung. Du kannst diese Männer nicht gegen ihren Willen hier festhalten.«

»Es gibt Dinge, von denen du nichts weißt«, sagte Howard.

»Dann klär mich auf.«

»Es ist ... kompliziert.«

Morris' Augen wurden schmal. »Dann redest du eben ganz langsam, vielleicht kapier ich's dann.«

»Es ist wegen des Mords«, sagte der Mann, der Thomas hieß. »In der Orchard Street.«

»Was für ein Mord? Wovon reden Sie?«

»Schnauze!«, sagte Howard. »Morris, wir gehen –«

Er packte Morris von hinten bei den Armen und wollte ihn aus dem Hinterzimmer zerren, doch Morris schüttelte ihn ab.

»Was für ein Mord?«, wiederholte er.

Der Mann namens Ray sagte: »Wir wissen es nicht, aber es könnte jemand sein, der Bridget heißt.«

Dreiundsechzig

Als ich diese Worte ausgesprochen hatte, war es, als wäre mit einem Schlag aller Sauerstoff aus dem Zimmer entwichen. Etwas ging vor mit Howard, Lewis und Nicole, es war beinahe mit Händen zu greifen. Es verschlug ihnen den Atem, und sie wussten nicht, was sie dagegen tun sollten.

Und der Mann, den sie Morris nannten, der stand da wie vom Blitz getroffen. Erstarrt und elektrisiert gleichzeitig. Wie vor den Kopf geschlagen von dem, was ich gesagt hatte, und vor Entsetzen unfähig zu irgendeiner Reaktion. Seine Miene drückte nichts als Fassungslosigkeit aus. Dennoch spürte ich, wie etwas bei ihm in Gang kam, die Bedeutung meiner Worte zu ihm durchdrang. Seine Blicke hetzten mit Tempo hundertfünfzig durch den Raum.

Es war, als hätte die Stimmung plötzlich umgeschlagen. Alles war anders als noch vor fünf Minuten. Das herrschende Gleichgewicht hatte sich verschoben. Ob zu Thomas' und meinen Gunsten, das wusste ich nicht. Allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, wie sich unsere Lage noch hätte verschlimmern können.

Und auf einmal wurde mir klar, wer dieser Morris war.

Sein Gesicht war mir schon bei seinem Eintreten bekannt vorgekommen, allerdings hatte ich nicht gewusst, wo ich es hintun sollte. Hätte ich es in den Nachrichten gesehen, hätte ich keine Sekunde überlegen müssen. Doch hier, in einem Raum mit drei ausgemachten Schurken, konnte ich ihn nicht unterbringen. So, als bekäme man jeden Morgen von derselben Person im Schnellcafé seinen Pappbecher in die Hand gedrückt, und plötzlich läuft einem diese Person beim Einkaufsbummel über den Weg. Man weiß, man kennt sie, nur nicht, woher.

Ich brauchte also ungefähr eine Minute, bis ich begriff, dass dies der Justizminister des Staates New York war.

Morris Sawchuck.

Ich hatte Artikel über ihn gelesen. Ihn im Fernsehen gesehen. In den letzten Monaten war es allerdings ziemlich still um ihn geworden ...

Inmitten des Durcheinanders hier im Hinterzimmer überschlugen sich meine Gedanken. Warum war er früher so häufig in den Nachrichten gewesen? Warum hatte ich sein Foto so oft gesehen? Und war er auf all diesen Fotos nicht meistens mit dieser wunderschönen –

Oh, verdammt.

Erst da machte es *klick!*

Bridget.

Jetzt fielen mir die Geschichten wieder ein. Der plötzliche, rätselhafte Tod von Bridget Sawchuck, der Frau des Justizministers von New York. Man musste zwischen den Zeilen lesen, um zu begreifen, was passiert war. Sie hatte sich das Leben genommen.

Allerdings hatte Lewis gesagt, der Inhaber dieses Ladens sei jemand, der ihm beim Transport von Bridgets Leiche geholfen hatte.

O Gott, Thomas, was hast du uns da eingebrockt?

Das Schweigen, das sich nach meiner Bemerkung ausbreitete, fühlte sich an, als dauerte es Minuten, wenn nicht sogar Stunden. Doch wahrscheinlich waren es nicht mehr als vier, fünf Sekunden.

Morris fand als Erster die Sprache wieder. Er wandte sich an mich.

»Was haben Sie gesagt?«

»Die Frau, die ermordet wurde ... Es könnte Bridget gewesen sein.« Jetzt wurde mir die Bedeutung meiner Worte erst bewusst. Ich sprach über die Frau dieses Mannes. Unklar war mir noch, ob Morris so entsetzt dreinsah, weil *er* es nicht gewusst hatte oder weil *ich* es wusste. Immerhin war es möglich, dass er seine Frau hatte umbringen lassen.

Das alles würde sich jetzt klären. Oder wenigstens klarer werden.

Mit einer Ruhe, die furchterregend war, fragte Morris Howard: »Wovon redet er?«

»Was weiß denn ich?« Howard redete viel zu schnell. »Das ist ein Verrückter. Genauso wie sein Bruder. Zwei Irre sind das, die rumlaufen und Geschichten erzählen, die dir schaden könnten.«

»Nein«, sagte ich. »Mein Bruder hat herausgefunden, was Sie getan haben. Sie haben uns hierhergebracht, um uns umzubringen und —«

»Halten Sie Ihr verdammtes Maul«, befahl Lewis.

»Nein, er soll reden«, sagte Morris. »Ich möchte gerne hören, was dieser Irre zu sagen hat.«

»Thomas war im Internet unterwegs«, sagte ich. »Auf Whirl360. Er sah, wie jemand am Fenster einer Wohnung in der Orchard Street ermordet wurde. Ich glaube, es war Ihre Frau. Sie hieß Bridget, oder?«

Er nickte langsam. Sein Gesicht rötete sich.

»Wirklich, Morris, du darfst dir nicht —«

»Howard«, fiel Lewis ihm ins Wort. »Es reicht.«

»Was? Lewis, lass mich —«

»Nein, wir müssen ihm reinen Wein einschenken«, sagte Lewis. »Entweder kommt er zu uns ins Boot, oder wir müssen auch ihn aus dem Weg räumen.«

»Was?« Jetzt ging Morris auf Lewis los. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?«

»Ich bin einer, der überlebt«, sagte Lewis. »Genau wie Howard. Genau wie Sie. Es gibt nur eine Möglichkeit, das hier zu überleben, und das ist, an einem Strang zu ziehen.«

»Was war mit Bridget?«, fragte Morris in Befehlston. »Ich will die Wahrheit wissen.«

Wieder herrschte sekundenlang Totenstille. Dann sagte Howard: »Das war ein Unfall. Ein furchtbares Missverständnis.«

»Lieber Gott«, sagte Morris. »Du hast doch nicht –«

»Da war eine Frau«, fuhr Howard fort, »Allison Fitch. Sie hat Bridget erpresst. Sie wollte ihr schaden, dich ruinieren. Wir – ich hatte Angst, sie weiß vielleicht etwas, das dir irreparablen Schaden hätte zufügen können.«

»Howard.«

»Dich politisch unmöglich gemacht hätte. Zuerst wollte ich ihr ja geben, was sie verlangt hat, wirklich. Aber dann wurde mir klar, dass unser Problem damit nicht gelöst wäre. Lewis und ich haben darüber gesprochen, und wir waren uns einig, dass wir diese Fitch zum Schweigen bringen müssen ... dauerhaft.«

»Ich fasse es nicht«, sagte Morris. Er starrte Howard an.

»Aber als es so weit war, kam etwas dazwischen, das niemand hätte vorhersagen können. Sie war nicht da. Die Fitch war nicht in ihrer Wohnung.« Er hielt inne, schluckte. »Stattdessen war Bridget da. Sie wurde mit der Fitch verwechselt.«

»Aber ... aber wir haben sie doch gefunden. In ihrer alten Wohnung«, sagte Morris. »Du und ich, wir haben sie doch zusammen da gefunden.«

»Sie ... wurde dahingebracht.«

»Du hast doch mit ihr gesprochen!«, rief Morris. »Du hast mit ihr telefoniert! Sie hat gesagt, ich sauge ihr das Mark aus den Knochen! Sie wollte sich umbringen!«

Howard konnte ihn nicht ansehen. »Ich ... Es gab keinen Anruf. Ich habe ihn fingiert.«

Morris packte Howard bei den Aufschlägen seines Mantels und stieß ihn gegen eines der Regale. Der Esso-Tanker und eines der Batmobiles fielen scheppernd zu Boden. »Du dreckiges Schwein!«, schrie er und schüttelte den Mann. Er ließ einen Aufschlag los, ballte die Faust und schlug Howard mitten ins Gesicht. Der jaulte auf und fiel zu Boden. Morris stürzte sich auf ihn und wollte schon ein zweites Mal zuschlagen, da nahm ihn Lewis in den Polizeigriff und zerrte ihn weg.

»Aufhören!«, befahl Lewis. »Das könnt ihr später klären, jetzt müssen wir beschließen, was wir tun sollen.«

»Ich bring dich um«, sagte Morris und starrte auf Howard hinunter. Lewis hatte ihn nicht losgelassen. »Du dreckiges Schwein! Du Hurensohn!«

»Es war nicht mein Fehler!«, sagte Howard. »Es war nicht meine Schuld!« Er streckte die Hand aus. »Sie ist schuld.«

Jetzt richteten sich aller Augen auf Nicole.

»Sie?«, fragte Morris.

»Wie gesagt, es war ein Fehler«, sagte sie kühl.

»Sie haben Bridget umgebracht?«

»Sie haben mir gesagt, die Fitch würde da sein. Und jemand *war* da. Aber es war nicht die Fitch.« Nicole zuckte mit den Achseln. »Tut mir leid.«

»Wie bitte?«, sagte Morris.

»Ich sagte, tut mir leid. Was soll ich sonst sagen? Jetzt noch?«

Entgeistert sah Morris von Howard zu Lewis.

»Sie hat nicht ganz unrecht«, sagte Lewis. Er merkte, dass Morris sprachlos vor Wut war, und fuhr fort: »Howard, ich glaube, wir könnten eine Geste unseres guten Willens Morris gegenüber zeigen. Als eine Art Neuanfang.«

»Wovon redest du?«, fragte Howard.

»Wir können Bridget nicht zurückholen, aber wir können versuchen, das eine oder andere wieder in Ordnung zu bringen«, sagte Lewis und zog seine Pistole aus seiner Jacke.

Er wirbelte herum, zielte auf Nicole und drückte ab. Ich hatte mit einem lauterem Knall gerechnet, doch die Waffe hatte einen dieser Schalldämpfer am Laufende.

Den richtigen Lärm machte Nicole, als sie gegen ein Regal flog, mit dem Kopf anschlug und mit dem Gesicht voran zu Boden fiel. Hinter ihr donnerte eine Spielzeuglawine zu Boden. Ein Super Ball hüpfte in großen Sprüngen durch den Raum.

»Die war sowieso fällig«, sagte Lewis.

Vierundsechzig

Im Zimmer war es jetzt so still wie zuvor, als ich zum ersten Mal den Namen Bridget erwähnt hatte. Morris blickte ungläubig Lewis an, dann hinunter auf Nicole.

»Was in Gottes Namen, haben Sie gemacht?«, fragte er ihn.

»Was ich immer tue«, sagte Lewis. »Mich um Ihre und Howards Probleme kümmern.«

Da griff Morris in seine Jacke. Jetzt hielt auch er eine Pistole in der Hand. Ein Justizminister hatte wahrscheinlich immer eine Waffe dabei. Lewis schien instinktiv zu wissen, was Morris vorhatte, deshalb zielte er bereits auf Morris' Stirn, als dieser auf seine zielte.

Reglos standen sie da, ihre Waffen auf den jeweils anderen gerichtet.

»Wir brauchen jetzt alle einen klaren Kopf«, sagte Howard.

Ohne Lewis aus den Augen zu lassen sagte Morris zu Howard: »Niemand tötet für mich. Niemand bringt um meinetwillen andere Menschen um.«

»Es ist aber schon geschehen«, sagte Howard leise. Er stand hinter Morris. »Es wird auch nicht besser, wenn du jetzt Lewis erschießt. Wir brauchen ihn.«

»Herrgott, Howard, halt die Klappe.«

Lewis stand mit durchgestreckten Armen da, den Finger am Abzug, die Waffe immer noch direkt auf Morris' Kopf gerichtet. Seine Haltung deutete darauf hin, dass er mit dieser Situation vertrauter war als Morris, doch der Justizminister sah nicht minder entschlossen aus. Auch er war bereit zu schießen, wenn es sein musste.

»Nein«, sagte Howard. »Du musst mir zuhören. Es ist schon einiges um deinetwillen geschehen. Schlimme Dinge. *Hässliche* Dinge. Dinge, von denen du dich nicht wirst distanzieren können, sollten sie jemals ans Tageslicht kommen. Du wirst niemals in der Lage sein, die Öffentlichkeit zu überzeugen, dass du sie nicht selbst angeordnet hast. Morris, hör mir zu. Du wanderst für immer hinter Gitter. Nicht nur ich, nicht nur Lewis. Wir alle. Du siehst es vielleicht nicht, aber du hast Blut an den Händen.«

Morris und Lewis zielten noch immer aufeinander.

»Und es kommt noch schlimmer«, fuhr Howard fort. »Die ganze Welt wird glauben, dass du Bridget umgebracht hast. Man wird glauben, du hast sie umbringen lassen, Morris. Ich weiß, du willst tun, was du für richtig hältst, aber dazu ist es

längst zu spät. Und es werden Dinge über sie herauskommen. Über Bridget. Obwohl ...« Er verstummte kurz. »Das spielt jetzt auch keine Rolle mehr.«

Morris atmete durch die Nase. Ein und aus, ein und aus, seine Nüstern blähten sich mit jedem erregten Atemzug. Dann, so unvermittelt, wie er sie gezogen hatte, senkte er seine Waffe und sah zu Boden. Ein Eingeständnis der Niederlage. Er steckte die Pistole zurück in seine Jacke.

Lewis ließ langsam den Arm sinken, hielt seine Waffe aber weiterhin fest umklammert.

Es wäre zwar durchaus in meinem Interesse gewesen, wenn Morris Lewis erschossen hätte, trotzdem atmete ich wie alle anderen auf. Ich warf einen Blick auf Thomas. Er musste mit den Nerven völlig am Ende sein. Doch er hatte die Augen geschlossen. Wahrscheinlich schon die ganze Zeit.

»Thomas«, sagte ich. »Du kannst die Augen wieder aufmachen.«

Er tat es, sah kurz zu Nicoles Leiche auf dem Boden, dann zu mir. Er sagte nichts, aber seine Augen flehten mich an, uns hier rauszubringen. Meine hatten darauf keine beruhigende Antwort.

Morris stand kopfschüttelnd da. Lewis und Howard beobachteten ihn aufmerksam. Was würde er als Nächstes tun?

Morris wandte sich um, drängte sich an Howard vorbei, riss den Vorhang zur Seite und marschierte zum Ausgang.

»Morris?«, sagte Howard.

»Was macht er da, verdammt noch mal?«, fragte Lewis.

Howard ging Morris hinterher. Ich merkte, dass Lewis das auch vorhatte. Er sah Thomas und mich kurz an. Offenbar machte er sich keine Sorgen, wir könnten ihm davonlaufen. Dann folgte er den beiden Männern.

Ich hörte wie die Tür geöffnet, aber sofort wieder geschlossen wurde. Wahrscheinlich hatte Morris gehen wollen, einer der beiden anderen hatte jedoch die Tür zugeschlagen, um ihn daran zu hindern. Dann fingen sie an zu streiten, sie redeten alle gleichzeitig. Ich konnte sie nicht verstehen, und im Moment war mir das auch egal.

Wenn Thomas und ich überhaupt eine Chance hatten, dann jetzt.

Ich beugte mich vor, um mit beiden Füßen festen Halt auf dem Holzboden zu bekommen. Meine Beine hatte Lewis nicht an den Stuhl gefesselt, ich konnte mich also ein wenig bewegen.

»Was machst du?«, fragte Thomas.

»Psst!«

So gut es mit dem Stuhl am Leib ging, watschelte ich hinter Thomas. Vorsichtig, damit mein Stuhl nicht über den Boden kratzte, setzte ich ihn ab. Jetzt saßen wir

Rücken an Rücken. Ich hätte mir nicht so viel Mühe machen müssen, denn bei der hitzigen Debatte im vorderen Teil des Ladens war es unwahrscheinlich, dass sie irgendwas von hinten hörten. Und da auch der Vorhang wieder zugefallen war, konnte man uns von vorne auch nicht sehen.

Ich setzte mich so nahe an Thomas heran, dass ich mit den Fingern das Klebeband erreichte, mit dem seine Handgelenke an den Stuhl gefesselt waren.

»Wir kommen hier raus«, sagte ich. Mit den Fingern beider Hände bemühte ich mich, das Klebeband zu fassen zu bekommen, um es abzureißen. Es waren mehrere Schichten, und die nur mit den Fingerspitzen zu lösen war eine mühselige Arbeit. Wenn ich sie nur an einer winzigen Stelle einreißen könnte ...

»Mach schnell«, flüsterte Thomas.

»Geduld.«

»Ray, du hättest mir sagen müssen, dass du mich für einen Gangster arbeiten lässt.«

»War doch alles Schwachsinn«, flüsterte ich und mühte mich weiter mit dem Band ab. »Das hab ich erfunden, um Zeit zu schinden.«

»Oh«, sagte er. »Das war aber sehr schlau.«

»– willen, nein, du kannst doch nicht –«, rief Morris. Die ersten verständlichen Worte, die ich von draußen hörte, seit die drei das Hinterzimmer verlassen hatten.

Inzwischen war es mir tatsächlich gelungen, das Band ein wenig einzureißen. Langsam wurde der Riss größer. »Es fühlt sich lockerer an«, sagte Thomas.

»Wenn du die Hände frei hast, bindest du mich los, und wir hauen ab.«

»Gut«, sagte er. »Ray, ich weiß gar nicht, wo wir sind.«

»Sobald wir auf der Straße sind, weißt du's. Da bin ich mir sicher.«

Ich vergrößerte den Riss um einen weiteren Zentimeter, spürte, dass das Band jeden Moment durch sein musste.

»Geschafft«, sagte Thomas. »Meine Hände bekomm ich frei, aber da ist noch so viel Klebeband oben rum.«

»Beeil dich.«

Ich hörte, wie Thomas an dem Band riss. Ich drehte mich mitsamt dem Stuhl um und sah ihm zu, wie er seine Hände heftig gegeneinander bewegte, um sie aus den Bandresten zu befreien. Dann machte er sich an die Fessel um seine Taille.

»Gleich hast du's«, sagte ich.

Die Männer stritten nicht mehr ganz so laut, redeten aber noch immer.

»Schneller«, flüsterte ich.

»Bin gleich so weit«, sagte Thomas. Im nächsten Moment stand er auf. »Jetzt du.«

Klar und deutlich hörte ich, wie Lewis sagte: »Ich seh mal nach den beiden.«

»Lauf«, flüsterte ich.

»Dauert nur eine Sekunde«, sagte mein Bruder und fing an, an dem Band um meine Handgelenke zu zupfen.

Lewis' Schritte kamen näher.

»Keine Zeit!«, flüsterte ich eindringlich. »Los! Renn! Hol Hilfe!«

Ich spürte Thomas' Panik. Er wollte nicht von mir weg.

»Aber –«

»Hau ab, verdammt noch mal!«

Das half. Durch die Seitentür rannte er hinaus auf den kurzen Flur, über den wir von der Straße hereingekommen waren. Er stieß die Tür auf und war verschwunden.

»Ja, ja«, sagte Lewis. Er war anscheinend kurz stehen geblieben. »Keine Sorge.«

Eine Sekunde, bevor Lewis hereinkam, warf ich einen Blick auf Nicole. *Warum war da so wenig Blut auf dem Boden?*

Fünfundsechzig

Thomas stürzte hinaus. Vor ihm stand der weiße Kastenwagen. Er blockierte die schmale Gasse vollständig. Thomas blinzelte ein paarmal, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann blickte er links und rechts, entdeckte die Straße und rannte los.

An der Ecke bog er rechts ab. Es war eine reine Instinkthandlung. Er lief an einem Fahrradgeschäft vorbei, einem Schneider, anderen Läden, ohne darauf zu achten. Er konnte nur an eines denken: Er musste hier weg. Er musste hier weg, so schnell er konnte, und Hilfe holen.

Normalerweise hätte er sofort gewusst, wo er sich befand, doch im Augenblick arbeiteten zwei Faktoren gegen ihn. Erstens hatte er panische Angst. Zweitens war es Nacht. Auf Whirl360 gab es nur Tagaufnahmen.

Die ersten beiden Straßenzüge rannte er in vollem Tempo, doch das beizubehalten war unmöglich für jemanden, der seit Jahren nur in seinem Zimmer am Computer saß und körperliche Bewegung im Freien mied.

Und so wechselte Thomas von Galopp zu flottem Marsch. Mehrmals bog er ab. Bei dieser Querstraße links. Bei der nächsten rechts.

Nur weg, nur weg, nur weg.

Dann musste er haltmachen. Er beugte sich vor, legte die Hände auf die Knie und bemühte sich, wieder zu Atem zu kommen. Er keuchte. Seine Brust schmerzte.

Er richtete sich auf, ging ein paarmal langsam im Kreis, und als er wieder genügend Luft bekam, blickte er sich um. Es war zwar dunkel, doch es gab genügend Straßenlampen, um Dinge erkennen zu können. Schaufenster. Straßenschilder.

An einer Ecke Stromboli Pizza. An der Mauer die Schrift: »Dieser Augenblick ist kostbarer, als du denkst.« Daneben gab es ein vegetarisches Restaurant. Auf der anderen Straßenseite ein Schuhgeschäft mit den verschiedensten Turnschuhen im Schaufenster.

Ohne auf das Straßenschild zu sehen, sagte Thomas: »St. Mark's Place Ecke First Avenue.«

Dann gestattete er sich einen Blick auf das Schild. Er hatte recht.

»Ich weiß, wo ich bin«, sagte er laut. »Ich weiß, wo das hier ist.«

Ein kleiner Mann mit schulterlangem Haar, der gerade vorüberschlenderte, sagte: »Schön für dich.«

Thomas war zu fasziniert von seiner Umgebung, um von dem Mann Notiz zu nehmen.

»Das ist New York«, sagte er. »Das ist Manhattan. Ich weiß, wo ich bin.«

Er ging auf die Pizzeria zu, stellte sich direkt vor die Fensterscheibe und berührte sie mit den Fingerspitzen.

Er konnte sie spüren.

Thomas spürte das Glas unter seinen Fingern.

In diesem Fenster sah er etwas, das er in keinem der Fenster der Städte, die er schon erkundet hatte, je gesehen hatte.

Er sah sein *Spiegelbild*.

Auf Whirl360 hatte er das nie erlebt. Er konnte die Wohnhäuser, die Läden, die Schilder, die Bänke, die Briefkästen sehen. Er konnte sogar heranzoomen, um sie zu vergrößern und genauer zu betrachten. Doch er konnte sich nur vorstellen, wie diese Dinge sich anfühlten.

Er roch etwas.

Gebackenes Brot. Teig. Pizzateig. Das Restaurant war geschlossen, es war schon sehr spät. Aber die Düfte waren noch da.

Es roch so gut. So appetitlich. Thomas merkte plötzlich, wie lange er schon nichts mehr gegessen hatte. Vor dem Bildschirm hatte er nie etwas von dem riechen können, was er gerade ansah.

Hinter ihm rumpelte ein Lastwagen vorbei. Thomas wirbelte herum, sah ihm nach, wie er die First Avenue entlangfuhr. Hier bewegten sich die Lastwagen. Machten Lärm. Die Menschen gingen. Und ihre Gesichter waren zu erkennen.

Seine Whirl360-Welt war geräuschlos. Geruchlos. Nichts, das man berühren konnte.

Voller Staunen betrachtete Thomas alles um sich herum. Hier zu stehen, an der Ecke St. Mark's Place und First Avenue, war wie in seinem Computerbildschirm drinnen zu sein, nur *echter*. Es war *überwältigend*.

Er dachte an all die anderen Städte, in denen er schon gewesen war. Auf der ganzen Welt. Tokio. Paris. London. Bombay. San Francisco. Rio de Janeiro. Sydney. Auckland. Kapstadt.

Und zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, wie es wäre, an diesen Orten zu sein, wirklich körperlich dort zu sein. Sie zu riechen. Zu hören. Ihre Straßen unter den Füßen zu spüren.

Verwunderung erfüllte ihn.

Ließ ihn beinahe vergessen, was er tun musste. Aber nur beinahe.

»Ray«, sagte er. »Ich muss Ray helfen.«

Aber wie?

Er sah keine Polizeiwagen. Und auch keine Telefonzellen. Und selbst wenn er eine gesehen hätte: Er hatte kein Geld bei sich. Keine Münzen, kein Papiergeld, keine Brieftasche voller Kreditkarten. Thomas besaß nicht einmal eine Kreditkarte. Hätte sie auch nicht zu benutzen gewusst.

»Taxi!«

Thomas drehte sich um. Er erblickte einen Mann, der einen Arm gehoben hatte, um jemanden auf sich aufmerksam zu machen, der eines dieser gelben Autos fuhr. Der Mann sprang hinein, und das gelbe Auto fuhr los.

Thomas hatte auch kein Handy. Damit hätte er wahrscheinlich die Polizei rufen können. Ray hatte sein Handy immer dabei, und ihr Vater hatte eines gehabt, und Julie hatte eines. Er konnte also davon ausgehen, dass die meisten Leute eines hatten. Die meisten Leute, die hier unterwegs waren, hatten vermutlich ein Handy bei sich.

Von Süden staksten zwei junge Mädchen auf ihren hohen Absätzen daher, Arm in Arm, als müssten sie einander stützen.

»Entschuldigung«, sagte Thomas und stellte sich ihnen mitten in den Weg. »Ich wette, ihr habt Handys. Könnte ich mir eines leihen, um den Notruf zu wählen?«

Abrupt blieben die Mädchen stehen, blinzelten. Thomas hatte den Eindruck, die beiden hätten vor etwas Angst. Schnell lösten sich die beiden voneinander und gingen links und rechts an ihm vorbei. »Spinner«, murmelte die eine.

Hatten wahrscheinlich doch keine Handys dabei. Also versuchte Thomas es bei zwei anderen Leuten. Der erste war ein alter Mann in zerlumpten Klamotten, der sich eingehend für den Inhalt eines Mülleimers interessierte. Jedenfalls mehr für den halbvollen Pappbecher, den er gefunden hatte, als für Thomas' Frage. Die zweite Person war eine Frau mittleren Alters, die ihre Tasche fester an den Busen drückte und ihren Schritt beschleunigte, als Thomas ihr Handy verlangte.

Vielleicht hatten sie in New York keine Handys. Thomas hätte jetzt gerne Julie an seiner Seite gehabt. Er mochte Julie. Julie wüsste, was zu tun war.

Doch wie sollte er sich mit ihr in Verbindung setzen? Selbst wenn er ein Telefon gehabt hätte, er wusste ihre Nummer nicht. Was konnte er also –

Moment mal.

Julie hatte eine Schwester, die in New York wohnte. Die hatte einen Laden und verkaufte Cupcakes. Wie hieß sie noch mal? Was hatte Julie gesagt? Candace? Genau! Und ihr Laden hieß Candy's Cupcakes. Julie hatte gesagt, Candace wohne über dem Laden.

In der 8. Straße. West.

Thomas schloss die Augen. Er konnte ihn sehen. Das Schaufenster voller Kuchen. Die rot-weiß gestreifte Markise. Die zwei schmiedeeisernen Tische mit Stühlen, die vor dem Laden auf dem Gehsteig standen.

Candace wüsste bestimmt, wie er Julie erreichen konnte. Er musste zu Candace. Jetzt musste er nur irgendwie in die 8. Straße kommen. West.

Thomas blickte die Straße entlang. Da sah er noch eines dieser gelben Autos kommen. Er trat also auf die Straße, mitten auf die Fahrbahn, streckte beide Hände in die Luft und rief: »Taxi!«

Der Fahrer machte eine Vollbremsung, und der Wagen kam quietschend zum Stehen.

»Komplett verrückt geworden, oder was?«, schrie der Taxifahrer.

Thomas ging zu ihm. »Sir, Sie müssen mich zu Candy's Cupcake bringen. 8. Straße, West, New York City.«

»Und wo zum Teufel denken Sie, dass wir jetzt sind?«

»Wir sind St. Mark's Place Ecke First Avenue«, sagte Thomas und dachte, dass ein Mann, der ein Taxi fuhr, so etwas wissen sollte.

»Steigen Sie ein«, sagte der Taxifahrer.

Thomas rannte um den Wagen herum, um auf der Beifahrerseite einzusteigen.

»Hinten!«, rief der Fahrer und schüttelte den Kopf. Thomas setzte sich auf den Rücksitz. Und obwohl es schon lange her war, seit er zuletzt einen Film gesehen hatte, sagte er, was man seiner Meinung nach in so einer Situation sagte: »Geben Sie Gas.«

Der Fahrer gab Gas.

»Ich muss meinem Bruder helfen, der wird nämlich gefangen gehalten«, sagte Thomas.

»Mhm«, sagte der Fahrer.

»Deshalb hab ich's auch so eilig. Es ist alles wegen dieser Frau, die am Fenster ermordet wurde.«

»Hör mal, Kumpel, wir haben alle unsere Probleme.«

Thomas las die Straßenschilder, an denen sie vorüberfuhren. »Ich glaube, es gibt da einen schnelleren Weg.«

»Hör ich heute zum ersten Mal«, sagte der Taxifahrer.

Es gab so wenig Verkehr, dass das Taxi in kürzester Zeit vor der Konditorei stand. »Sieht mir ziemlich zu aus«, sagte der Fahrer. »Wenn Sie den Cupcake so dringend brauchen, dann wüsste ich ein paar Lokale, die die ganze Nacht offen haben.«

Thomas sah zu den Fenstern im ersten Stock. Dort oben musste Candace wohnen. Doch wie sollte er da hinaufkommen? Vielleicht gelangte man ja durch

den Laden in die Wohnung. Wenn er richtig laut an die Tür hämmerte, wachte sie vielleicht auf und kam herunter.

Thomas öffnete die Tür und setzte einen Fuß auf den Gehsteig.

»Halt!«, sagte der Taxifahrer. »Können Sie nicht lesen? Macht fünf achtzig.«

»Was?«

»Sie schulden mir fünf achtzig.«

»Ich habe kein Geld«, sagte Thomas. »Ich brauche keines, weil ich immer zu Hause bin.«

»Fünf achtzig!«

»Mein Bruder hat Geld«, sagte Thomas. »Wenn er nicht mehr entführt ist, könnte er Sie bezahlen.«

»Raus aus meinem Taxi«, sagte der Fahrer und gab Vollgas, kaum dass Thomas die Tür zugeschlagen hatte.

Er ging zur Tür von Candy's Cupcakes und hieb mit der Faust gegen das Glas. Im Laden war es dunkel, aber Thomas glaubte, hinten Licht zu sehen.

»Hallo!«, rief er. »Candace?«

Und klopfte ununterbrochen weiter, dass das Glas schepperte. Endlich kam ein kleiner schwarzer Mann daher, schloss auf und öffnete die Tür einen Fußbreit.

»Geht's noch?«, schrie er Thomas an.

»Candace muss Julie anrufen«, sagte Thomas. Kuchenaroma schlug ihm entgegen, und was der Mann da auf dem Hemd hatte, sah aus wie Teigspritzer. Arbeitete er mitten in der Nacht?

»Was?«, fragte der Mann.

»Ich muss mit Julie reden. Es geht um Ray. Sie haben ihn an einen Stuhl gefesselt.«

»Hau ab!«, sagte der Mann und wollte die Tür schließen, doch Thomas stemmte sich dagegen.

»Ich muss mit Candace reden!«, schrie er. »Hat sie Julies Handynummer?«

Der Mann schrie nach hinten in den Laden: »Chefin! Hey, Chefin!«

Sekunden später tauchte eine Frau mit einer weißen Schürze und einem Haar-netz auf.

Sie kam zur Tür und fragte: »Was ist los?«

»Der Spinner hier schreit die ganze Zeit nach Ihnen. Irgendwas mit einer Schwester. Julie?«

Die Frau schob den Mann beiseite und zog die Tür weiter auf. »Wer sind Sie?«

»Thomas.«

»Thomas, und wie noch?«

»Thomas Kilbride. Sind Sie Julies Schwester?«

»Ja.«

»Müssen Sie mitten in der Nacht arbeiten?«

»Was zum Teufel wollen Sie? Was ist mit Julie?«

»Haben Sie ihre Handynummer?«

»Wieso?«

»Sie muss mir helfen, Ray zu retten.«

Candace schüttelte entnervt den Kopf und holte ein Handy aus der Schürzentasche. Sie rief eine Nummer auf, drückte auf die Wahltaste und hielt sich das Telefon ans Ohr.

Erstaunt nahm sie zur Kenntnis, dass ihre Schwester so schnell abhob.

»Hey, hör mal, ich bin's. Es tut mir wirklich leid, dass ich dich um diese Zeit anrufe, aber hier ist so ein Verrückter, der sagt, er muss mit – äh, Thomas. Er sagt, er heißt Thomas. Ist gut.« Sie gab ihm das Handy. »Sie will mit Ihnen sprechen.«

Thomas nahm es und sagte: »Hi, Julie, sie haben mich und Ray entführt und haben uns hierhergebracht, und ich bin entkommen und sie haben noch Ray und er hat mir geholfen, mich loszumachen, aber da war keine Zeit mehr, ihn loszumachen und –«

»Bist du in der Konditorei?«, fragte Julie ungläubig.

»Ja.«

»Ich kann in zwei Minuten da sein. Bleib, wo du bist!«

Thomas gab Candace das Handy zurück. »Sie ist gleich da.«

Candace sah ihn völlig entgeistert an und sagte: »Meine Schwester ist in New York? Warum ruft sie mich dann nicht an?«

Sechshundsechzig

Morris Sawchuck hatte seine Waffe wieder in das Holster geschoben. Er hatte früher einmal Morddrohungen erhalten. Seit damals trug er sie immer bei sich. Seine Finger umfassten schon die Klinke der Eingangstür von Ferber's Antiques, doch bevor er sie richtig öffnen konnte, riss Howard eine Hand hoch und schlug sie zu.

»Was wirst du jetzt tun, Morris?«, fragte Howard.

»Geh mir aus dem Weg.«

Lewis hatte zu ihnen aufgeschlossen. »Das ist eine gute Frage«, sagte er. »Was haben Sie vor, wenn Sie jetzt hier rausgehen?«

»Mir ist egal, was passiert«, sagte Morris. »Nichts ist das hier wert. Ich werde ihnen sagen, was ich weiß. Entweder sie glauben mir, oder sie glauben mir nicht.«

Morris fühlte etwas Kaltes, Hartes an seiner Schläfe. Aus den Augenwinkeln sah er, dass es der Lauf von Lewis' Pistole war.

»Glauben Sie, das macht die Sache einfacher, Lewis? Wenn Sie mir das Hirn aus dem Schädel pusten? Sie glauben, Sie stecken in der Scheiße? Und damit lösen Sie Ihre Probleme?«

»Vielleicht«, sagte Lewis. »Howard, hol dir seine Knarre.«

Howard griff unter Morris' Mantel, zog die Waffe hervor und reichte sie Lewis, der sie sich in den Hosenbund steckte.

»Ich weiß, das war ein furchtbarer Schock, zu viel auf einmal. Das verstehe ich. Aber denk erst mal nach, bevor du etwas überstürzt. Alles, was passiert ist, ist passiert, um dir zu helfen, Morris. Leider ist es jetzt genau anders rum. Du musst uns helfen, damit wir dir helfen können, sonst gibt es dich bald nicht mehr.«

»Ich weiß nicht, warum ich mich nicht schon vor Jahren von dir getrennt habe.«

»Weil ich tolle Arbeit geleistet habe. Das weißt du genauso gut wie ich. Und jetzt muss dir klar sein, was passiert, wenn du nicht mitspielst. Unser Lewis wird dir eine Kugel in den Kopf jagen. Und weißt du, was er dann wird machen müssen?«

Howard nickte Richtung Straße. Morris brauchte einen Moment, um zu verstehen, worauf Howard hinauswollte.

Dann begriff er es.

»Lieber Gott, um Himmels willen, nein.«

Howard nickte. »Sag's ihm, Lewis.«

»Wir werden Sie umbringen, und dann müssen wir Heather umbringen«, sagte Lewis. »Denn früher oder später wird sie hier reinkommen und Sie suchen.«

»Ich kenne das Gefühl, Morris«, sagte Howard. »Als das alles losging, als Lewis drastische Mittel gegen diese Allison Fitch vorschlug, und ich einwilligte, konnte ich es gar nicht fassen. So weit war ich noch nie gegangen. Nie, das kannst du mir glauben. Was immer ich in der Vergangenheit für dich getan habe, ein Mord war nie dabei. Und dann ... dann ist alles schiefgegangen, es war entsetzlich, und ich fühlte mich noch mieser. Aber weißt du was? Man erreicht einen Punkt, an dem man erkennt: Es gibt kein Zurück. Die Entscheidungen, die man einmal getroffen hat, mit denen muss man leben.«

Morris stützte einen Arm gegen die Tür und legte den Kopf darauf. »Ich brauche eine Minute.«

»Selbstverständlich.«

»Erzählen Sie mir was über diese Frau«, sagte er zu Lewis, der inzwischen die Pistolenmündung von Morris' Schläfe genommen hatte. »Die Sie da gerade umgebracht haben.«

»Eine Auftragsmörderin«, sagte Lewis. »Es hat keine Unschuldige getroffen. Sie hat eine Menge auf dem Kerbholz. Und das Schlimmste war, dass sie's verbockt und Bridget getötet hat. Sie müssen wissen, das konnte ich ihr so oder so nicht ungestraft durchgehen lassen.«

Morris hatte das Gefühl, gleich zusammenzubrechen. Er legte Howard eine Hand auf die Schulter, um sich auch bei ihm abzustützen. Eine Weile standen die drei Männer so da. Lewis und Howard waren offensichtlich bereit zu warten, bis Morris sich gefangen hatte.

Was hatte er denn für eine Wahl?

»Ich will nicht, dass ihr Heather was antut«, sagte er. »Sie ist ... sie ist ein guter Mensch.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass da nichts läuft«, sagte Lewis in einem Versuch, die Stimmung aufzulockern.

»Sie hat zwei Kinder«, sagte Morris. »Zwei kleine Mädchen.«

»Ja, dann.«

Howard sprach ein paar tröstende Worte zu Morris, wiederholte einige von den Argumenten, die er schon vorgebracht hatte.

Schließlich sagte Lewis mit einem Blick auf den Vorhang: »Ich seh mal nach den beiden.«

»Diese Sache mit Vachon, über die will ich gern mehr wissen. Tu, was notwendig ist, um rauszufinden, ob der uns einen Haufen Scheiß erzählt.«

»Vachon?«, wiederholte Morris.

»Lange Geschichte«, sagte Howard. Dann zu Lewis: »Sobald wir uns sicher sein können, dass wir von dieser Seite nichts zu befürchten haben, will ich ... also, dann will ich, dass das so rücksichtsvoll wie möglich erledigt wird.«

»Ja, ja. Mach dir keine Sorgen.«

Lewis ging nach hinten.

»Howard«, sagte Morris, »um Himmels willen, nein, du kannst doch nicht –«

»Scheiße!« Das war Lewis. Er zog den Vorhang zurück und rief nach Howard:
»Wir haben ein Problem.«

Siebenundsechzig

Nicole ist beim Abgang vom Stufenbarren. Doppelter Salto rückwärts gehockt, ganze Schraube zum Stand. Doppelter Salto rückwärts gebückt. Unterschwing mit halber Drehung zum Salto rückwärts gehockt, ganze Drehung zum Stand.

Der Abgang gelingt nicht.

Mal für Mal landet sie auf dem Kopf.

Immer wieder. Ihr Kopf bohrt sich wie ein Flugkörper in die Matte. Sie spürt ihren Willen brechen. Der Schmerz ist ungeheuer. Ihr dröhnt der Kopf.

Es wird noch schlimmer. Ein Eispick dringt von unten durch die Matte. Nach der Kopflandung fällt sie um, und der Pick durchstößt ihre Brust.

Es geschieht wieder und immer wieder. Sie lässt den Holm los, wirbelt durch die Luft, schraubt sich, dreht sich, aber nichts gelingt, wie es soll. Sie befiehlt ihrem Körper, sich in eine Richtung zu drehen, er dreht sich in die andere.

Das passiert nicht wirklich, redet sie sich ein. *Das kann nicht sein*.

Nicole hatte recht. Es passierte tatsächlich nicht. Es stimmte allerdings, dass ihr Kopf verletzt war und dass sie einen Schlag auf die Brust bekommen hatte.

Langsam fiel ihr alles wieder ein. Noch ehe sie die Augen aufschlug, ergab alles einen Sinn.

Lewis hatte auf sie geschossen.

Genau.

Einfach so. Weil er Morris beeindrucken wollte. Sie hatte damit gerechnet, dass Lewis es früher oder später tun würde. Nur in diesem Moment hatte sie es nicht erwartet.

Doch sie hatte auch gewusst, dass *das* geschehen konnte. Dass man auf der Hut und trotzdem nicht darauf gefasst sein konnte.

Die Kugel hatte sie mit voller Wucht erwischt. Nicole überlegte, ob das Geschoss die eng anliegende Schutzweste vielleicht durchschlagen hatte. Wohl nicht. Es fühlte sich eher an, als ob sie einen Tritt bekommen hätte.

Es war nicht die Kugel, die sie außer Gefecht gesetzt hatte, sondern der Aufprall auf das gottverdammte Regal. Sie hatte sich den Kopf an einer Kante angeschlagen und war zu Boden gegangen.

Sie hatte Sterne gesehen, doch jetzt erwachte sie wieder. Und lauschte.

Am besten blieb sie erst mal, wo sie war.

Achtundsechzig

Wo ist er?«, herrschte Lewis mich an. »Wo zum Teufel ist er?«

»Weg«, sagte ich.

Howard tauchte auf. Er starrte auf den leeren Stuhl voller Klebebandfetzen. Es war, als würde jetzt auch das letzte bisschen Farbe aus seinem Gesicht entweichen. »Lieber Gott.« Dann sah er Lewis wütend an. »Du hast ihn entwischen lassen.«

Lewis stürzte durch die Seitentür hinaus, zweifellos in der Hoffnung, Thomas sei gerade erst entkommen und er könne ihn vielleicht noch einholen und zurückschleppen. Thomas war erst ein paar Sekunden weg, maximal eine halbe Minute, aber wenn er in vollem Tempo losgesprintet war, dann hatte er natürlich mehr als nur eine Nasenlänge Vorsprung.

Hoffentlich hatte Thomas verstanden, dass er die Polizei holen sollte, obwohl ich es ihm nicht ausdrücklich gesagt hatte. Ich hatte nur von Hilfe gesprochen. Ich war davon ausgegangen, dass er wusste, was damit gemeint war, doch kaum war er zur Tür hinaus, bereute ich, keine konkreteren Anweisungen gegeben zu haben.

Im Augenblick war er meine einzige Hoffnung.

»Wie ist er – wie zum Teufel konnte er sich befreien?«, fragte Howard.

»Ich habe Ihnen ja gesagt, er ist sehr talentiert«, sagte ich, möglicherweise mit einem Anflug von Überheblichkeit. »Vielleicht holt er Vachon. Vielleicht haben seine Leute da draußen auf ihn gewartet. Bin gespannt, was sie tun werden, wenn er ihnen erzählt, was Sie –«

Howard verlor die Beherrschung. Er holte weit aus und schlug mir mit dem Handrücken ins Gesicht, mit einer Kraft, die ich dem Kugelzwerg gar nicht zugekraut hätte.

»Sparen Sie sich den Scheiß!«, fuhr er mich an.

Meine Wange brannte, mein Hirn ratterte.

Der Vorhang wurde zur Seite gerissen. Es war Morris. »Verdammt, was ist passiert?«

»Einer ist entkommen«, sagte Howard. »Der mit dem Atlas im Kopf.«

»Atlas?« Es gab noch vieles, was Morris nicht wusste.

»Lewis sucht ihn gerade. Ich flehe zu Gott, dass er ihn findet.«

»Du kannst so nicht weitermachen«, sagte Morris. »Es ist vorbei. Du hast es nicht mehr im Griff. Du hast *dich* nicht mehr im Griff. Schon seit Monaten nicht mehr.«

Er zog sein Handy heraus und hielt es ihm hin. »Du hast meine Pistole genommen, aber das hier hast du vergessen. Ich habe Heather den Rest der Nacht freigegeben. Genauer gesagt, ich habe ihr die nächsten Tage freigegeben. Ihr gesagt, sie soll wegfahren. Ich wollte kein Risiko eingehen. Sie ist weg. Ich glaube, das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat, Howard. Dass du Heather bedroht hast. Eine völlig unschuldige Person. Du schreckst vor gar nichts mehr zurück.«

Howard sah ihn an. Zweifellos versuchte er die Tragweite von Morris' Bemerkung abzuschätzen.

»Was hast du ihr sonst noch gesagt?«

»Ich habe ihr gesagt, dass ihr mich nach Hause bringt. Du und Lewis.«

»Das heißt also, wenn dir was passiert, dann weiß sie Bescheid.«

Morris nickte. Seine Stimme war merkwürdig ruhig. »Lass diesen Mann gehen. Und du und Lewis tötet gut daran, euch zu stellen. Entweder das, oder ihr seht zu, dass ihr bis Mittag mit neuen Pässen in einem Flugzeug nach Bolivien sitzt. Du kennst die besten Anwälte in der Stadt, Howard. Such dir einen für dich und einen für Lewis. Dann läuft die Uhr. Jeder sieht zu, dass er für sich das meiste herausholt, indem er den anderen hinhängt. Niemand weiß besser als wir, wie dieses Spiel gespielt wird. Das ist mehr oder weniger das, was ich selbst auch tun werde. Howard, lass diesen Mann gehen.«

Ich arbeitete schon daran. Seit Thomas weg war, hatte ich an meinen Handfesseln gezerrt. Hatte mit den Fingerspitzen an den Rändern gezupft, um sie wenigstens ein bisschen zu lockern.

»Schön wär's, wenn es so einfach wäre, Morris«, sagte Howard.

Lewis kam zurück. Außer Atem. »Keine Spur von ihm«, keuchte er.

»Morris sagt, wir sollen uns Anwälte besorgen«, sagte Howard.

»Was?«

»Er spielt nicht mit.«

Lewis lächelte höhnisch. »Morris, ich dachte, wir hätten eine Abmachung. Was ist mit –«

»Heather ist weg«, sagte Morris. »Und ich gehe jetzt auch. Keine Sorge. Ich nehme mir ein Taxi.«

Morris schob den Vorhang zur Seite und ging zur Ladentür. Lewis folgte ihm mit gezückter Pistole. »Morris«, rief er.

Ich hörte dasselbe kurze Sirren wie vorhin, als Lewis auf Nicole geschossen hatte. Dann etwas Schweres, das zu Boden fiel.

Howard sah nicht nach. Zog den Vorhang nicht zur Seite. Er wusste, was geschehen sein musste. Lewis kam zurück, ging an Howard vorbei direkt auf mich zu und stellte sich rechts neben mich.

»Wo würde Ihr Bruder hingehen?«, fragte er mich. »Hat er genug Verstand, zur Polizei zu gehen, oder wird er sich nur irgendwo verstecken?«

Ich konnte auch Letzteres nicht ganz ausschließen. »Keine Ahnung«, sagte ich. »An Ihrer Stelle würde ich vom Schlimmsten ausgehen.«

Wie Howard vorhin hatte jetzt offensichtlich auch Lewis das Bedürfnis, Dampf abzulassen. Also verpasste auch er mir eine. Allerdings keine Ohrfeige, sondern einen Schlag mit der Pistole. Mein rechtes Ohr explodierte vor Schmerz, und das linke berührte fast meine Schulter. Ich schrie auf, und sekundenlang drehte sich alles.

In diesem Moment fehlender Orientierung bildete ich mir ein, Nicoles Arm habe sich bewegt und fast unmerklich einen kleinen Spielzeugmüllwagen berührt. Er war bei ihrem Aufprall aus dem Regal gefallen und auf den Rädern gelandet, und jetzt sah es aus, als sei er ein paar Millimeter nach vorne gerollt. Aber da sich in den Sekunden nach dem Schlag so ziemlich alles um mich herum bewegte, glaubte ich an eine Sinnestäuschung.

»Von einem müssen wir auf jeden Fall ausgehen. Viel Zeit haben wir nicht«, sagte Lewis.

»Toll«, sagte Howard. »Einfach toll. Die Polizei kann jeden Moment hier sein, und wir müssen drei Leichen verschwinden lassen.«

Ich war zwar noch nicht tot, ging aber meinerseits davon aus, es könne nicht mehr lange dauern. Und fing wieder an, meine Handgelenke zu drehen.

»Dafür haben wir keine Zeit mehr«, sagte Lewis. »Wir müssen einfach nur weg.«

»Und wohin, verdammt noch mal?«

»Ich kenne Leute«, sagte Lewis. »Ich kenne jemand, der uns verstecken kann, bis wir die nötigen Papiere beisammen haben.«

»Mein Gott, du hast das Ganze von Anfang an vermässelt«, sagte Howard. »Schon, als du gesagt hast, dass wir die Fitch aus dem Verkehr ziehen müssten. Dann hast du sie angeheuert«, er zeigte auf Nicole, »und dann hast du auch noch diesen Halbverrückten entkommen lassen.«

»Ich kann auch allein gehen«, sagte Lewis, der um mich herum ging und jetzt zwischen mir und Nicole stand. »Wenn dir das lieber ist.«

»Herrgottnochmal.« Kopfschüttelnd gab Howard sich geschlagen. »Lass uns das hier zu Ende bringen und verschwinden.«

Ich drehte und drehte. Ich hatte mir überlegt, dass ich mich, wenn ich meine Hände frei bekam, mitsamt dem Stuhl auf Lewis stürzen und ihn an der Gurgel packen könnte. Oder sonst irgendwo. Denn er hatte die Pistole in der Hand, und ich wusste, er hatte die Absicht, sie in den nächsten Sekunden gegen mich zum Einsatz zu bringen.

Aber so weit war ich noch nicht.

»Na dann«, sagte Lewis und winkelte den Arm an, so dass die Pistole auf meinen Kopf zielte.

Dann schrie er unvermittelt vor Schmerz auf. Brüllte wie am Spieß.

Ich folgte seinem Blick auf die Ursache seines Schmerzes.

Es war zwar kein Spieß, aber immerhin ein Eispick, der seinen Unterschenkel durchbohrt hatte.

Neunundsechzig

Wo ist Ray?«, fragte Julie Thomas. »Denk nach, ja? Denk nach.«

Sie saßen vor dem Laden ihrer Schwester bei laufendem Motor in Julies Wagen. Candace stand auf dem Bürgersteig, beobachtete sie und fragte sich offenbar, was hier los war.

»Es war dunkel, und ich bin gerannt«, sagte Thomas. Er zitterte am ganzen Leib, und seine Kleider waren schweißgetränkt. »Ich bin so schnell gerannt, ich hab überhaupt nicht aufgepasst. Erst an der St. Mark's/Ecke First Avenue.« Er sah Julie an. »Es war genau wie auf Whirl360, aber man konnte alles berühren und riechen.«

»Konzentrier dich«, sagte Julie. »Du sagst, du bist auf die Gasse hinausgelaufen und dann vor zur Straße. Welche Richtung hast du dort eingeschlagen?«

»Rechts.«

»Du bist nicht an dem Laden vorübergelaufen, in den sie euch gebracht haben?«

»Nein, in die andere Richtung.«

»Was war das Erste, woran du vorbeigekommen bist?«

Thomas überlegte. »Das war eine Schneiderei. Dann ein Fahrradgeschäft. Dann ...«

»Was ist?«

»Ich glaube, es hieß Mike's Bikes«, sagte er.

»Sehr gut.« Julie nahm ihr Handy vom Armaturenbrett. »Ich seh mal nach, ob ich's finde.«

»Warte«, sagte Thomas. Er hatte die Augen jetzt geschlossen. »Mike's Bikes. Das ist neben der Schneiderei.« Ruckartig legte er den Kopf ein wenig schief, hielt inne, ruckte, hielt wieder inne.

»Was machst du da?«, fragte Julie.

»Ich gehe die Straße entlang«, antwortete Thomas. In seinem Kopf klickte er sich mit seiner Maus durch Straßenansichten auf Whirl360.

»Welche Straße?«

»4. Straße«, sagte er. »4. Straße Ost.«

Julie hatte bereits den Gang eingelegt. Ohne ihrer Schwester auch nur zuzuwinken, stieg sie aufs Gas und preschte los. Thomas' Kopf flog gegen die Kopfstütze. Er öffnete die Augen.

»Ich kann dir sagen, wie du hinkommst«, sagte er.

»Das schaff ich auch selbst. Aber sag mir, wo da.«

Thomas schloss wieder die Augen. Sein Kopf fing wieder an zu rucken. »Ich bin bei einem Antiquitätenladen«, sagte er. »Ferber's Antiques. Das im Schaufenster sieht aus wie Spielzeug.«

»Hausnummer?«

Er sagte sie ihr. »Ich glaube, das ist der Laden. Da drin ist Ray.«

Julie überfuhr eine rote Ampel, bog in eine Seitenstraße, gab wieder Vollgas.

»Hast du eine Pistole?«, fragte Thomas. Er hatte die Augen wieder geöffnet.

»Was?«

»Hast du eine Pistole? Der Mann hatte eine Pistole, und die Frau hatte einen Eispick.«

»Nein, hab ich nicht. Scheiße!«, fluchte Julie. Ihr war gerade klargeworden, dass sie diesen Laden nicht allein stürmen konnte.

Sie brauchte die Polizei und die Feuerwehr. Aber für Erklärungen hatte sie keine Zeit. Julie zeigte auf ihr Handy. »Wähl den Notruf, dann gib's mir.«

Thomas nahm das Telefon. »Drückt man zuerst die Sprechaste und dann die Nummer?«

Sie riss es ihm aus der Hand, blickte ein paarmal zwischen Handy und Windschutzscheibe hin und her, und hielt es sich dann ans Ohr.

Als sich die Notrufzentrale meldete, legte Julie alle ihr zu Gebote stehende Panik in ihre Stimme und sagte: »Es brennt! Hinten bei Ferber's glaub ich! Dem Antiquitätenladen in der 4. Straße Ost! Und ich glaube, ich habe auch Schüsse gehört!« Sie gab die Hausnummer an, legte auf, bevor man ihr noch irgendwelche Fragen stellen konnte, und warf Thomas das Handy in den Schoß.

Hatte schon zu Schulzeiten funktioniert, wenn sie sich vor einem Test drücken wollte.

Der Eispick hatte Lewis zwölf Zentimeter unter dem Knie ins rechte Bein getroffen. Nicole hatte so viel Kraft in den Stoß gelegt, dass er durch die Jeans hindurch und auf der anderen Seite wieder herausgedrungen war, die Spitze blutrot.

Lewis verlor das Gleichgewicht, fiel schreiend auf die Knie und zerdrückte dabei eine der Spieleschachteln. Er ließ seine Waffe fallen und versuchte, den Griff des Picks zu packen, um ihn herausziehen zu können.

Das war nichts, was ich unbedingt sehen wollte, doch ich konnte den Blick nicht abwenden. Howard ging es genauso. Was wir zu guter Letzt zu sehen bekamen, war allerdings noch schlimmer. Nicole setzte sich auf und erwischte den Eispick schneller als Lewis. Doch sie zog ihn nicht heraus, um ihn ihm an einer anderen Stelle erneut hineinzurammen. Und sie trieb ihn auch nicht noch tiefer hinein. Sie riss daran, so dass er sich seitwärts einen neuen Weg durch Lewis' Fleisch bahnte. Lewis schrie wieder auf und schlug wild mit dem Bein um sich. Er traf Nicole, die auf der Seite lag und sich auf einen Arm gestützt hatte, mitten in die Brust.

Sie fiel auf den Rücken, war aber gleich wieder auf den Beinen.

Lewis robbte herum und suchte seine Waffe. Sie lag in einer rasch größer werdenden Pfütze seines eigenen Blutes. Er wollte sie ergreifen, doch wieder war Nicole schneller.

Sie umklammerte den Griff, der feucht war vom Blut und richtete den Lauf auf Lewis' Kopf. Er hatte sich auf den Rücken gerollt, sich mit den Armen halb aufgerichtet und rutschte rückwärts, wie ein Krebs, das verletzte Bein hinter sich herziehend.

Nicole lag jetzt auf den Knien, hielt die Pistole mit beiden Händen umklammert. Ihre Arme waren gestreckt und ruhig. »Ich hasse Schusswaffen«, sagte sie. Ihre Bluse war aufgerissen, darunter war etwas Dunkles, Gepolstertes zu sehen.

Eine schusssichere Weste.

»Nicole«, sagte Lewis. »Hör mal, hör mir –«

Sie drückte ab und schoss ihm ein Stück des Schädels weg. Er fiel nach hinten. Der Boden um ihn herum war eine einzige Masse von Blut, Knochen und Hirn.

Howard schlug sich eine Hand vor den Mund, als müsse er sich übergeben. Er drehte sich um, riss den Vorhang zur Seite und rannte los. Nicole stürzte ihm nach.

Aus der Ferne hörte ich Sirenen.

Ich riss mir das Klebeband von der linken Hand und zerrte an dem Band, mit dem ich an die Stuhllehne gefesselt war.

Die Sirenen wurden lauter.

Aber noch näher, in der Hintergasse, war ein Wagen zu hören, der mit quietschenden Reifen zum Stehen kam. Jemand schrie. Eine Frau.

»Thomas!«

Scheiße.

Es gelang mir, mich vom Stuhl loszureißen. Über verstreutes Spielzeug hinweg hechtete ich vor zu Lewis' Leiche.

Er hatte eine Pistole im Hosenbund stecken. Vielleicht war es die von Morris.

Im Vorderraum hörte ich *pfft, pfft*, dann das Geräusch eines weiteren fallenden Körpers.

Von draußen: »Ray!«

»Thomas, bleib stehen.«

Julie.

Ich lag auf den Knien und wollte die Waffe packen, da wurde der Vorhang wieder aufgerissen. Ich blickte hoch und sah gerade noch, wie Nicoles Stiefel sich meinem Gesicht näherte.

Er traf mich mit voller Wucht am Kinn.

Ich sah Sterne und fiel hintenüber. Instinktiv streckte ich die Arme aus, um mich abzufangen, trotzdem war die Landung extrem schmerzhaft. Etwas Scharfes bohrte sich mir in den Rücken und flitzte dann unter mir weg. Ein Spielzeugmüllwagen.

Meine rechte Hand berührte einen der anderen Gegenstände, die vom Regal gefallen waren. Noch bevor ich ihn sah, fühlte ich, dass er halb aus Kunststoff, halb aus Metall war.

Nicole zielte auf mich. Doch ehe sie abdrücken konnte, gab es in dem kurzen Flur, der zum Hinterausgang führte, einen heftigen Schlag.

Eine Tür war aufgefliegen.

»Ich bringe Hilfe!«, schrie Thomas. »Ich hab Julie mitgebracht!«

»Nein!«, schrie Julie. Es klang, als sei sie direkt hinter ihm.

Nicoles Blick huschte in die Richtung, aus der die Stimmen kamen, und die Pistole folgte. Thomas wäre tot in dem Moment, in dem er auftauchte.

Ich sah nach, worauf meine rechte Hand zu liegen gekommen war. Es war die blaue Steuerfeder eines etwa dreißig Zentimeter langen Rasen-Dart-Pfeils mit Metallspitze.

Es war nicht gerade ein Wurfspeer. Aber ich war nicht nur ein guter Speerwerfer in der Highschool gewesen, ich war auch ein verdammt guter Dart-Spieler.

In den Millisekunden, ehe Thomas hereingerannt kam, hoffte ich, dass Pfeilewerfen war wie Radfahren. Etwas, das man nie verlernte.

Mein Kopf dröhnte, mein Kiefer und mein Rücken schmerzten, dennoch gelang es mir, den Pfeil blitzschnell am hinteren Ende zu packen, weit auszuholen und ihn mit aller Kraft vorwärtszustoßen.

»Ray!«

Thomas stürmte herein.

Der Pfeil bohrte sich in Nicoles Hals. Vier Zentimeter vielleicht. Tief genug, um stecken zu bleiben.

Sie öffnete den Mund, doch es kam kein Ton heraus. Ohne die Pistole in ihrer rechten Hand loszulassen, riss sie die linke nach oben. Sie packte den Pfeil und riss ihn heraus.

Es spritzte in alle Richtungen.

Wie Wasser aus einem Wasserhahn.

Doch es war Blut.

Nicole ließ den Pfeil fallen und presste die linke Hand auf die Wunde. Jetzt ließ sie auch die Waffe fallen, drehte sich um und taumelte zum Schreibtisch.

Sie hustete, und Blut quoll ihr aus Mund und Hals. Sie stützte sich am Schreibtisch ab, wenn auch nur wenige Sekunden. Als das Sirenengeheul fast ohrenbetäubend nahe klang, fiel sie zu Boden.

Jetzt war auch Julie im Raum. Beim Anblick des Gemetzels blieb sie wie angewurzelt stehen. Ein Feuerwehrmann, der hinter ihr hereingestürzt kam, rannte sie beinahe über den Haufen.

»Ray?«, sagte sie.

Thomas half mir bereits auf. »Guck mal, wen ich gefunden hab«, sagte er. »Ich hab Julie mitgebracht.« Er lächelte. »Ich bin wieder da.«

Einundsiebzig

Im Laufe der folgenden vierundzwanzig Stunden mussten Thomas, ich und Julie eine Menge Fragen beantworten. Gestellt von allen möglichen Behörden. Getrennt und gemeinsam. Von der Polizei der Stadt New York, von der Polizei des Staates New York, vom FBI. Vielleicht auch noch von der Hafenpolizei. Möglich wär's. Später erfuhr ich, dass sogar jemand vom Heimatschutz da gewesen war. Doch es waren so viele gewesen, die uns Löcher in den Bauch gefragt hatten, dass ich sie nicht mehr hatte auseinanderhalten können.

Als wir einen Augenblick allein waren, brachte Thomas seine Enttäuschung darüber zum Ausdruck, dass sich niemand von der CIA blicken ließ. »Man sollte doch meinen, dass sich einer dafür interessiert, wie's mir geht«, flüsterte er. Ich sah den Ausdruck in seinen Augen. Er war gekränkt.

Das Gute an diesen stundenlangen Befragungen war, dass auf diese Art auch wir mitbekamen, was geschehen war. Die Lücken füllten sich Stück für Stück, hauptsächlich deshalb, weil die Feuerwehr und der Notarzt noch rechtzeitig gekommen waren, um Howard Talliman und Morris Sawchuck zu retten. Man hatte sie beide blutend auf dem Boden im vorderen Teil des Spielzeugladens gefunden.

Talliman, der in kritischem Zustand war, hatte sich noch nicht sehr gesprächig gezeigt. Sawchuck jedoch, der einen Lungenschuss erlitten hatte und dessen Zustand als ernst beschrieben wurde, erzählte den Strafermittlern alles, was er wusste. Er hing an diversen Geräten, die seine Atmung unterstützten, deshalb tippte er die Antworten auf die Fragen, die man ihm stellte, so schnell er konnte in das Laptop, das man ihm auf die Intensivstation gebracht hatte.

Die Erklärung für vieles von dem, was sich ereignet hatte, hatten wir noch während unserer Entführung erhalten. Fitchs Erpressungsversuch führte zu dem Mordauftrag. Was sie wirklich gewusst oder zu wissen behauptet hatte, erschloss sich uns allerdings nie wirklich. Bridget Sawchuck wurde versehentlich getötet. Das Ehepaar in Chicago war Nicole im Laufe ihrer Mission, das Foto der ersticken Frau aus dem Internet verschwinden zu lassen, zum Opfer gefallen.

Das war's im Großen und Ganzen.

Lewis Blocker war natürlich tot.

Und Nicole konnte nicht mehr gerettet werden. Es stellte sich heraus, dass Nicole nicht ihr richtiger Name war. Es hieß, in einem früheren Leben sei sie Sportlerin

gewesen und hätte sogar an irgendwelchen Olympischen Spielen teilgenommen – das erklärte den kraftvollen Tritt –, aber da war noch viel Ermittlungsarbeit zu leisten.

Ich war nicht stolz darauf, die Frau umgebracht zu haben. Ich wusste, ich hatte keine Wahl gehabt, aber es war mir keine Genugtuung, dass sie tot war. Ich würde bestimmt eine Zeitlang Alpträume deswegen haben.

Das A und O des Ganzen war jedoch: besser sie, als ich. Oder Thomas.

Viele der Fragen, die man mir stellte, als ich allein befragt wurde, betrafen Thomas und seinen seltsamen Zeitvertreib. Ich wusste, sie hatten sich mit Dr. Grigorin in Verbindung gesetzt, und auch unseren Freunden Parker und Driscoll vom FBI hatten sie ihre Aufwartung gemacht. Sie bestätigten meine Aussage im Großen und Ganzen: Thomas war sicher ein Unikum, aber keine Gefahr, weder für sich noch für andere. Zu guter Letzt sah es sogar so aus, als seien die verschiedenen Vollzugsbehörden überzeugt, dass Thomas nicht nur harmlos, sondern sogar ein Held war. Der Mord an Bridget Sawchuck wäre ohne seine Entdeckungsreisen im Internet nie ans Licht gekommen.

Was nicht thematisiert wurde, war, dass ebendiese Entdeckungsreisen Kyle und Rochelle Billings schließlich das Leben gekostet hatten. Ob Thomas das in den Sinn gekommen war, konnte ich nicht sagen, und ich vermied tunlichst, ihn darauf hinzuweisen. Vielleicht, weil ich an ihrem Tod genauso schuld war wie er. Ich war schließlich der Idiot, der den Ausdruck gut sichtbar in der Hand gehalten hatte, als ich an die Tür von Allison's ehemaliger Wohnung klopfte, und offensichtlich von einer Überwachungskamera dabei gefilmt wurde.

Nur von dem Anruf, den Lewis in Thomas' Zimmer entgegengenommen hatte, wusste niemand etwas. Thomas sagte mir, er habe ihn nicht erwähnt, und ich ebenso wenig.

Nach allem, was passiert war, zog Thomas sich noch mehr in sich zurück. Ereignisse wie diese wären sicher für jeden traumatisch gewesen. Trotzdem fragte ich mich, ob Thomas womöglich gerade aufgrund seiner besonderen Veranlagung besser damit zurechtkam. Normalerweise schottete er sich von der Welt ab, außer von jenem Teil, der online zugänglich war. Vielleicht hatte diese Mauer um ihn herum ihn auch ein wenig vor dem wahren Ausmaß des Grauens geschützt.

Ich wusste es nicht.

Er war jedoch ziemlich grüblerisch. Vielleicht hatte es aber weniger mit unseren jüngsten Erlebnissen zu tun als mit dem, wovon er mir hatte erzählen wollen, bevor Nicole und Lewis uns überfielen. Von diesem Vorfall, als er dreizehn gewesen war, dem Auslöser für das Zerwürfnis zwischen Dad und ihm.

Damals hatte er gesagt, er könne sich vorstellen, mit Julie darüber zu reden, doch noch war es nicht so weit. Wir mussten uns erst wieder fangen, ehe wir uns dem nächsten ernstesten Thema zuwenden konnten.

Außerdem ging auch mir so einiges im Kopf herum.

Ich hatte in Betracht gezogen, hierzubleiben und mit Thomas im Haus unseres Vaters zusammenzuwohnen, zumindest für eine Weile. Doch als ich Thomas meine Idee vortrug, war er zu meiner Überraschung nicht besonders angetan.

»Ich glaube nicht, dass ich mit dir zusammenwohnen möchte«, sagte er. »Schau dir an, in was für Schwierigkeiten du mich gebracht hast.« Er wolle lieber in dieses Heim ziehen, das ich mir für ihn angesehen hatte, vorausgesetzt, er dürfe seinen Computer behalten.

Trotzdem blieb mir immer noch die Möglichkeit, meine Wohnung in Burlington zu verkaufen und in Dads Haus zu ziehen. Dann wäre ich in Thomas' Nähe und könnte nach ihm sehen, so oft ich wollte. An unserem letzten Morgen in New York City redeten wir beim Frühstück übers Reisen. Thomas sagte, er würde gerne das Schaufenster einer bestimmten Konditorei in Paris berühren.

»Ich glaube, wenn wir schon so weit wegfahren, dann wollen wir auch hineingehen und von den Köstlichkeiten probieren«, meinte ich.

»Könnten wir machen«, sagte er.

Doch unsere Zukunftspläne waren nicht alles, woran ich immer wieder denken musste. Auch dieser Anruf ging mir nicht aus dem Kopf. Julie brachte uns in ihrem Wagen nach Hause.

Bei unserer Rückkehr zum Haus meines Vaters stand ein Polizeiwagen quer in der Einfahrt. Ich hätte es mir eigentlich denken können. Die Presse hatte Wind von unserer Geschichte bekommen und sich an unsere Fersen geheftet. Bis jetzt hatten wir einen großen Bogen um Journalisten gemacht, und das nicht nur, weil ich keine Lust auf den ganzen Rummel hatte. Ich wollte auch sicherstellen, dass Julie vor allen anderen Gelegenheit bekam, detailliert und aus erster Hand über uns zu berichten. Ein Exklusivbericht, wie man ihn sich sensationeller nicht wünschen konnte.

Der Uniformierte hinter dem Lenkrad stieg aus, um zu sehen, wer wir waren. Als er unsere Ausweise kontrolliert hatte, machte er uns den Weg frei. Julie fuhr vors Haus und hielt an. Thomas stieg als Erster aus. Er war zwar nicht gerade jemand, der seine Gefühle offen zeigte, dennoch bemerkte ich, wie froh er war, wieder zu Hause zu sein.

Als er sich der Veranda näherte, rief ich ihm nach: »Rühr das Telefon in deinem Zimmer nicht an.«

»Warum?«

»Darum«, sagte ich. »Halt dich am besten fern davon.«

Er erhob keine Einwände. Aus Telefonen machte er sich ohnehin nicht besonders viel. Was er wirklich kaum ertrug, war die Tatsache, dass er keinen Computer mehr hatte, an den er sich flüchten konnte. Er hatte mich auf der Heimfahrt mindestens zehnmal gefragt, wann wir ihm einen neuen besorgen würden.

Ich ging zur Fahrertür. Julie ließ das Fenster herunter.

»Danke«, sagte ich und beugte mich zu ihr hinein.

»Das sagst du ziemlich oft.«

»Das ist, weil du so verdammt hilfsbereit bist.«

»Ich fahr gleich ins Büro. Ich muss einen Artikel schreiben. Hab ich dir schon davon erzählt?«

»Ein bisschen.«

»Vielleicht ruf ich dich später an.«

»Kann's gar nicht erwarten«, sagte ich, beugte mich noch weiter vor und küsste sie.

Ich sah ihr nach, dann ging ich ins Haus. Ich wollte eigentlich gleich hinauf zu Thomas gehen, doch dann sah ich das Lämpchen am Telefon in der Küche blinken und beschloss, davor noch schnell die Nachrichten abzuhören.

Es gab fünf.

»Hey, Ray. Hier ist Alice. Harry hat noch ein paar Sachen für Sie zum Unterschreiben. Melden Sie sich bitte.«

Piep. Ich drückte auf die 7, um die Nachricht zu löschen.

»Ray? Hey, hier ist Harry. Alice hat dir gestern aufs Band gesprochen. Ruf mich zurück.«

Piep. Wieder drückte ich auf die 7.

»Ray, Menschenkind, Harry hier. Ich hab die Nachrichten gesehen. Ich hoffe, euch geht's gut. Hör mal, ruf mich zurück, wenn ihr wieder da seid.«

Piep. Wieder die 7.

»Hi, ich hätte gerne mit Thomas oder Ray Kilbride gesprochen. Mein Name ist Tricia, und ich bin Produzentin von *Today*, und wir würden sehr gerne mit Ihnen reden. Es ist sehr wichtig, dass —«

Diesmal wartete ich nicht bis zum *Piep*. Drückte die 7.

»Hallo, hier ist Angus Fried von der *New York Times*. Ich —«

7.

Ich war völlig ausgedörrt. Ich ließ das Wasser laufen, bis es ganz kalt war, dann füllte ich ein Glas und trank es in einem Zug aus.

Es war Zeit.

Ich hatte keine Ahnung, was ich erfahren würde, wenn ich mir ansah, wer Thomas unter seiner eigenen Nummer angerufen hatte. Vielleicht nichts. Vielleicht war die Nummer des Anrufers unterdrückt, und seine Identität würde für immer ein Geheimnis bleiben.

Ich stellte das leere Glas in die Spüle und ging zur Treppe.

Es klopfte.

Ein übergewichtiger Mann mittleren Alters stand vor der Tür und hielt mir seinen Ausweis hin. Er trug einen zerknitterten Anzug, sein Hemdkragen stand offen, die Krawatte hatte er gelockert.

»Mr. Kilbride?«, sagte er. »Unser Mann unten an der Einfahrt hat mir gesagt, dass Sie wieder da sind. Wie ich höre, haben Sie ein paar ziemlich turbulente Tage hinter sich. Wir beide hatten leider keine Gelegenheit, unser Telefongespräch zu Ende zu führen. Ich bin Barry Duckworth von der Polizei in Promise Falls. Sie haben ganz schön was mitgemacht. Ich habe alles darüber gehört. Aber warum ich hier bin: Ich würde gern noch mal mit Ihnen über Ihren Vater sprechen.«

Zweiundsiebzig

Kommen Sie herein«, sagte ich.

Detective Duckworth und ich setzten uns ins Wohnzimmer. »Ich kann mir vorstellen, dass Sie das erst verdauen müssen, was Sie in den letzten Tagen erlebt haben. Wie geht es Ihnen denn?«

»Geht schon. Es war ... grauenhaft.«

»Ja, das ist wohl ein passendes Wort. Ich würde gern unser unterbrochenes Gespräch fortsetzen. Glauben Sie, Sie sind schon so weit?«

»Sicher«, sagte ich. »Mir kommt es vor, als liege das eine Ewigkeit zurück.« Ich rieb mir die Stirn. »Sie hatten mit meinem Vater gesprochen?«

»Genau.«

»Er hat sich an Sie gewandt?«

»Ja.«

»Was hat er gesagt?«

Duckworth setzte sich bequem hin und plazierte die Arme auf den Armlehnen. »Ihr Vater wollte über etwas mit mir sprechen, das Ihrem Bruder Thomas zugestoßen ist, als er noch ein Teenager war. Jahrelang hat er nicht geglaubt, dass das wirklich passiert ist, er hat Ihrem Bruder nicht geglaubt. Weil er, na ja, wie soll ich sagen ...?«

»Mein Bruder ist nicht gerade das, was man einen glaubwürdigen Zeugen nennen würde.«

»Sie sagen es.«

»Weil er Stimmen hört, wo nichts zu hören ist, Verschwörungen sieht, wo nichts zu sehen.« Ich zögerte. Dann fügte ich hinzu: »Meistens jedenfalls.«

»Deshalb sträubte sich alles in Ihrem Vater, Ihren Bruder ernst zu nehmen, als der vor vielen Jahren zu ihm kam und von einem Übergriff erzählte. Ja, er weigerte sich rundweg, ihm zu glauben, weil Thomas einen Freund ihres Vaters bezichtigte. Er warf Ihrem Bruder vor, sich das alles ausgedacht zu haben, und verbot ihm, das Thema jemals wieder anzuschnelden oder mit irgendwem darüber zu reden.«

»Ein Übergriff«, wiederholte ich. »Thomas hatte gerade angefangen, mir davon zu erzählen, bevor wir entführt wurden.«

»Ein sexueller Übergriff«, sagte Duckworth. »Zumindest ein versuchter. Eine versuchte Vergewaltigung.«

Ich spürte, wie Wut in mir hochkochte. »Wer war es? Was hat Thomas meinem Vater gesagt?«

Duckworth hob eine Hand. »Dazu komme ich noch. Ihr Vater hat mit dem Mann, diesem Freund gesprochen, und der war wie vor den Kopf geschlagen, entsetzt über die Anschuldigung. Er hat sie rundweg abgestritten, und Ihr Vater hat ihm geglaubt. Weil er Thomas nicht glauben konnte. Anscheinend hatte Ihr Bruder damals allerhand phantastische Geschichten auf Lager.«

»Immer schon.«

»Aber dann geschah etwas, was Ihren Vater eines Besseren belehrte.«

»Nämlich?«

Duckworth blickte sich um, sah den neuen Fernseher, den Blue-Ray-Spieler. »Ihr Vater hatte eine Schwäche für solches Hightech-Zeug, stimmt's?«

»Ja, das stimmt. Er hatte schon immer viel übrig für so technische Spielereien. Viele Männer in seinem Alter können mit den ganzen elektronischen Neuheiten nichts mehr anfangen, aber er fand sie toll. Mit dem Fernseher da hat er sich wahnsinnig gern Sport angesehen.«

»Ihr Vater wollte sich auch ein neues Handy kaufen«, sagte Duckworth.

Damit hatte ich jetzt nicht gerechnet. »Woher wissen Sie das?«

»Er hat's mir erzählt. Damit hat das Ganze ja angefangen.«

Ich umklammerte die Armlehnen meines Sessels, als müsste ich mich für eine holprige Fahrt wappnen. »Weiter.«

»Ihr Vater wollte ein Handy, das alles Mögliche konnte. Telefonieren allein war ihm zu wenig. Ich hab auch so ein Wunderding, weiß aber nicht annähernd, was man damit alles anstellen kann. Ein Jahr habe ich gebraucht, um zu verstehen, wie man damit fotografiert. Aber genau dafür wollte Ihr Vater ein neues Handy, zum Fotografieren.«

Ich nickte. »Stimmt.«

»Er erzählte mir, er habe sich schon ein paar angesehen, aber was einem die Verkäufer so aufschwätzen wollen, dem traute er nicht so recht. Die wollen meistens nur das verkaufen, was am teuersten ist. Da erkundigt man sich lieber bei Freunden, was die so sagen. Mundpropaganda und so.«

»Klar.«

»Und einmal, als Ihr Vater mit einem seiner Freunde zusammensaß – und zwar mit genau dem, den Ihr Bruder vor Jahren beschuldigt hat –, da nahm er dessen Handy und sah es sich an. Nur so aus Interesse. Der Freund war gerade nicht im Zimmer, aber Ihr Vater hat sich nichts dabei gedacht. Dass sein Freund etwas dagegen haben könnte oder so. Er wollte sehen, wie die Kamera funktioniert, hat also diese, wie heißt das gleich wieder?, diese Kamera-App angetippt, und die ist dann

auch prompt erschienen. Er hat noch einmal draufgetippt, und da wurden dann die Fotos angezeigt, die der Freund schon geschossen hatte.« Duckworth holte Atem.

»Was?«

»War nicht schön, was Ihr Vater da gesehen hat.«

Ich schluckte. »Was waren das für Fotos?«

»Von Jungs«, sagte Duckworth. »Fotos von sehr jungen Jugendlichen, aber keine netten Familienfotos, wenn Sie verstehen, was ich meine. Jungen im Alter von vielleicht zehn, zwölf, dreizehn Jahren, in provozierenden Posen. Ihr Vater – er konnte sie kaum beschreiben, weil er sie so schrecklich fand.«

»Und das waren Fotos, die sein Freund gemacht hat?«

Duckworth nickte. »Anscheinend war der gerade von einer Reise zurückgekommen. Aus einem Land, wo jemand mit solchen Vorlieben genau das findet, was er sucht. Und in diesem Moment, als er diese Fotos sah, da wusste Ihr Vater plötzlich, dass Ihr Bruder damals die Wahrheit gesagt hatte. Er hatte sich das nicht ausgedacht. Ein Mann, der solche Fotos macht, der konnte sich gut und gerne auch an Ihrem Bruder vergriffen haben.«

»Wer?«, fragte ich. Aber eigentlich kannte ich die Antwort schon.

Duckworth hob wieder die Hand. »Lassen Sie mich fertig erzählen. Als der Freund Ihres Vaters zurückkam, konfrontierte er ihn damit. Sagte, jetzt sei ihm klargeworden, dass Thomas damals die Wahrheit gesagt hatte.«

»Und was sagte der Mann darauf?«

»Der stritt das natürlich kategorisch ab. Wies alle Anschuldigungen weit von sich.«

»Was hat mein Vater dann getan?« Eins wusste ich bereits: Er hatte auf seinem Laptop über Kinderprostitution recherchiert.

»Ich nehme an, erst hat er eine Weile gegrübelt. Dann rief er mich an. Er sagte, es drehe ihm das Herz im Leib um, er hätte Ihren Bruder um Verzeihung gebeten, sie hätten sich fürchterlich gestritten. Er wollte wissen, ob der Mann nach so vielen Jahren noch belangt werden könne wegen dem, was er Thomas angetan hat. Ich habe ihm gesagt, das sei sehr unwahrscheinlich. Eben, weil es so lange zurückliegt. Und weil Ihr Bruder diese Probleme hat. Es würde sehr schwierig werden, eine Verurteilung zu erreichen.«

»Und die Fotos auf dem Handy?«

»Sein Freund hat die bestimmt sofort gelöscht, nachdem Ihr Vater gegangen war. Da machte er sich keine Illusionen, er wollte von mir nur wissen, ob man den Mann hier in den Staaten deswegen belangen könnte. Wegen Sex mit Minderjährigen im Ausland.«

»Thailand«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Ich glaube, wir sprechen hier von Thailand. Ich weiß, das ist nicht das einzige Land auf der Welt, wo so was gang und gäbe ist – ich bin mir sogar verdammt sicher, dass es bei uns nicht viel besser aussieht –, aber einer von Dads Freunden war vor kurzem in Thailand.«

»Ich habe Ihre Frage, wer dieser Freund ist, nicht beantwortet«, sagte Duckworth. »Ich weiß es nämlich nicht. Ihr Vater hat es mir nicht gesagt, weil er sich noch nicht entschieden hatte, was er unternehmen wollte.« Er seufzte. »Und dann hatte er diesen Unfall. Und starb.«

»Ja«, sagte ich. »Dann hatte er diesen Unfall.«

Dreiundsiebzig

Len Prentice«, sagte ich.

»Können Sie den Namen wiederholen?«, fragte Duckworth und zog sein Notizbuch heraus.

»Dad hat jahrelang für ihn gearbeitet. Sie waren Freunde. Thomas mochte ihn nie. Len kam unlängst vorbei und wollte Thomas zwingen, mit ihm irgendwohin zum Mittagessen zu fahren. Vielleicht wollte er herausfinden, was Dad Thomas vor seinem Tod erzählt hat.« Ich überlegte einen Augenblick. »Und er verweist ohne seine Frau. Nach Thailand.«

»Na, das klingt ja sehr interessant«, sagte Duckworth. »Meinen Sie nicht?«

Ich fühlte mich völlig ausgelaugt. Nach allem, was in den letzten Tagen vorgefallen ist, jetzt auch noch das. »Dieser Hurensohn. Dieses perverse Schwein. Vergreift sich an Thomas und weiß genau, ihm passiert nichts, denn wenn Thomas je den Mund aufmacht, kann Len einfach sagen: ›Hey, du weißt doch, der Junge ist nicht ganz richtig im Kopf.««

»Das ist ja das Infame«, sagte Duckworth. »Sie suchen sich immer die Schwächsten. Menschen, die sie kontrollieren können.«

Das Blut pochte in meinen Schläfen. Am liebsten wäre ich in meinen Wagen gestiegen und zu Len Prentice gefahren. Ich hätte ihn an Ort und Stelle erwürgt. Mit bloßen Händen.

»Thomas hat jahrelang nicht ein Wort darüber verloren«, sagte ich.

»Weil er sich beim ersten Mal, als er es Ihrem Vater erzählte, so viel Ärger eingeandelt hat«, sagte Duckworth. »Er wollte es einfach hinter sich lassen.«

»Und als mein Vater alles wieder ausgrub, als er Thomas sagte, dass er ihm jetzt glaube, wie muss Thomas sich da gefühlt haben?«, überlegte ich laut. »Es muss ihn rasend gemacht haben. Dass Dad jetzt bereit war, etwas zu unternehmen. Jetzt, wo alles zu spät war.«

Duckworth nickte ernst. »Gut möglich.«

Ich hielt mir den Kopf mit den Händen. »Das wird mir alles zu viel.«

»Das glaube ich Ihnen.«

Eine Weile schwiegen wir beide, dann sagte ich: »Es gibt etwas, das mir nicht aus dem Kopf will, seit ich wieder da bin.«

Duckworth wartete.

»Ich muss dauernd daran denken, *wie* mein Vater ums Leben gekommen ist. Das lässt mir keine Ruhe.«

»Warum denn?«

»Ich weiß, es sah aus wie ein Unfall. Er fuhr mit dem Traktor diesen Steilhang entlang und kippte damit um. Aber das war er gewohnt. Das hat er schon immer so gemacht, und nie ist was passiert.«

»Viele Leute machen jahrelang denselben Unfug, und irgendwann erwischt es sie halt«, meinte Duckworth.

»Ich weiß, ich weiß. Aber als ich den Traktor in die Scheune zurückfuhr – kein Mensch hatte ihn nach dem Unfall angerührt, nur Thomas, als er ihn hochstemmte –, fiel mir auf, dass die Zündung ausgeschaltet war. Und das Mähwerk war hochgeklappt. Genau das, was Dad getan hätte, wenn jemand zu ihm hinuntergekommen wäre, um mit ihm zu reden.«

»Da hat sich aber nie jemand gemeldet. Es gab niemanden, der ausgesagt hätte, er habe vor dem Unfall mit Ihrem Vater geredet, oder sei dabei gewesen, als es passierte.«

»Wer würde das denn tun?«, fragte ich. »Wenn er Dad gestoßen hätte.«

Duckworth dachte darüber nach. »Ich weiß nicht. Ist auf jeden Fall eine interessante Theorie.«

»Während Dad überlegte, was er wegen Len Prentice unternehmen sollte, muss der halb verrückt geworden sein. Würde Dad zur Polizei gehen? Tja, das hat er getan, aber keinen Namen genannt. Oder würde er es Lens Frau sagen, seinen Freunden? Wenn er schon gerichtlich nicht gegen ihn vorgehen konnte, vielleicht würde er versuchen, sein Ansehen zu zerstören. Dafür sorgen, dass alle Welt erfuhr, was für ein Mensch Len Prentice war.«

»Möglich wär's.«

»Das hat Len so umgetrieben, dass er eines Tages herkommt, um Dad davon abzubringen, irgendwas zu unternehmen. Er erfindet vielleicht auch irgendeine absurde Geschichte, warum er diese Fotos von nackten Jungen auf dem Handy hat. Dad mäht gerade den Hang. Er macht den Motor aus, die beiden geraten in Streit, Len versetzt Dad einen Stoß, der kippt nach hinten, der Traktor fällt auf ihn und erdrückt ihn. Len hätte Hilfe holen oder selbst versuchen können, Dad unter dem Traktor rauszuholen, aber er tut's nicht. Len wusste ganz genau, dass das, was Dad da auf dem Steilstück trieb, sehr unvorsichtig war. Mom hatte ihn schon vor Jahren gebeten, Dad zu sagen, er soll damit aufhören.«

Detective Duckworth schürzte die Lippen und dachte nach.

»Glauben Sie, dass ein Mann solche Fotos auf dem Handy behält?«, fragte er. »Da könnte seine Frau sie doch finden.«

Ich hob die Hände. »Keine Ahnung. Marie interessiert sich nicht besonders für solchen technischen Schnickschnack. Hören Sie, ich habe auch nicht auf alles eine Antwort, aber mit dem Mann stimmt was nicht. Das spür ich.«

»Es wäre zumindest einen Versuch wert, hinzufahren und ihm ein paar Fragen zu stellen«, sagte Duckworth. »Mal sehen, wie er darauf reagiert.«

»Ja, machen wir das.«

»Langsam.« Duckworth hob eine Hand.

»Ich komme mit. Ich hab auch ein paar Fragen. Wenn Sie mich nicht mitnehmen, dann renn ich ihm die Tür ein, zwei Sekunden, nachdem Sie gegangen sind.«

Das gab Duckworth zu denken. »Das Reden überlassen Sie aber mir.«

Ich schwieg.

»Gut, fahren wir hin. Sie können mich lotsen?«

»Kann ich. Ich sag nur noch schnell meinem Bruder Bescheid, dass ich jetzt eine Weile außer Haus bin. Und ich muss noch kurz was erledigen.«

»Ich warte auf der Veranda auf Sie.« Duckworth ging hinaus.

Ich ging zu Thomas hinauf. Er saß auf seinem Computerstuhl und betrachtete die Bildschirme und die Tastatur. Ohne Computer war das alles wie ein Auto ohne Motor.

»Kaufen wir jetzt einen neuen Computer?«, fragte er.

»Nicht jetzt sofort«, sagte ich. »Kann ich dich eine Weile allein lassen? Unten an der Straße steht ja noch der Polizeiwagen.«

»Klar. Wo fährst du denn hin?«

»Rüber zu Len Prentice.«

Thomas verzog das Gesicht. »Den mag ich nicht.«

Ich überlegte, ob ich Thomas jetzt gleich fragen sollte, was damals geschehen war, und wer ihm etwas getan hatte, entschied mich aber dagegen. Er hatte in den vergangenen Tagen genug durchgemacht. Da konnte ich ihn nicht auch noch zwingen, über dieses Erlebnis zu sprechen.

»Ich auch nicht«, sagte ich.

Ich wandte mich seinem Telefon zu. »Hast du's angerührt?«

»Du hast doch gesagt, ich soll nicht.«

»Ich wollt's nur wissen.«

»Ich hab's nicht angerührt.«

Ich zog den Apparat heran und drückte die Taste, mit der ich die Anrufliste aufrufen konnte.

Seit dem Abend unserer Entführung hatte niemand mehr angerufen.

Doch um 22:13 Uhr an diesem Abend hatte es einen Anruf gegeben. Es gab nur diese eine Nummer auf der Liste.

Es war eine Nummer aus der Gegend, da war ich mir ziemlich sicher.

»Thomas«, sagte ich. »Hier wird nur eine einzige Nummer angezeigt. Hat dich hier oben sonst nie jemand angerufen? Nicht mal jemand, der dir was verkaufen wollte?«

»Ich lösche die Liste nach jedem Anruf«, sagte er. »Präsident Clinton hat gesagt, ich soll das tun.«

Doch an dem Abend, als Lewis Blocker ans Telefon gegangen war, hatte Thomas keine Gelegenheit mehr gehabt, die Liste zu löschen.

Ich hielt es nicht für klug, die Nummer direkt von Thomas' Apparat aus anzurufen. Ich tippte sie in mein Handy ein, hielt es mir ans Ohr und wartete.

»Wen rufst du an?«, fragte Thomas. »Rufst du den Präsidenten an? Er hat gesagt, ich darf ihn nie von mir aus anrufen. Und wenn das seine Nummer ist, dann hätte sie gelöscht werden müssen.«

Ich hielt eine Hand hoch, damit er schwieg. Am anderen Ende der Leitung klingelte es. Einmal.

Ein zweites Mal.

Zum dritten Mal.

Dann hob jemand ab. Ein Rascheln, dann eine Stimme.

»Harry Peyton.«

Vierundsiebzig

Hallo?«, sagte Harry. »Ist da jemand?«

»Hier ist Ray«, sagte ich, als ich die Sprache wiedergefunden hatte.

»Ray!« rief Harry gutgelaunt. »Menschenskind! Da bist du ja wieder!«

»Ja, wir sind wieder zurück.«

»Meine Güte, was ist denn nur passiert? Einzelheiten hört man in den Nachrichten ja kaum, aber ihr habt herausgefunden, dass die Frau von Morris Sawchuck umgebracht wurde? Lieber Gott, wie seid ihr denn in diese Sache reingerutscht? Ja, gut, ich weiß, Thomas hatte irgendwas damit zu tun, aber lieber Himmel, es hätte euch beiden das Leben kosten können.«

»Hat nicht viel gefehlt«, sagte ich und dachte an etwas ganz anderes. Versuchte zu verstehen.

»Wir haben ein paarmal bei euch angerufen, euch aber nicht erreicht. Da dachten wir, du bist vielleicht nach Burlington gefahren und hast deinen Bruder mitgenommen.«

»Nein.«

Harry lachte. »Klar, jetzt wissen wir ja, wie's wirklich war. Alles in Ordnung mit euch? Ich meine körperlich. Geht's euch gut?«

»Die Handgelenke sind ein bisschen wund«, sagte ich. »Irgendwie tut alles weh.«

»Eine unglaubliche Geschichte«, sagte Harry. »Hör mal, die Unterschriften, die ich noch von dir brauche, das eilt nicht. Das können wir irgendwann mal machen. Wenn euer Leben wieder in geordneten Bahnen verläuft, dann –«

»Nein«, sagte ich. »Machen wir's gleich.«

»Wenn du meinst, ich schau gleich mal in meinem Kalender –«

»Ich bin in ein paar Minuten bei Ihnen.«

»Ray, warte mal. Ray? Du hast mich gerade auf meinem Privathandy angerufen. Warum nicht im Büro? Woher hast du die Nummer überhaupt?«

»Bis gleich«, sagte ich und legte auf.

Thomas sah mich an. »Wie geht's dem Präsidenten?«

Ich ging ins Zimmer meines Vaters, schloss die Tür und setzte mich auf die Bettkante. Ich legte das Handy aufs Bett, fuhr mit der flachen Hand über die Tagesdecke, spürte die Erhebungen auf dem Stoff.

Was zum Teufel hatte das zu bedeuten?

Harry Peyton hatte bei uns angerufen und so getan, als sei er Präsident Clinton. Der Einzige, der ihm das abgenommen hätte, war mein Bruder. Harry wusste Bescheid über die Phantasien meines Bruders.

Und spielte mit ihnen.

Der Anruf, den Lewis entgegengenommen hatte, konnte nicht der erste gewesen sein. Es muss davor schon welche gegeben haben. Für meinen Bruder. Gespräche, von denen mein Bruder geglaubt hatte, er führe sie mit Bill Clinton.

Aber aus eigener Beobachtung wusste ich, dass Thomas diese Gespräche geführt hatte, ohne wirklich zu telefonieren. Er hatte sie sich nur eingebildet.

Harry Peyton wusste von diesen imaginären Telefonaten.

Und hatte beschlossen, sie Wahrheit werden zu lassen.

Ich nahm mein Handy und kehrte in Thomas' Zimmer zurück. Er saß noch immer niedergeschlagen auf seinem Computerstuhl.

»Wenn er ... du weißt schon, wer, dich hier anruft ... was sagt er dann zu dir?«

Thomas blinzelte. »Weißt du noch, ich hab dir doch erzählt, dass er in letzter Zeit nicht mehr so nett war?«

»Ja.«

»Er hat gesagt, uns würde was Schlimmes passieren, wenn ich mit dir darüber rede. Über das, was mir passiert ist, und das, was er mir jetzt sagt. Er hat gesagt, das ist etwas nur zwischen ihm und mir, und er wollte Sachen von mir wissen, persönliche Sachen, und von dir und von Dad. Früher hat er mich solche Sachen nicht gefragt, als wir noch ohne Telefon miteinander gesprochen haben, als ich ihn nur hörte.«

»Was hat er dich über Dad gefragt?«

»Er wollte wissen, ob er über seine Freunde sprach, ob er mir irgendwas Schlechtes über sie erzählt hat. Denn Mr. Clinton musste ganz sicher sein, dass es um mich herum keine Feinde oder Spione oder so was gibt.«

»Was hast du ihm gesagt?«

Thomas zuckte die Achseln. »Nicht viel. Ich hab ihm erzählt, dass ich Len Prentice nicht mag, und dass ich Mr. Peyton überhaupt nicht leiden kann, und dass ich deswegen auch nicht zu Dads Beerdigung gegangen bin, weil ich mir dachte, dass er da sein würde.«

»Thomas«, sagte ich leise, »das, was dir damals, vor langer Zeit, am Fenster passiert ist, das hat Mr. Peyton mit dir gemacht, stimmt's?«

Sein Blick war verschlossen. »Dad hat gesagt, ich darf nicht darüber reden. Nie. Sogar, als er sich entschuldigt hat, als er schon wusste, dass es wahr ist. Er hat gesagt, ich darf nicht darüber reden, solange er nicht weiß, was er tun soll. Aber es könnte sein, dass ich schließlich darüber reden *muss*.« Er sah weg. »Das wollte ich

aber nicht. Ich wollte nie wieder darüber reden. Dad wollte, dass ich es vergesse. Jahrelang. Ich kann das nicht. Es der Polizei erzählen oder in einem Gerichtssaal darüber reden. Nein, nie.«

Ich suchte in meinem Handy nach einer Nummer und stellte fest, dass ich sie nicht eingespeichert hatte. Ich brauchte ein Telefonbuch.

»Wir reden später weiter, ja, Thomas?«, sagte ich. »Und dann besorgen wir dir einen neuen Computer, gut?«

»Gut«, sagte er. »Soll ich Abendessen machen?« Das Angebot kam so unerwartet, dass ich mir die Tränen verbeißen musste.

»Ich weiß nicht mal, ob wir was zu Hause haben«, sagte ich. »Das klären wir alles, wenn ich wieder da bin.«

Ich ging nach unten und sah aus dem Fenster. Detective Duckworth wartete auf der Veranda auf mich. Aus einer Schublade in der Küche holte ich das Telefonbuch und suchte Len Prentice' Privatnummer heraus.

»Hallo?« Es war Marie.

»Hi, Marie. Ray, hier.«

»Ray? Du liebe Zeit! Len und ich, wir haben das über dich und Thomas –«

»Ich muss Sie was fragen. Dauert nicht lang.«

»Was? Was möchtest du denn wissen?«

»Lens Reise nach Thailand, ich weiß, Sie sind nicht mitgeflogen, aber war sonst noch jemand dabei?«

»Ja, natürlich. Harry. Harry Peyton. Aber Len war ein bisschen enttäuscht, weil Harry immer allein unterwegs war. Sag mal, wie geht's euch denn, dir und –«

Ich legte auf und ging hinaus zu Duckworth.

»Planänderung«, sagte ich.

Wir fuhren in Duckworths Wagen in die Stadt. Unterwegs versuchte ich, so gut ich konnte, zu erklären, was sich meiner Meinung nach zugetragen hatte. Harry Peyton hatte erkannt, dass Dad ihm durch die Thailandfotos auf die Schliche gekommen war und jetzt auch dem Glauben schenkte, was Thomas ihm vor zwanzig Jahren über Harry erzählt hatte. Da war er in Panik geraten.

»Ich glaube, er hat meinen Vater umgebracht«, sagte ich. »Oder hat wenigstens keinen Finger gerührt, um ihn zu retten. Und vielleicht hat er schon vor Dads Tod, ganz bestimmt aber danach, angefangen, meinen Bruder unter seiner eigenen Nummer anzurufen. Ich glaube, Harry hat Thomas' Wahnvorstellungen dazu benutzt, ihn davon abzuhalten, über das zu reden, was er mit ihm gemacht hat, als Thomas noch ein Kind war. Er hat darauf spekuliert, dass Thomas schweigen würde, wenn er es für eine Anordnung des Präsidenten hielt.«

»Das ist das Niederträchtigste, was mir je untergekommen ist«, sagte Duckworth. »Und glauben Sie mir, mir ist schon einiges untergekommen.«

»Was hat Harry denn gesagt, als er Sie anrief?«, fragte ich. »Über Thomas und was er auf Whirl360 gesehen hatte.«

»Wie bitte?« fragte Duckworth.

»Ich habe mit Harry darüber gesprochen, was Thomas im Internet gesehen hat. Dass da vielleicht wirklich etwas dahintersteckte und dass ich gerne mit jemandem von der Polizei darüber reden, es aber bestimmt schwerhaben würde, den zu überzeugen. Harry hat gesagt, er kennt Sie, und er würde Sie in meinem Namen anrufen.«

Duckworth schüttelte langsam den Kopf. »Ich kenne Harry Peyton schon lange, aber in dieser Sache hat er mich nie angerufen.«

»Arschloch«, sagte ich. »Dieses gottverdammte Arschloch.«

Duckworth sah mich an. »Glauben Sie, er weiß, dass Sie Bescheid wissen?«

»Das Letzte was er mich gefragt hat, war, warum ich ihn auf dem Handy anrufe. Er wollte wissen, woher ich die Nummer habe.«

Duckworth fuhr sich mit der Zunge über die Oberlippe. »Ich würde sagen, er weiß es.«

»Ja«, sagte ich. »Würde ich auch sagen.«

Wir betraten Harry Peytons Kanzlei. Duckworth hatte darauf bestanden, voranzugehen.

Peytons Sekretärin blickte auf. Sie lächelte uns an.

»Hi, Barry«, sagte sie zu Detective Duckworth. Dann zu mir: »Ray, mein Gott, das ist ja schrecklich, was Sie da erlebt haben. Unfassbar.«

»Wir müssen mit Harry reden«, sagte Duckworth.

»Sie sind gemeinsam hier?«, erkundigte sich Alice.

»Wir müssen mit Harry reden, Alice«, wiederholte Duckworth mit einer Strenge, die er vorher nicht an den Tag gelegt hatte.

Alice' Lächeln erlosch. Sie griff zum Telefon. »Hier ist jemand für Sie«, sagte sie.

Sekunden später ging die schwere Holztür auf, die etwa drei Meter von ihrem Schreibtisch entfernt war. Harry hatte den Türgriff noch in der Hand, als er uns erblickte. Erst mich, dann Barry.

Dass ich hier war und mit mir ein Kriminalpolizist, entschied die Sache. Ich erkannte es an seinem Blick. Er wusste, es war vorbei.

»Harry«, sagte Duckworth und ging auf ihn zu. »Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Harry trat in sein Büro zurück und schlug die Tür zu.

Duckworth stürzte vor, drehte am Griff und drückte gegen die Tür, doch sie gab nicht nach. Ich stellte mich neben ihn und versuchte es selbst. Idiotisch.

»Harry!«, rief Duckworth. »Machen Sie auf!«

Keine Antwort.

»Gibt es noch einen anderen Ausgang?«, fragte Duckworth Alice barsch.

»Nein«, sagte sie. »Die Fenster lassen sich nicht öffnen.«

»Haben Sie einen Schlüssel?«

Während Alice in ihrer Schreibtischschublade kramte, legte ich meinen Mund an die Tür und schrie: »Ich weiß Bescheid, Harry! Ich weiß, was Sie getan haben! Mit meinem Vater und mit meinem Bruder!« Ich schlug mit der Faust an die Tür. »Kommen Sie raus! Kommen Sie raus, verdammt noch mal! Wir wissen alles! Dad hat die Fotos auf Ihrem Handy gefunden und –«

»Verschwinden Sie!«, rief er zurück.

»Er hat die Fotos auf Ihrem Handy gefunden, und da wusste er Bescheid! Er wusste, dass Thomas die Wahrheit gesagt hatte!«

»Finden Sie diesen verdammt Schlüssel«, sagte Duckworth zu Alice.

»Sie sind erledigt, Harry!«, rief ich. »Auch wenn Sie nicht verurteilt werden wegen dem, was Sie Thomas angetan haben oder meinem Vater, in dieser Stadt sind Sie erledigt.« Ich dämpfte meine Stimme, sprach aber noch laut genug, dass er mich hören konnte. »Alle werden erfahren, was Sie sind, Harry. Ein Perverser und ein Mörder. Dafür werde ich sorgen.«

»Hier ist der Schlüssel«, sagte Alice.

»Her damit.« Duckworth nahm ihn ihr ab.

»Eines sollten Sie wissen«, sagte Alice.

»Hören Sie mich, Harry?« Ich rief wieder lauter. »Hören Sie mich?«

Duckworth schob mich beiseite, um den Schlüssel ins Schloss zu stecken. »Nämlich?«, fragte er Alice.

»Er hat eine –«

Da hörten wir den Schuss.

»Runter!«, sagte Duckworth, warf die Arme um mich und riss mich mit sich zu Boden.

Alice, die sich nicht hinter ihrem Schreibtisch hervorbewegt hatte, schrie. Und hörte nicht mehr auf zu schreien.

»Unten bleiben«, sagte Duckworth und presste mir die Hand auf den Rücken, während er selbst aufstand. Er holte eine Pistole aus dem Sakko und rief: »Harry!«

Keine Antwort.

»Harry!«

Duckworth steckte den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn um, packte den Türgriff und drehte daran, während er vorsichtig die Tür aufdrückte.

»O Mann«, sagte er.

Fünfundsiebzig

Ich war erst einmal hier«, sagte Thomas, als wir von der Hauptstraße in die gepflegte Anlage des Friedhofs von Promise Falls abbogen. »Nach Moms Tod, erinnerst du dich?«

»Ich erinnere mich.« Im Schrittempo schlängelten wir uns durch die schmalen Straßen, vorbei an Grabsteinen und Ehrenmalen. Thomas, der nicht viel von den Navigationskünsten von Maria, meiner GPS-Dame, hielt, rührte das Gerät während der ganzen Fahrt nicht an.

Die Ereignisse der vergangenen Woche hatten ihn verändert. Uns alle.

Aber Thomas war nicht wie wir anderen. Er hatte immer den Eindruck gemacht, auf mich zumindest, als sei er gar nicht in der Lage, sich zu ändern. Er war der Gefangene seiner Krankheit. Trotzdem war er nach alldem nicht mehr derselbe.

Zwei Tage, nachdem Harry Peyton sich das Leben genommen hatte, kaufte ich Thomas einen neuen Computer. Zu Hause machten wir ihn startklar, und als ich nach unten ging, um mir ein Bier zu genehmigen, saß Thomas schon wieder vor Whirl360.

Zwanzig Minuten später kam er in die Küche. Es war weder Zeit zum Abend- noch zum Mittagessen. Er brauchte nur eine Pause. Er holte sich eine Cola aus dem Kühlschrank, setzte sich an den Tisch und trank sie. Dann ging er wieder nach oben. Als ich später kurz bei ihm reinsah, las er die Online-Ausgabe der *New York Times*.

Wunder gibt es doch.

Er war bei Dr. Grigorin gewesen, und als ich danach mit ihr sprach, sagte sie, auch sie habe eine Veränderung bemerkt.

»Wir müssen abwarten«, sagte sie. Offensichtlich wollte sie keine falschen Hoffnungen wecken. »Aber ich glaube, er wird die Umstellung gut verkraften. Ich möchte nicht zu viel hineininterpretieren, aber es wäre möglich, dass Harry Peytons Tod für Thomas eine Art Befreiung war. Vielleicht war Harry einer der Gründe, warum Thomas nicht aus dem Haus gehen wollte.«

Thomas behauptete, er freue sich auf sein neues Zuhause. »Dieses Haus erinnert mich zu sehr an Mom und Dad«, hatte er an dem Morgen zu mir gesagt. »Dass Dad und ich allein hier lebten, das war ja noch normal, aber jetzt, wo beide nicht mehr da sind, fühlt sich alles hier irgendwie merkwürdig an.« Nach einer Pause fügte er hinzu: »Und ich weiß, dass du nicht mit mir hier wohnen willst.«

»Thomas, das ist –«

»Du möchtest mit Julie zusammenwohnen, damit du mit ihr Sex haben kannst.«

»Na ja«, sagte ich.

»Ich möchte deinetwegen nicht wieder Ärger kriegen«, hatte er gesagt. Etwas, das ich in den letzten Tagen öfter zu hören bekommen hatte. Als wäre ich derjenige gewesen, der den ersten Dominostein umgekippt hatte. Als wäre ich es gewesen, der Bridget Sawchuck online gesehen hatte.

Nach dem Frühstück hatte er mich gebeten, ihn auf den Friedhof zu fahren, damit er Dad endlich die letzte Ehre erweisen konnte.

Ich hatte ihm erzählt, was sich in Peytons Büro zugetragen hatte. Und dass mir einiges klargeworden war. Dass Peyton sich an ihm vergangen hatte, als er noch über einem Laden in der Saratoga Street wohnte. Dass Dad, als er die Fotos auf Peytons Handy sah, erkannt hatte, dass Thomas die Wahrheit gesagt hatte. Im Rahmen der Ermittlungen rund um Peytons Selbstmord hatte die Polizei alle seine Computer beschlagnahmt und haufenweise Fotos gefunden, bei denen sich einem schon der Magen umdrehte, wenn man nur daran dachte, dass es sie gab.

Ich erzählte Thomas nicht, dass ich glaubte, Harry Peyton sei am Tod unseres Vaters schuld. Es klang zwar plausibel, war aber letzten Endes nur eine Vermutung meinerseits. Ich konnte mir vorstellen, dass Harry zu meinem Vater gegangen war und versucht hatte, ihn davon abzubringen, die Sache mit Thomas und den Fotos weiterzuverfolgen. Dass sie in Streit geraten waren. Dass der Traktor umgekippt war.

Ich hatte mich entschlossen, Thomas nichts davon zu sagen, weil ich das Gefühl hatte, er habe auch so schon genug durchgemacht. Außerdem würde es keine Anklage gegen Harry geben, nichts würde also je vor ein Gericht kommen. Nichts würde je endgültig geklärt werden.

»Sie haben ein gemeinsames Grab, oder?«, fragte Thomas, als ich anhielt.
»Mom und Dad?«

»Ja.«

»Wusstest du, dass man diesen Friedhof auch auf dem Computer sehen kann? Es gibt eine wirklich gute Satellitenaufnahme davon. Ich hab sie mir schon oft angesehen. Ich weiß genau, wo ich hinmuss.«

Erwartungsvoll sprang er aus dem Wagen und ging mit großen Schritten über den Rasen. Ich folgte ihm.

Als er sich dem Grabstein näherte, verlangsamten sich seine Schritte. In respektvoller Entfernung von etwa zwei Metern blieb er stehen und beugte ganz leicht den Kopf, die Hände hielt er gefaltet vor sich.

Ich holte ihn ein und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Hi, Dad«, sagte er. »Ich wäre schon zur Beerdigung gekommen, aber ich wollte Mr. Peyton nicht begegnen. Aber ich habe mir gedacht, jetzt sollte ich dich doch endlich besuchen. Mr. Peyton ist jetzt tot, und ich finde das gut, obwohl man so was wahrscheinlich nicht sagen darf.«

Ich drückte seine Schulter.

»Auf jeden Fall vermisse ich dich. Ray bringt mir einiges bei. Ich mache Essen und lerne, ein bisschen selbständiger zu sein, und das finde ich auch gut, denn ich ziehe in dieses Haus, wo man mithelfen muss.«

Er schwieg, sah aber nicht so aus, als würde er weggehen wollen. Ich hatte das Gefühl, er wolle unserem Vater noch etwas sagen. Ich drückte noch einmal seine Schulter.

»Was ich noch sagen wollte: Es tut mir leid. Nicht nur, dass ich nicht zur Beerdigung gekommen bin und nicht im Haus mitgeholfen habe.« Er schluckte. »Ich wollte sagen, es tut mir leid, dass ich dich geschubst habe, auf der Treppe.« Er hielt inne. Dann fügte er hinzu: »Und auf dem Hang.«

Meine Hand erstarrte.

»Es tut mir leid, dass ich mich so aufgeregt habe, weil ich vielleicht der Polizei das von Mr. Peyton erzählen sollte. Ich musste einfach rauskommen und mit dir darüber reden. Ich wollte dich nicht stoßen. Und es tut mir wirklich leid, dass ich nicht gleich Hilfe geholt habe.« Nach einer weiteren Pause fügte er hinzu: »Ich hatte solche Angst.«

Ich nahm meine Hand von Thomas' Schulter.

»So, ich glaube, das war alles«, sagte er zu unserem Vater. »Ich komm dich bald wieder besuchen.«

Dann drehte er sich um und sagte zu mir: »Können wir jetzt zu meiner neuen Wohnung fahren? Ich würde mir gerne ansehen, wo ich mein ganzes Zeug unterbringen kann.«

Er ging an mir vorbei zum Wagen zurück. Ich stand da wie betäubt und blickte ihm nach.